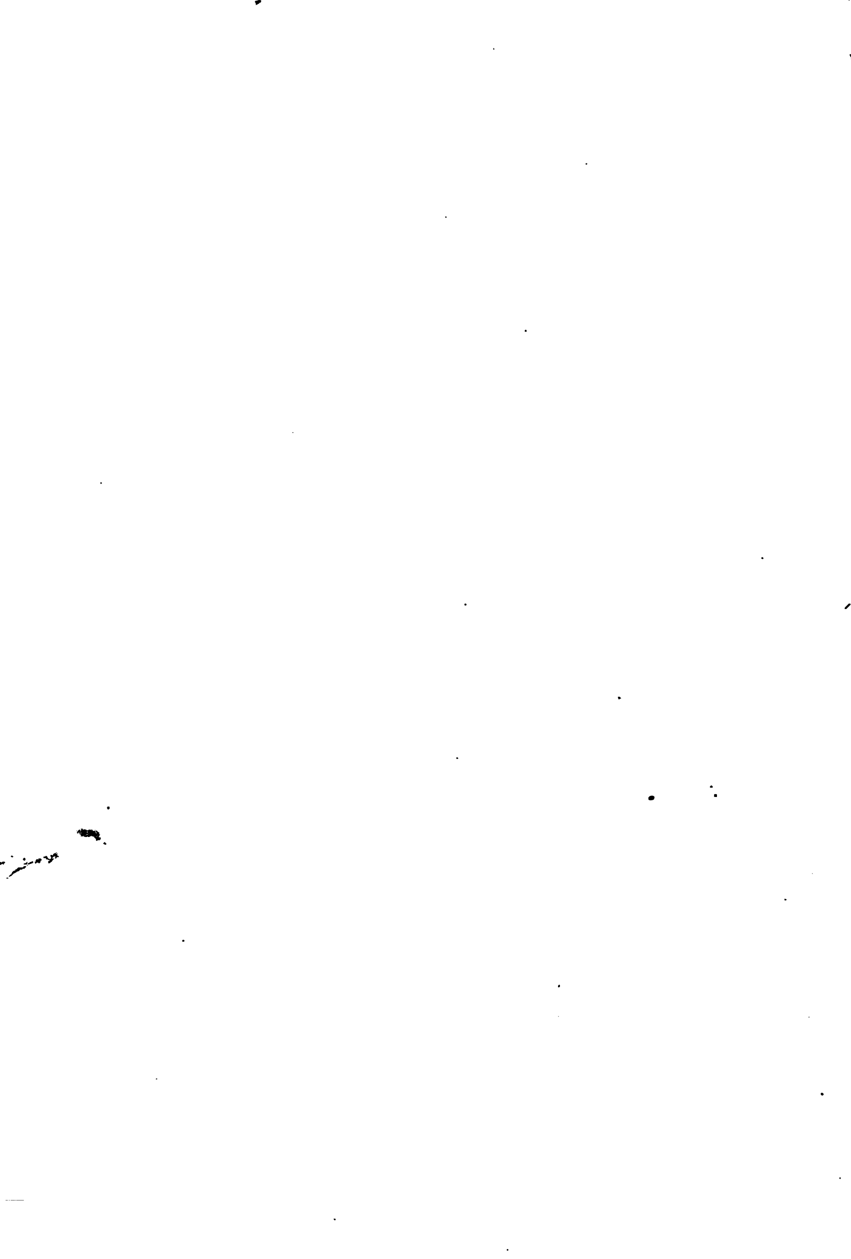


Herzog Johann

oder

Königsmord und Blutrache.

Von

Thomas Bornhauser.

In zwei Theilen.

Dritte Auflage.

1847.

St. Gallen. Druck und Verlag von F. D. Kälin.

1.

Die Landsgemeinde.

Die Sonne trat siegreich aus dem Gewölk, der Rigi mit seiner beschneiten Scheitel und der verhängnißvolle Roßberg stiegen über dem Dorfe Goldau plötzlich aus dem Nebel empor, in welchen sie den ganzen Vormittag sich gehüllt hatten. Freundlich glänzte der blaue Lowerzersee und unweit von demselben, unter den Mithen, am Fuße des prächtigen Hackens, schimmerte weiß aus grünen Matten der Hauptort des Landes, der schöne Flecken Schwyz. Es war der letzte Sonntag des Aprils 1308. Eben war die Messe zu Ende gegangen und in zahlreichen Schaaren umwogte das Volk die Kirche und das alterthümliche Rathhaus in Schwyz. Eilf Uhr schlug die Glocke — siehe! da verließ die Regierung von Schwyz das Rathhaus und setzte sich in feierlichem Zuge nach dem Dörfchen Ibach in Bewegung. Voran schritten zwei Männer mit Helleparten in der Hand, die öffneten eine Bahn durch des Volkes unabsehbare Menge. Trommelschläger, Pfeifer und Musikanten, in bunten, roth und weiß, schwarz und gelb gestreiften Kleidern spielten eine ernste ausdrucksvolle Melodie. Zwei riesenhafte Hirten bliesen die gewaltigen, mit Silber beschlagenen Landeshörner. Dann folgte ein Rathsdiener mit den Gesetzbüchern unter dem Arm, neben ihm ein anderer mit einem Beutel von Sammt, in welchem die Schlüssel zu den obrigkeitlichen Gewölben sich befanden. An sie schlossen Läufer, Großweibel und Landweibel sich an; alle in rothen, mit einem weißen Kreuze gezierten Mänteln. Der Eine trug die Standesfahne, der Andere den Reichsapfel auf dem Stabe und der Dritte das große richterliche Schwert. Hierauf folgten zu Pferd in schwarzer Staatskleidung, mit rothem Mantel und das Schwert an der Seite, die sogenannten vorsitzenden Herren, und nach ihnen, ebenfalls zu Pferde, aber ohne Mäntel, die Räthe, Schreiber und Fürsprechen. Neben

jedem Rosse gingen zwei mit Helleparten bewaffnete Krieger, in jener malerischer Tracht, in welcher späterhin die Schweizer sich auszeichneten in den italienischen Kriegen. Aermel und Beinkleider waren bunt und bauschig, voll Schlitze und Bänder und auf dem rechten Ohre lag leicht und trotzig der weite runde Hut mit den langen, auf die Schulter hinunterwallenden Federn.

So gelangte der Zug nach Ibachs Hütten und Brücken. Dort, wo der Muotastrom aus den hohen Ufern des rauhen Waldthals hervorrauscht, im Angesichte der herrlichen Alpen und im Schatten uralter Bäume — dort standen die Bänke des stufenweise sich erhebenden Kreises, welchen man den „Landsgemeindering" nennt. Auf der innersten Bank setzten sich die Räthe und Geistlichen. Der regierende Landammann Gilg Reichmut trat nebst dem ersten Landschreiber und zwei Standesdienern vor den in der Mitte des Kreises aufgestellten Tisch, auf welchem ein Schreibzeug, die Gesetzbücher und Protokolle, der rothe Beutel von Sammt und das große richterliche Schwert zu schauen waren. Stolz flatterte im Winde die aufgesteckte, mit dem weißen Kreuze verzierte rothe Fahne. Im Sonnenstrahle glänzten die mit Silber beschlagenen Landeshörner auf einer Trommel neben dem Tische. Die Weibel bestiegen eine über dem Ring erhabene Bank und die freien Mannen von Schwyz, deren Jeder ein Schwert an der Seite trug, standen in mancherlei Gruppen um die kreisförmige Bühne, bis der Großweibel mit lauter Stimme rief: „Was Räth' und Landleut' sind, sechszehn Jahre alt und d'rüber, die sollen zusammen stehen an den Ring und zwar bei ihrem Eid." Jetzt eröffnet Landammann Gilg Reichmuth die Verhandlungen des Tages mit einer kurzen Rede.

Das Jahr 1308 ist bekanntlich ein merkwürdiges Jahr in den Annalen der Schweizergeschichte, weil d[illegible] drei Urstände am ersten Morgen desselben die tyrannischen Vögte vertrieben, welche König Albrecht in das Gebirg geschickt hatte, um die reichsfreien Bewohner der Waldstätte zu österreichischen Unterthanen zu machen. Auf dieses Ereigniß gezog sich daher auch die Rede des regierenden Landammanns.

„Liebe, getreue Mitlandleute!" so sprach er, „die Zeiten unserer Drangsale sind vorüber, das Joch, das Albrecht von Oesterreich

den Waldstätten hat auflegen wollen, ist gebrochen. Kein Vogt haust mehr in den drei Ländern. Beringer von Landenberg ist entflohen und hat Urfehde geschworen. Wolfenschieß hat unter Baumgartens Axt, Geßler durch Tells Geschoß den Lohn erhalten, welcher dem Tyrannen gebührt, der, alle göttlichen und menschlichen Rechte verkehrend, sein Amt mißbraucht, um die Freiheiten des Volkes zu Boden zu treten, das er schützen sollte im Namen des Kaisers und des Reichs. Die Burgen Zwinguri und Rotzberg sind zerstört, in Trümmern liegen dort Küßnacht und Schwanau. Auf's neue haben Uri, Schwyz und Unterwalden der Väter alten Bund beschworen, den unschuldigen Bund, der keines Menschen Rechte kränken will, der nichts begehrt, als die Beibehaltung der angestammten, durch die Briefe so vieler Herren und Kaiser bestätigten Freiheit dieser Thäler. Hoffentlich wird König Albrecht, nachdem er unsern ernsten Willen erkannt hat, in sich selber gehen und den Plan aufgeben, uns dem Reiche zu entfremden und mit seinen Erblanden zu vereinigen. Sollte er aber, wider Erwarten, auf seinen feindseligen Absichten gegen uns beharren, so wird er erfahren, daß die Söhne dieser Berge Männer sind, und daß wir das Schlachtschwert eben so wohl zu führen wissen, als den Hirtenstab."

Ein allgemein ausbrechender Jubel bewies, welchen Anklang das Wort des Redners bei seinen Zuhörern gefunden. Der Landammann ermahnte dann das Volk, die Verhandlungen nach alter Sitte mit frommem Gebete zu beginnen, trat einige Schritte zurück und kniete an den Stufen der Bühne nieder, auf welcher der Tisch sich befand. Alle Bürger folgten seinem Beispiele. In feierlicher Stille, mit entblößten Häuptern, lagen die Männer einige Augenblicke auf den Knien vor Dem, der Könige und Hirten aus demselben Stoffe schuf — ein betendes, der Freiheit würdiges Volk. An sein richterliches Schwert gestützt gab hierauf Reichmut Rechenschaft über den Gang der Saatsverwaltung im abgelaufenen Jahre, wobei er das Landessiegel in ausgestreckter Hand hoch empor hielt und seine Mitbürger versicherte, daß er dasselbe nie anders gebraucht habe, als zum Wohle und zur Ehre des Landes. Er berief sich wiederholt auf das Zeugniß der Rathsherren auf der innersten Bank. Nachdem dieses geschehen, stellte er sein Amt wieder zur Verfügung des freien

Volkes, legte sein Schwert zu den Gesetzbüchern und Protokollen und verließ den Tisch, indem er zu den Altlandammännern sich setzte.

„Wen schlaget Ihr vor?“ fragte der Landschreiber den Altlandammann Konrad Abyberg. „Da Herr Gilg Reichmut nur noch ein Jahr im Amte ist, so trage ich darauf an, daß, der Gewohnheit gemäß, Reichmut wieder bestätigt werde,“ antwortete Abyberg. „Ungewöhnliche Zeiten erfordern ungewöhnliche Maßregeln,“ schrie ein bleicher, hagerer Mann, es war Altlandammann Rudolf Reding, „ich schlage den Werner Stauffacher von Steinen vor. Dieser Mann hat sich in jüngster Zeit um die Befreiung unsers Vaterlandes so große Verdienste erworben, daß wir ihm die Würde eines Landammanns gar wohl anvertrauen dürfen; und zwar um so mehr, da unser Staatsschiff bei allfälligen Stürmen eines jungen und kräftigen Steuermannes bedarf. Denn es ist gewiß ein Irrthum, wenn man glaubt, mit der Vertreibung der Vögte sei nun Alles abgethan, die Gefahr ist noch nicht vorüber; Albrecht wird die Schmach nicht so leicht verschmerzen, als Mancher wähnt.“

Jetzt wurde zur Abstimmung geschritten; die Einen erhoben ihre Hände für Reichmut, die Andern für Stauffacher. Der Landschreiber wagte nicht auszusprechen, auf welcher Seite die größere Stimmenzahl sich befinde; eben so wenig die von der innern Bank herbeigerufenen Räthe. Sieben Male wogten die Hände des Volkes auf und nieder. Endlich entschied sich doch die Mehrheit der Versammlung für Gilg Reichmut. Dieser nahm den Platz vor dem Tische wieder ein und leistete dem Volke den Eid für treue Beobachtung der Verfassung und Gesetze. Hinwieder erhoben die Bürger ihre Schwörfinger und gelobten in feierlich dumpfem Tone Gehorsam dem Landammann und der Obrigkeit. Hierauf folgten die Wahlen der übrigen Beamten. Und als noch einige Vorschläge, die Werner Stauffacher zur Sicherung der wieder errungenen Freiheit machte, von der Landsgemeinde angenommen worden, löste sich die Versammlung auf. Wie die Regierung auf dem Platze erschienen war, verließ sie denselben auch wieder; und mit ihr begab sich alles Volk von Ibach nach Schwyz zurück.

2.

Der Freier.

Wir haben hier eine Landsgemeinde geschildert, wie sie mit wenig Abänderungen noch alljährlich in den schweizerischen Hochgebirgen gehalten wird. Das Urtheil über den Werth oder Unwerth dieser Staatseinrichtung muß verschieden lauten, je nachdem man dieselbe mehr aus politischem oder mehr aus dichterischem Standpunkte in's Auge faßt. Daß die Bürger in Masse nicht Kenntnisse genug besitzen, um über Gesetze mit gehöriger Umsicht absprechen zu können; daß eine reine Demokratie nur für ganz kleine Staaten, wo die Interessen nicht sehr verwickelt sind, angehe; daß sie auch hier die Volksbildung nicht sonderlich fördere und unter dem Aushängeschild der Freiheit nicht selten das willkürliche Regiment geistlicher und weltlicher Magnaten begünstige — das ist der Vorwurf, den der Politiker der Landsgemeinde macht, und die Geschichte unterstützt seine Behauptung mit hinreichenden Belegen. Von dichterischem Standpunkte aus betrachtet hat hingegen diese ehrwürdige, altgermanische Einrichtung unstreitig viel Anziehendes. Wer wollte einem Hirtenvölklein nicht gut sein, das, eingeschlossen in seine Berge, unbekümmert um die Händel der Welt, sich so friedlich in die Staatsverwaltung theilt, daß es alljährlich seine Obrigkeit sich selber gibt, und dann der Obrigkeit und dem von der Mehrheit gebilligten Gesetze freiwillig Gehorsam schwört und Gehorsam leistet? Ein Blick auf die Ketten des Ehrgeizes und der Herrschsucht, in welchen so viele Völker schmachten und — wer muß sich nicht darüber freuen, daß die Landsgemeinde in den schweizerischen Bergen einen Zufluchtsort fand, diese Staatsform, die in allen Mitgliedern des Gemeinwesens die menschliche Würde so schön und so rücksichtslos anerkennt? Es ist daher begreiflich, daß bei einem solchen Feste die Alpenbewohner sich fühlen; ja daß selbst Fremde, die sich für die eigene Heimat eine Landsgemeinde keineswegs wünschen, diesem merkwürdigen Schauspiele doch mit großer Theilnahme beizuwohnen pflegen. Das war nun auch im Jahre 1308 der Fall. Nicht nur die Hirten von Schwyz hatten sich zahlreicher in Ibach eingefunden, als es unter dem Drucke

der Vögte in den letzten Jahren geschehen war, sondern auch viele Landleute und Ritter von Zug, Zürich und Rappersweil her.

Das Schwert an der Seite, mit stolzem Blicke und trotziger Haltung, kehrten die Männer von Ibach zurück. In gemessenem Tone besprachen die ältern Bürger sich über die Geschäfte des Tages und über das Glück der wieder gewonnenen Freiheit. Freudig schwenkten die Jünglinge den Hut mit dem Blumenstrauß, den irgend ein hübsches Mädchen am Morgen ihnen geschenkt hatte. Lustig jodelten und zaureten sie durcheinander und der Herdenreihen wiederhallte, vielfach sich brechend in den Felsen am rauschenden Strom. Mancher Senne hielt still bei den überall aufgeschlagenen Buden, um ein paar Butterbrode oder Honigkuchen einzukaufen zum Geschenke, oder wie es in der Sprache des Gebirges heißt, „zum Landsgemeindekram“ für das Mädchen, das ihm den Hut mit Blumen geschmückt hatte.

Unter der heimkehrenden Menge bemerkte man auch einen Jüngling, dem der Bart noch spärlich um das spitze Kinn sich kräuste. Kräftiger jedoch, als man es hätte erwarten sollen, zügelte der junge Mann seinen ungeduldigen Schimmel, um gleichen Schritt zu halten mit den Fußgängern, die nicht immer geneigt schienen, dem fremden Herrn auszuweichen. Obgleich er die Leute freundlich grüßte, so wurde doch sein Gruß selten erwiedert. „Was will Der an der Landsgemeinde? ist der Junker wohl einer von Albrechts Spähern? Wenn wir das wüßten, würden wir ihm heimzünden.“ So sagten halblaut einige kecke Bursche mit mißtrauischem Blick und geballter Faust. „Lasset das gut sein!“ versetzte ein alter Schiffer aus dem Dorfe Arth, „von dem Junker haben wir für unsere Freiheit nichts zu befürchten. Er ist aus der Nachbarschaft, sein Schloß kenn' ich wohl, es liegt bei Sankt Andreas, Zug gegenüber und heißt Hünenberg. Wollte Gott! es wären den Hirten im Gebirg alle Edelleute so gut, wie Heinrich von Hünenberg und Graf Werner von Homburg.“ Das Wort wirkte. Die Sennen griffen hurtig nach ihren Hüten, öffneten die Reihen, um dem Junker Platz zu machen; ja einer von ihnen fragte, ob er nicht die Kinnkette einhängen solle, welche am Gebiß des Pferdes losgegangen war. „Ich danke Dir, Freund,“ entgegnete Hünenberg, „es ist nicht nöthig, denn hier mache ich Halt.“

Und so war es in der That. Gerade einige Schritte weiter stand dicht an der Heerstraße ein großes, mit Sinnsprüchen, bunten Wappenschildern und gemalten Fensterscheiben reich verziertes Haus. Da wohnte einer der ersten Vorgesetzten des freien Volkes, Rudolf Reding ab Biberegg, der seiner Zeit vom Kaiser Rudolf zum Ritter geschlagen und von den Schwyzern sechs Mal nacheinander zum Landammann gewählt worden war. Vor diesem Hause hielt Hünenberg an, übergab den Schimmel einem Knechte und schritt die Treppe hinauf, indem er sein Baret vom Haupte nahm, so daß die blonden Locken auf beide Schultern hinabfielen.

„Guten Abend!“ rief er einem hübschen Mädchen zu, das seiner an der Thüre zu warten schien, einem Mädchen, dem das blumengeschmückte Häubchen und das, rothe mit goldenen Spangen besetzte Mieder sammt der weißen, gestickten Schürze so wohl stand, daß ein Fremdling, der Redings Tochter nicht kannte, ungewiß gewesen wäre, ob er eine reiche Alpenbesitzerin, oder ein adeliches Fräulein vor sich habe. Allein Heinrich war kein Fremdling im Hause des Altlandammanns. „Guten Abend, liebe Antonia,“ rief er und drückte der Jungfrau mit dem vollen Busen und den runden weißen Armen einen feurigen Kuß auf die rosige Wange.

„Ei! was?“ versetzte Antonia, indem sie mit dem Schlüsselbund spielte, der ihr an einer silbernen Kette am Gürtel hing, „was? der Herr von Hünenberg ist an der Landsgemeinde und läßt sich erst auf dem Rückwege in Redings Hause sehen. Es ist doch viel, daß der Herr nicht vollends vorbeigeritten ist.“

„Nur nicht geschmollt!“ sprach der Jüngling, „nur nicht geschmollt! Gerne wäre ich am Morgen schon bei dem Hause des Ritters und Altlandammanns Rudolf Reding von Biberegg abgestiegen; aber ich hatte meine guten Gründe, es nicht zu thun.“

„Und diese guten Gründe? darf ich Euer Gnaden bitten, sie zu nennen?“ fiel Antonia ein.

„O ja! In diesem Hause wohnt ein gewisses schnippisches, aber sehr schönes und leider! sehr liebes Mädchen, von dem ich, wenn ich ein Mal da gewesen, mich so ungerne getrennt hätte, daß ich wahrscheinlich von der Landsgemeinde nicht viel gesehen haben würde. Und doch wollte ich sie heute nicht versäumen. Daher kehre ich erst

auf dem Rückwege an und zwar in der bestimmten Erwartung, einen tüchtigen Landsgemeindekram zu erhalten."

„Mit nichten, edler Herr! mit nichten! Man merkt wohl, daß der Herr von Hünenberg kein ächter Landsgemeindemann ist und daß er die Sitten der freien Schwyzer nicht kennt. Wer an der Landsgemeinde war, bringt dem ein schönes Geschenk, die zu Hause gaumten. So will's der Gebrauch."

„Und warum das? etwa zum Lohne dafür, daß sie, zumal wenn es Frauen sind, ihre Neugierde bezwangen, und das Gedränge nicht durch ihre Gegenwart vermehrten? oder die Augen der Männer vom Vaterlande ab und auf sich selbst zogen?"

„Ganz richtig, edler Herr! Euer Scharfsinn faßt die Sache aus dem gehörigen Gesichtspunkte auf."

„Gut, schon gut! mich will aber bedünken, ich habe heute eine gewisse Antonia gesehen, die sehr neugierig sein muß; denn sie hatte sich bis auf ein paar Schritte zum Landsgemeindestuhl vorgedrängt."

„So? Was die jungen Herren nicht Alles sehen! Sei's auch! Ich denke, das sei nicht Neugierde, sondern Vaterlandsliebe gewesen. Der freien Schwyzerin geziemt es, daß sie auch dabei sei, wenn die Männer sich über das Wohl des Landes berathen."

„Schon recht! aber wie steht es in einem solchen Fall um das Landsgemeindegeschenk."

„Wie es stehe, wenn beide an der Landsgemeinde gewesen, der Jüngling und die Jungfrau? O die Frage ist gar nicht schwierig — der Knabe hat das Geschenk zu machen."

„Woher weiß man das?"

„Das kann ich jetzt nicht gerade sagen. Doch wohl! — aus dem Landbuch. — Die Verfassung soll sich darüber ganz bestimmt aussprechen."

„Wirklich? ei der tausend! Was Euer Landbuch nicht Alles vermag! Je nun, ich werde mich den Gesetzen unterziehen müssen," sagte lachend der Jüngling, nahm dann einen kostbaren Ring von der Hand und steckte ihn an den Finger der Geliebten.

Er sollte das Pfand seiner Treue seine. Heinrich war bis jetzt zwar oft zu Antonia zur Kilt oder zur Spinne gegangen (ein Ausdruck, mit welchem die Gebirgsbewohner die zärtlichen Besuche be-

zeichnen, welche die Jünglinge der Auserwählten des Herzens zu machen pflegen); allein bis zu einem förmlichen Eheversprechen war es noch nicht gekommen. Der heutige Tag sollte sein Loos entscheiden. Nachdem er das Jawort von den Lippen des holden Mädchens weggeküßt, wollte er auch bei'm Vater Reding um Antonias Hand anhalten und zugleich den Tag der Trauung festsetzen. Rudolf Reding war noch auf dem Rathhause, wo, alter Uebung gemäß, eine Mahlzeit hätte stattfinden sollen, die aber um einige Stunden verschoben werden mußte, weil gerade nach Beendigung der Landsgemeinde Nachrichten eingelaufen waren, welche den Landammann nöthigten, eine Sitzung des Rathes zu veranstalten. Die übrigen Mitglieder sollen zwar später das Versäumte wieder eingebracht haben; allein Reding, der, seines geschwächten Magens wegen, solchen Schmausereien abhold war, benutzte die Gelegenheit, sich früher nach Hause zu begeben, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre.

Obgleich Reding bei seiner Heimkunft dem Heinrich von Hünenberg treuherzig die Hand schüttelte, so entging doch des Vaters Verstimmung dem scharfen Blick der Tochter nicht. „Der Vater hat etwas auf dem Herzen," sagte sie; „entweder plagen ihn die Gichtschmerzen in den Füßen, weil er im feuchten Rasen sich verkältete, oder er zürnt darüber, daß unser Volk den Werner Stauffacher nicht zum Landammann wählte, sondern den Gilg Reichmut, der, nach des Vaters Meinung, in solchen Zeiten dem Platze nicht gewachsen ist." Hünenberg verstand den Wink nicht, der in diesen Worten lag, oder er wollte ihn nicht verstehen. Als daher Rudolf die warmen Socken und den bequmen Hausrock angezogen, und sich in dem weichgepolsterten Lehnstuhl niedergelassen hatte, faßte Heinrich seine Antonia, die etwas verschämt auf's Mieder niederblickte, bei der Hand und bat den Altlandammann um seinen väterlichen Segen. Beide hatten so sicher auf Gewährung der Bitte gerechnet, daß sie gleichsam aus den Wolken fielen, als der lange, hagere Mann, seine Fußschmerzen vergessend, blitzschnell aus dem Lehnstuhl auffuhr und das schreckliche Wort sprach:

„Was? Herr von Hünenberg! Ihr mein Eidam? und Antonia Eure Frau? Nein, davon kann keine Rede sein."

„Und warum nicht?" fragte der Jüngling überrascht, „ich dächte

doch, meine Geburt, mein Vermögen und mein Betragen wäre von der Art, daß — daß"

„Daß ich Euch gar wohl meine Tochter zum Weibe geben dürfte?" ergänzte Reding, „und daß ich es vielleicht noch für eine große Ehre halten sollte, daß Ihr sie nehmt. Nicht wahr?"

„So unbescheiden will ich nicht sein," entgegnete der Jüngling. „Allein ich glaubte, die Absicht meiner wiederholten Besuche sei Euch kein Räthsel. Da Ihr mir also keinen Wink ertheilt, dieselben einzustellen, da Antonia meine Liebe mit Gegenliebe vergilt: so begreife ich allerdings nicht, welches Hinderniß unserer Vereinigung auf ein Mal in den Weg treten sollte."

„Vater, lieber Vater!" hob die Jungfrau schüchtern an, „Ihr waret doch meinem Heinrich immer gut und oft sagtet Ihr, ein Mädchen müsse sich keineswegs scheuen, Frau von Hünenberg zu werden."

„Es ist richtig," sprach der Vater, „so äußerte ich mich früher; und es mag auch jetzt noch gelten für Andere, aber für Reding's Tochter gilt es von heute an nicht mehr. Oder, wenn Du Dich nicht scheuen müßtest, diesem jungen Manne die Hand zu reichen, so darf wohl er Bedenken tragen, einen Unglücksvogel auf seine Burg zu führen, der vielleicht das Verderben herbeirufen würde auf ihn und sein ganzes Geschlecht."

„Ein Unglücksvogel? Gott im Himmel! was will das sagen?" fragte Antonia, fragte Hünenberg.

„Ich werde es Euch erklären," versetzte Reding, indem er seine lange, hagere Gestalt stolz aufrichtete — und mit leuchtendem Blicke und langsamem, feierlichen Tone nach dem Jüngling sich wandte. „Was meinet Ihr? Herr von Hünenberg! Wenn Ihr diese Antonia heirathet — wer wird dann wohl Euer Schwäher sein?"

„Sonderbare Frage! doch wohl Niemand anders, als der brave Rudolf Reding ab Biberegg, der vom Kaiser Rudolf mit der Ritterwürde und vom Schwyzervolke sechs Mal mit dem Landammannamte beehrt wurde."

„Der brave Rudolf Reding?" rief dieser mit bitterm Lachen. „Possen! Flausen! — Das sind vergangene Dinge — nein! junger Herr! Euer Schwäher wird der ehrlose Rebelle Reding sein, der

vielleicht in wenig Wochen am lichten Galgen baumelt, oder sein Haupt durch das Schwert des österreichischen Henkers verliert! Ha, ha! Wie mundet das dem künftigen Eidam!?"

„Wehe! was sprecht Ihr da?"

„Die reine Wahrheit — ja bei Sankt Meinrad — die bare, nackte Wahrheit. Ihr sahet heute unsere Landsgemeinde, vermuthlich die letzte Landsgemeinde, die in unsern Bergen gehalten wurde. Wir meinten, sie sei das Auferstehungsfest uns'rer Freiheit. — Eitler Wahn. Wir haben den Vorabend ihres Unterganges gefeiert. Denn als wir uns eben auf dem Rathhause zu Tische setzen wollten, kam uns die Nachricht zu, daß Albrecht in den vordern Landen erschienen sei, uns mit Krieg zu überziehen, und daß er geschworen habe, die Vertreibung seiner Vögte an den Waldstätten furchtbar zu rächen."

„Das kann nicht sein," erwiederte Hünenberg, „König Albrecht liegt ja in Böhmen und hat vollauf zu thun, wenn er seinen Plan ausführen und die Krone jenes Landes auf das Haupt seines Sohnes Friedrich setzen will. Der Anhang des Herzogs Heinrich von Kärnthen soll sehr stark sein."

„Albrecht ist in Winterthur, sag' ich Euch; und sein Heer belagert im gegenwärtigen Augenblicke das Schloß Fürstenstein, das dem Herrn von Rotberg angehört, dem Dienstmanne des Bischofs von Basel. Denn der König zürnt dem Bischof um des Sißgau's willen, der durch Peter Eichspalter käuflich an das Hochstift gebracht wurde. Wir wissen das von sicherer Hand; der Mann, welcher den Sißgau an das Hochstift verkauft hat, unser bewährte Freund, Graf Werner von Homburg, schickte uns heute einen Boten und ließ uns warnen, damit die Waldstätte nicht unvorbereitet von Albrecht überfallen würden."

„Wohlan, es sei," sprach der Jüngling, „das Volk im Gebirg wird sich auch des Königs zu entwehren wissen."

„Hoffentlich, hoffentlich!" entgegnete Reding mit schlauem Lächeln. „Der Kampf wird heißer werden, als Albrecht wähnt; die Hirten von Uri, Schwyz und Unterwalden werden einträchtiger handeln, als die Edeln von Oesterreich, Steiermark und Krain. Ich selber will in den Reihen meines Volkes siegen oder sterben.

Aber wie steht es mit Euch? Herr von Hünenberg! — wo wird Euer Posten in diesem Kampfe sein?"

Hünenberg wurde bleich und schwieg.

„Ihr seid," fuhr Reding fort, „des Königs Dienstmann."

„Um Vergebung! Ritter Landammann, eigentlich bin ich Dienstmann des Herzogs Johann," wendete Heinrich mit bescheidenem Tone ein.

„Was Herzog! das gilt gleich viel," entgegnete Reding. „Euer Herzog von Oesterreich ist noch minderjährig, oder wird, besser gesagt, von seinem Vormund, dem Könige, als minderjährig behandelt. Albrecht wird daher auch die Dienstmannen seines Neffen Johann gegen die Waldstätte aufbieten, und somit wird auf jeden Fall Euer Platz während dieses Kampfes in den Reihen unserer Feinde sein. Folglich müsset Ihr begreifen, daß unter solchen Umständen von einer Verlobung oder gar von einer Trauung keine Rede sein kann. Die Eidgenossen bedürfen vielleicht meines Rathes und meiner Erfahrung im Kriegswesen. Ich will ihr Mißtrauen nicht vorsätzlich dadurch gegen mich aufregen, daß ich am Vorabende des Kampfes meine Tochter einem Manne zum Weibe gebe, den Pflicht und Ehre unter des Feindes Fahne ruft. Uebrigens bin ich Das auch Euch schuldig, junger Mann. Das Loos der Schlachten ist ungewiß und nicht immer begünstigt der Sieg die gerechte Sache. Sollte die Vorsehung beschlossen haben, daß die Freiheit von meinem armen Vaterlande genommen werde, so will ich Euch nicht in meinen Untergang verwickeln. Diese Habsburger kenne ich — sie werden im Falle des Sieges schreckliche Rache nehmen für die Verjagung der Vögte, zumal an den Häuptern des Aufstandes. Die Tochter eines Rebellen soll nicht schmähliches Verderben bringen über Hünenberg und sein Haus. Oder was sagst Du dazu, Antonia? Du kennst nun die Lage der Dinge; komm', sei Du selbst Richterin zwischen mir und diesem jungen Manne."

Antonia hatte sich in eine Ecke des Zimmers zurückgezogen und weinend dem ganzen Gespräche zugehört. Sie glaubte versinken zu müssen unter der Last des einbrechenden Unglücks. Die letzten Worte Redings aber gaben ihrem Herzen die verlorne Spannkraft wieder. „Der Vater hat Recht," sagte sie gefaßt, „Antonia soll Dir kein

Unglücksvogel sein. Lebe wohl! guter Heinrich! gehe, wohin Pflicht und Ehre Dich ruft.

Hünenberg suchte eine Antwort, aber er fand keine. Schweigend bot er dem Altlandammann die Hand und stieg, von der Tochter begleitet, die Treppe hinab. Erst als er ihr den Abschiedskuß gegeben und sich auf seinen Schimmel geschwungen hatte, sagte er: Ich weiß nun, was ich thun will. Ich reite über den Berg nach Alt-Rapperschwil, zum Grafen von Homburg. Der soll mir nähern Aufschluß geben. Ist dann wirklich das Hoflager in Winterthur, so verfüge ich mich vielleicht geraden Weges dorthin, um mit dem Herzog Johann selbst Rücksprache zu nehmen, was in der Sache zu thun sei.

3.

Schöne Herren und Frauen und eine alte Hexe.

Daß Hünenberg sich sträubte, eine Nachricht zu glauben, die, wenn sie sich bewährte, sein ganzes Lebensglück bedrohe — das ist sehr begreiflich. Indessen hatte die Sache selbst ihre volle Richtigkeit. König Albrecht war von Basel her über Rheinfelden, wo er seine Gemahlin Elisabetha zurück ließ, in den Thurgau gekommen. Er führte seinen Sohn, den Herzog Leopold, seine beiden Neffen, den Herzog Ludwig von Baiern, Herzog Johann von Oesterreich, die Churfürsten von Mainz, Trier und Köln, die Bischöfe von Straßburg und Speier, nebst vielen andern Herren und Rittern mit sich. König Albrecht bezog mit den vornehmern Gästen die alte Kiburg, während der größte Theil seines Gefolges nach Winterthur und auf die Burgen und Dörfer des benachbarten Dienstadels verlegt wurde. Natürlich ging bei diesem Anlasse auch das Schloß Wart nicht leer aus, das damals den Rebhügel schmückte, der Pfungen gegenüber auf der rechten Seite der Töß sich erhebt. Namentlich hatte Herzog Johann aus gewissen Gründen den Aufenthalt auf der Wart demjenigen auf der Kiburg vorgezogen.

An dem Tage, von welchem wir hier erzählen, saßen zwei Ritter in dem großen Saale des Schlosses Wart und spielten Schach. Der

Eine derselben, ein Mann von etwa dreißig Jahren, war Ritter Rudolf von Balm, der Schwager des Hausherrn. Sein Gegner war ein reichgekleideter Jüngling, dem aber das schwarze krause Haupthaar, der für sein Alter starke Schnurrbart und die braune Gesichtsfarbe einen hohen Grad von Männlichkeit verlieh. Finster runzelte er die Stirne, wenn Balm ihm eine Figur wegnahm und düster blitzten die wilden Augen unter den niedergezogenen Braunen hervor, um die Blößen des Feindes zu erspähen. Das war der Herzog Johann von Oesterreich. An seiner Seite stand ein Ritter, dem schon einzelne weiße Haare um Scheitel und Kinn sich zeigten, der Herr des Schlosses, Rudolf von Wart. Der beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit den Gang des Spiels.

Seine Gemahlin, Gertrud von Wart, nähte vorn im Erker an einem zierlichen Spitzkragen für ihren Eheherrn. Neben ihr strickte eine jüngere Dame, die Gattin des Freiherrn Walter von Eschenbach, an einem Kinderstrümpfchen. Wer die Dame näher in's Auge faßte, konnte leicht errathen, für wen sie stricke. Sie ließ einen Knäuel zu Boden fallen. Rasch hob Walter von Eschenbach, ein schöner, schlanker, junger Ritter ihn auf mit den Worten: „Ich will Dir zuvorkommen, weiß ich doch, daß das Bücken Dir sauer wird." Dann schlang er traulich seinen Arm um die Gattin, mit welcher er seit sieben Monden verehelicht war und fragte schäkernd: „Siehe, liebe Elisabetha! wie Frau Gertrud ihrem Eheherrn einen schönen Spitzkragen verfertigt. Arbeitest Du auch für mich? soll ich diese Strümpfe bekommen?" „Ja!" sagte die Freiherrin, „wenn Du recht thust und nicht wieder nach Böhmen ziehst." „Ich fürchte aber," entgegnete Walter, „sie werden viel zu klein." „Sei unbesorgt, sie lassen sich dehnen," erwiederte die Frau, ihm mit der Stricknadel auf die Finger schlagend.

In diesem Augenblick rief der Ritter Balm mit lauter Stimme: „Schach!" „Hat nichts zu bedeuten," versetzte sein Gegner am Spieltisch, „ich schiebe nur den Bauer vor." Sei es nun, daß Herzog Johann nicht so viele Uebung besaß, wie der Ritter, oder daß er mit etwelcher Zerstreutheit spielte, genug: er kam mit jedem Zuge stärker in die Klemme. „Schach vom Läufer! Schach von der Königin! Schach vom Springer!" rief Ritter Balm im Jubel des Sieges schnell nach-

einander. „Ich bin schachmatt," sprach der Herzog. „Weichet auf das schwarze Feld aus," rieth Rudolf von Wart. „Das geht nicht an," belehrte Balm seinen Schwager, „der feindliche König ist dem Herzoge überall im Wege." „So ist's!" entgegnete mit bitterm Lachen der Herzog. „Ihr habet wahr geredet, der feindliche König ist mir überall im Wege." Mit diesen Worten rüttelte der Jüngling die Figuren wild durcheinander, so daß etliche derselben zu Boden fielen; dann sprang er vom Sessel empor und schritt hastig das Zimmer auf und ab. „Wer hat es gewonnen?" fragte Frau Gertrud ihren Bruder. „Ihr müsset nicht fragen," sagte der Herzog, „Euer Bruder ist Sieger. Ich habe verloren, denn ich bin zum Verlieren in die Welt gekommen." Damit verließ er den Saal.

„Der Herzog scheint von sehr heftiger Gemüthsart zu sein," begann Frau Gertrud von Wart. Es lohnt sich wohl der Mühe, so darüber zu zürnen, daß er schachmatt geworden. Mit solchen Brausköpfen sollte man nie spielen. Oder meint er etwa, der Andere sollte ihm zu Gefallen das Spiel verlieren, weil er Herzog ist."

„Man muß ihm ein Bischen Unmuth schon zu gut halten," fiel Frau von Eschenbach ein. „Seine Verwandten behandeln ihn darnach. Ich bin nur ein Weib, — aber an seiner Stelle würde ich meinen Groll nicht an armseligen Schachfiguren auslassen, sondern an den Menschen, die mich wie eine Schachfigur hin- und herschieben wollten."

„Brechen wir dieses Gespräch ab, ehe der Prinz wieder in's Zimmer tritt," sagte Frau Gertrud von Wart, ein paar zierlich in Elfenbein gebundene Bücher auf den Tisch legend. „Leset uns lieber etwas vor aus den Nibelungen, aus dem Parzival oder aus Lanzelot vom See."

„Getroffen!" rief mit Begeisterung der leidenschaftliche Freund altdeutscher Gedichte, Freiherr von Eschenbach — „getroffen! Frau Gertrud! Ihr reichet uns hier den rechten Balsam. Ueber den göttlichen Gesängen aus der Zeit der Hohenstaufen wollen wir die rechnende Prosa der Habsburger vergessen. Schauet einmal die Gemälde an, mit denen der Künstler dieses Buch schmückte! Welche Recken! welche Frauen! Was das für Gestalten sind, es wird einem bei ihrem Anblick recht ordentlich warm um's Herz. Das waren

noch Helden, die fochten für die Ehre, für der Minne Sold, für das heilige Grab; während wir heut zu Tage dem einäugigen Krämer dienen, der unsere Burgen uns für ein Sündengeld abdrückt und unser Blut vergeudet, um Kronen und Herzogshüte auf die Häupter seiner Söhne zu bringen. Damals galt ein Drache und ein schuftiger König gleich viel — ein wackerer Ritter kam und stieß beiden das Schwert in's Gekröse. Wohlan! was soll ich lesen? Siegfried's Tod? Der Chriemhild Rache?"

Eschenbach wandte sich mit dieser Frage theils an die Frauen, theils an den Herzog Johann, der wieder in den Saal getreten war. „Ich weiß nicht," antwortete dieser, „aber wenn mich meine Wahrnehmung nicht täuscht, so steht uns ein Besuch bevor."

Zu gleicher Zeit trat der Knecht Russaling in den Saal und flüsterte seinem Herrn, Rudolf von Wart, etwas in's Ohr. „Je! nun! es sei! sie mögen hereinkommen!" sagte laut der Herr von Wart.

„Wer ist es?" fragte Frau Gertrud. Als aber Wart antwortete: „die alte Elsbeth von Gäbistorf und ihre Tochter wollen der Gesellschaft eine kleine Unterhaltung geben," da schüttelte Gertrud das Haupt mit den Worten: „Sie sollen draußen bleiben! Wo denkst Du hin? Es stehen Beide in schlechtem Rufe. Die Tochter, heißt es, sei eine fahrende Dirne und von der Alten sagen sie noch viel schlimmere Dinge. Was will die böhmische Hexe auf unserer Burg?"

„Ha! noch Landskraft, wie ich merke," fiel der Herzog ein. „Bin auch ein halber Böhme, Frau Gertrud, und muß daher bitten, daß man meine Landsleute nicht so schnöde von der Thüre zurückweise."

Frau Gertrud, die in ihrem Eifer nicht daran gedacht hatte, daß des Herzogs Mutter eine Böhmin gewesen, kam nun durch Johanns Erinnerung einigermaßen außer Fassung und wollte etwas zu ihrer Entschuldigung sagen, als die Alte und ihre Tochter im Saale standen, vor den Rittern und Frauen mit tiefem Anstande sich verneigend. Die Mutter war ein großes Weib, das im dunkeln, faltenreichen Gewande, in der stolzen Haltung des Körpers und in der Feierlichkeit der Bewegungen einer Priesterin des Alterthums glich. In dem stechenden Blicke des wirren Auges lag etwas Wildes, Schwärmeri-

ches, und aus den verzerrten Zügen des ehemals schönen, jetzt aber von der Sonne gebräunten, magern Gesichtes sprach etwas Unheimliches, von dem man nicht recht wußte, ob man es für tiefen Seelenschmerz oder für flammenden Haß nehmen sollte. Die Stimme klang hohl und geisterhaft und hatte, zumal bei'm Lachen, etwas Widerliches, Grausenvolles. Elsbeth trug eine Violine und spielte dieselbe mit Meisterhand. Ganz anders war der Eindruck, welchen die junge Harfenspielerin machte, die zugleich mit Elsbeth im Saale erschienen war, und die man eine vollendete Schönheit nennen konnte. Sie hatte den langen, mit goldenen Blumen umsäumten Schleier zurückgeschlagen. Weiße Perlenschnüre umwanden das schwarze Haar, das in reichen Locken auf den Liliennacken hinab fiel. Das rosige, von einem himmelblauen Gürtel gehaltene Oberkleid ging nur bis an die Knie; die weißen Beinkleider aber reichten bis zu den zierlichen gelben Sandalen hinunter. Mit holder Sittsamkeit senkte sie anfänglich das griechische Köpfchen mit den großen, glänzend schwarzen Augen zur Erde. Als aber die Mutter gebieterisch den Fidelbogen erhoben, griff Rosa folgsam in die Saiten und öffnete nach einigen Präludien den karmoisinrothen, kleinen Mund, aus dem die Zähne glänzten, wie Elfenbein. Sie sang folgendes Lied:

Ohne Freude, ohne Ruh?
Mädchen, was weinest Du?

Mein Vater war ein tapferes Herz,
Sein Helm war Gold, sein Kleid war Erz; —
Und als die Kriegsdromete klang,
Der Held sich auf sein Schlachtroß schwang,
Ließ Weib und Kind alleine —
Siehst, Ritter, Du jetzt, was ich weine?

Ohne Freude, ohne Ruh?
Mädchen, was weinest Du?

Die Feinde wogten hin und her —
Mein Vater stand — ein Fels im Meer —
Da blitzt es aus Verräthers Hand,
Und sterbend lag der Held im Sand. —

Zur Waise ward die Kleine —
Siehst, Ritter, Du jetzt, was ich weine?

Ohne Freude, ohne Ruh?
Mädchen, was weinest Du?

Weit weg von meines Vaters Grab
Führt Armuth uns am Wanderstab.
Auf unsern Burgen schmaust und lacht
Der Mörder, der uns arm gemacht.
So geht es heut zu Tage —
Siehst, Ritter, Du jetzt, was ich klage?

Rosa sang das Lied mit unaussprechlicher Anmuth, so daß nicht nur den beiden Edelfrauen, sondern auch dem Herzog Johann die Thränen in den Augen glänzten. „Ein schönes Lied!" begann Eschenbach, „bei Gott, ein schönes Lied! Wer ist der Dichter? und wem gilt es?" — „Fraget nicht," unterbrach ihn der Herzog, „wer mit solchem Ausdrucke singt, beklagt nicht fremdes Geschick, sondern weiß aus eigener Erfahrung, was es heißt: Waise sein." Dann wandte er sich an Rosa mit den Worten: „Dein Schicksal geht mir zu Herzen. — Wer war Dein Vater? Wo ist er gefallen? Und wer ist der Schurke, der ihn des Lebens und Euch des Eigenthums beraubte?" Das Mädchen verneigte sich ehrfurchtsvoll, legte den Zeigefinger auf den Mund und deutete mit der Hand nach der Mutter. Diese hatte inzwischen einen Teller genommen und war, bei den übrigen Gästen, die ihr umsonst ihre Gaben anboten, stolz vorüberschreitend, zum Prinzen hingetreten, der ihr ein Goldstück in den Teller legte. „Deine Tochter hat mich an Dich gewiesen," sprach Johann, „wohlan! wer bist Du und welches Mißgeschick hat Dich betroffen?" Elsbeth nahm mit ihren langen, magern Händen das Goldstück und gab es der Tochter, indem sie den Teller wieder auf den Tisch stellte. Dann richtete sie sich hoch empor und sagte: „Elsbeth von Gäbistorf erzählt nie von den Schicksalen, die sie selber betroffen in den Tagen, die vergangen sind; aber sie verkündet Andern die Schicksale, die ihrer warten im dunkeln Schooße kommender Zeiten." Damit wollte sie der Frau Gertrud die Hand fassen, diese aber zog dieselbe schaudernd zurück und sprach: „Kannst Du meines Almosens entbehren,

so bedarf ich auch Deiner Weisheit nicht." Die Alte aber entgegnete: „Viel Kreuz um den Lebensfaden, viel Kreuz! Doch wird der Schuh Dich am meisten drücken, wenn Du Deinen Mann daraus tränkest." Freundlicher begrüßte sie die Frau Elisabetha von Eschenbach, in welcher sie eine Ahnfrau von Fürsten erblicken wollte. Zum Herzog Johann aber sagte sie:

„Jüngling mit dem Herzogshut,
Königsblut für Königsblut —
Nicht länger ein Unterjochter —
Denn des Muthes Lohn
Ist des Königs Tochter,
Ist des Königs Thron."

Jetzt hielten ihr auch Balm und Eschenbach die Hände hin. Die Wahrsagerin aber rief: „Blut! Blut!" lachte wild, griff nach der Geige, spielte einen stürmischen Walzer und verließ mit dem holden Röschen rasch den Saal.

4.

Es kommen noch mehr Gäste.

Obgleich die Vorsehung uns verbirgt, was der morgende Tag uns bringen wird, und obgleich es gut ist für unsere Ruhe und für unsere Thätigkeit, daß sie uns dieses verbarg, so fanden sich doch immer Menschen, die den Schleier gerne gelüftet hätten, und selten fehlte es Denen an Gläubigen, welche behaupteten, sie besäßen die große Kunst, das dunkle Buch der Zukunft zu entziffern. Indessen war es von jeher ein sehr mißliches Handwerk um das Handwerk eines Propheten. Am sichersten gingen immer Diejenigen, welche das Ereigniß erst weissagten, nachdem dasselbe schon eingetroffen war (was, beiläufig bemerkt, häufiger geschah, als mancher Gelehrte sich vorstellt). Wer das Ereigniß nicht abwarten wollte, der mußte gewöhnlich seine Orakelsprüche so dunkel und zweideutig abfassen, daß sie sich auf das Mißlingen eben so wohl anwenden ließen, wie auf das Gelingen. Auch die Alte von Gäbistorf scheint diese Kunst

einigermaßen verstanden zu haben Am weitläufigsten hatte sie dem Herzoge geweissagt, und doch wußte Niemand, was sie eigentlich damit gewollt. Daß sie ihm eine Königstochter und einen Königsthron verheißen habe, — darüber waren Alle einig, wo aber derselbe zu gewinnen sei, ob in deutschen oder in welschen Landen, ob in Böhmen oder in Ungarn, das war eine andere Frage. „Auf jeden Fall muß es da etwa ein ritterliches Abenteuer zu bestehen geben, und da werden wir auch dabei sein," rief Eschenbach. „Das versteht sich," fügte Balm hinzu, „und zwar um so mehr, da für Euere Nachkommenschaft ein Fürstenhut im Hintergrunde hängt." „Allerdings hängt er im Hintergrunde," erwiederte Frau von Eschenbach; „denn die Seherin ließ es ungewiß, ob die Fürstenwürde in hundert oder in tausend Jahren kommen werde." „Mir aber prophezeite das Weib Unglück," nahm Frau Gertrud das Wort, „vermuthlich darum, weil sie meine Abneigung gegen ihre finstern Künste sah. Das mag denn auch lehren, was von dem ganzen Gaukelspiel zu halten ist. Dürfte ich daher wohl vorhin dem Mädchen Unrecht gethan haben, das von besserm Schlage zu sein scheint, als seine Mutter, so wollte ich doch jetzo noch, mein Mann hätte sie nicht in unser Haus hineingelassen; denn Leute, die solcherlei sündhafte Gewerbe treiben, bringen kein Glück, wohin sie immer kommen." „Sei nur nicht böse, liebe Gertrud!" versetzte Rudolf von Wart. „Bin ich ja doch hinreichend für meinen Vorwitz bestraft. Daß ich, daß alle Männer unter dem Pantoffel der Weiber stehen, das wußte ich längst, allein jetzt kommt die verdammte Hexe und verkündet mir, ich müsse noch aus Deinem Schuh trinken. Das ist denn doch gar zu arg." Dieser Einfall erregte ein schallendes Gelächter; denn damit war ein Thema auf die Bahn gebracht, das wahrscheinlich weiter erörtert worden wäre, wenn der Pförtner nicht zwei neue Gäste gemeldet hätte, die sogleich in den Saal traten, wo sie als Freunde bewillkommt wurden.

Den Einen derselben kennen meine Leser schon, es war Antonia's Geliebter, der edle Heinrich von Hünenberg. Wir müssen daher seinen Gefährten, einen kleinen, aber kräftig gebauten Mann in schwarzer Rüstung dem Leser etwas näher zeichnen. Der rasche Gang desselben, der keck aufgeworfene Kopf, das kurze, schwarze Haar, die hohe, breite Stirne, die großen, feurigen Augen, die Vertiefung

zwischen der Stirne und der vorspringenden Nase und vor Allem der kleine, dünne, in der Mitte etwas aufwärts gezogene Mund — das verrieth in dem neuen Ankömmling sogleich den trotzigen, nach ungewöhnlichen Dingen strebenden Geist. Hünenbergs Begleiter war nämlich der Graf Werner von Homburg, neben dem Abte Heinrich von St. Gallen der einzige Edelmann, der es gewagt hatte, Albrechts Vergrößerungsplanen in den obern Landen einen Damm entgegen zu stellen. Denn als dieser ihn fragen ließ, was er ihm bezahlen müsse für die March und das Wäggithal, antwortete der Graf stolz: „Mein Vater ist zwar in des Königs Dienste gefallen, und ich bin dadurch arm geworden; gleichwohl ist mir das Erbe meiner Ahnen nicht um Geld feil.“ Zudem unterrichtete er den Landammann Rudolf Reding von Schwyz, daß König Albrecht mit dem verderblichen Plane umgehe, die Waldstätte vom Reiche loszureißen und an das Haus Oesterreich zu bringen. Auf seinen Rath hin lehnten Uri, Schwyz und Unterwalden einmüthig den dargebotenen Schirm Oesterreichs ab. Ja, es kam sogar ein Bündniß zu Stande zwischen dem Grafen und den drei Ländern, durch welches sie sich auf zehn Jahre gegenseitigen Schutz zusicherten. Und als Werner von den österreichischen Unterthanen im Gasterlande geschädigt wurde, ohne Genugthuung erhalten zu können, so rief er seine Freunde, die Hirten im Gebirg, und rächte mit ihrer Hülfe die erlittene Beleidigung durch Feuer und Schwert. Allerdings warf nun der König das ganze Gewicht seines Hasses auf den Grafen Werner. Aber das beugte diesen nicht, es machte ihn im Gegentheil nur trotziger. Zwar verkaufte er jetzt sein Stammschloß Homburg, die Stadt Liestal und die Landgrafschaft Sißgau, allein nicht an den König Albrecht, der darnach gelüstete, sondern an den Feind Albrechts, an den Bischof Peter Eichspalter von Basel.

Das war der Mann, der zugleich mit dem blondlockigen Jüngling in den Saal eintrat. Er kam eben von seinem Schlosse Alt-Rappersweil her, wo Hünenberg den Grafen aufgesucht hatte. „Siehe da! unser Vetter, den Grafen von Homburg!“ rief Eschenbach. „Willkommen, Ihr Herren!“ tönte es von allen Seiten. Frau Gertrud füllte alsbald die Humpen mit Neftenbacher und Veltheimer. Die Männer widerstanden der gastlichen Einladung nicht lange, sie stießen

grüßend die Becher zusammen und setzten sich traulich an den mit einer großen Schieferplatte versehenen Tisch.

„Brav, recht brav," begann der Hauswirth Rudolf, „daß Ihr Euern alten Bekannten auf der Wart wieder besuchet. Es ist schon lange her, daß wir uns gesehen haben."

„Kein Wunder!" versetzte der Graf, „Ihr habet Euch seit Jahr und Tag in Böhmen herumgeschlagen, um eine Krone für den jungen Friederich zu erobern. Ich aber überließ diese Ehre meinem Bruder Johannes. Bin zwar auch gerne dabei, wenn die Schwerter rasseln, dieses Mal aber focht mich die Sache wenig an, ich fühlte keinen Beruf, dem Sohne eine Krone zu erwerben, da ich ohnehin zu viel habe an derjenigen, die der Vater trägt. Der Prinz da wird mir meine Freimüthigkeit nicht übel nehmen."

„Schwerlich!" entgegnete Johann mit Lachen.

„Der Graf ist immer noch der alte Schalk," fiel Ritter Balm ein. Aber saget doch, Homburg, wo habt Ihr auch hingedacht? das war ja ein verteufelter Einfall, dem König den Verkauf der Güter abschlagen und sie dann an das Hochstift Basel zu verkaufen."

„Hm! ich fand, der König habe schon mehr, als ihm gebührt, man dürfe dem geistlichen Herrn wohl auch etwas zukommen lassen. Freilich muß ich jetzt meine Vorliebe für die geistlichen Herren hart büßen. Denn der König zwingt die Aebte von Reichenau, Einsiedeln, St. Gallen und Pfäfers, daß sie mir die Besitzungen aufkünden, die ich von ihren Gotteshäusern zu Lehen trage, obgleich sie Erblehen sind."

„Und die Aebte — willfahren die dem Könige?" fragte Wart.

„Alle," lautete die Antwort, „alle bis auf den Abt Heinrich von St. Gallen. Dieser wies die ungerechte Zumuthung zurück mit den Worten: „Homburg hat sein Erblehen nicht verwirkt, er ist mein Dienstmann und bleibt mein Dienstmann. Darum werde ich morgen mit dem Abte an den Hof fahren und dem König erklären, daß ich auch die Erblehen der übrigen Gotteshäuser nicht abtrete, sondern Recht biete auf die Fürsten und Stände des Reichs."

Dieser Vorsatz erhielt die einmüthige Billigung der auf dem Schlosse Wart anwesenden Gäste. Denn das Lehenssystem war im Mittelalter das heilige Band, das Kaiser und Reich umschlang; es

war die große Grundidee, welche alle Lebensverhältnisse vom Palaste bis zur Bauernhütte hinab festsetzte und in sinniger Wechselwirkung hier den Kleinen dem Großen, dort den Großen dem Kleinen unterordnete, so daß daraus ein zwar wundersames, aber dennoch schönes Staatsgebäude entstand. Raumer vergleicht dieses Gebäude treffend mit einer Piramide, die sich in der Kaiserwürde, als in ihrer letzten Spitze, verlor. Von der Willkürherrschaft neuerer Zeiten hatte man in jenen Jahrhunderten keinen Begriff. Daher fanden auch die Ritter auf dem Schlosse Wart, der Kaiser müsse die Vorschriften und Uebungen des Lehnwesens eben sowohl beobachten, als der ärmste Edelmann, oder die gesellschaftliche Einrichtung des römischen Reiches werde in ihren innersten Grundvesten erschüttert.

„Wisset Ihr," fragte Herzog Johann, „womit Ihr den König am meisten erbittert habt?"

„Ich kann es mir wohl vorstellen," lachte Homburg. „Albrecht meint, ich habe die Hand dabei im Spiele gehabt, als die Hirten im Gebirg den Schirm des Hauses Oesterreich von sich ablehnten und nachher den Landenberg und Geßler verjagten. Je nun! einen guten Rath sind diese Leute immer noch werth. Daß sie meiner Großmutter zu Hilfe eilten, als man sie von ihrem Eigenthume vertreiben wollte, ist ja männiglich bekannt, und daß sie auch heut zu Tage noch aufrichtige Nachbarschaft zu schätzen wissen — das haben sie jüngst in der Fehde mit dem Gasterlande bewiesen."

„Ist es wirklich wahr, daß König Albrecht die drei Länder mit Krieg überziehen will?" nahm der Jüngling Hünenberg das Wort, der bis jetzt ein bescheidenes Stillschweigen beobachtet hatte.

„Darüber waltet wohl kein Zweifel mehr," antwortete Eschenbach. „Der König geht, wie mich der Churfürst von Mainz versicherte, mit dem Gedanken um, ein Beispiel der Strenge zu üben gegen die Rebellen."

„Rebellen?" sagte Hünenberg, „sind das Rebellen, die nichts verlangen, als daß man sie bei ihrem Rechte und bei ihrer Freiheit lasse?"

„Mein Oheim," erwiederte Herzog Johann bitter, „ehrt das Recht und die Freiheit nur an einem einzigen Menschen und der ist — er selbst. Alle Andern gelten ihm für Rebellen und Verbrecher, wenn sie seiner Herrschsucht und Habsucht in den Weg treten."

„Und also sollen wir den Krieg in diese friedlichen Thäler tragen? sollen wir Hand bieten zur Unterdrückung unserer treuen Freunde und Nachbarn?"

„Was ist da zu machen?" fragte Wart und Balm mit Achselzucken.

„Das wäre ein Selbstmord," rief Homburg. Täuschet Euch nicht, Ihr Herren! Diese Hirtenländer sind der letzte Zufluchtsort der Freiheit, sind der letzte Damm gegen die einbrechende Tyrannei. Seht Ihr thatenlos zu, wie die Eidgenossen im Verzweiflungskampfe gegen Albrecht untergehen: so unterzeichnet Ihr selbst Euer Todesurtheil, so lasset Ihr eine Kette schmieden, von der kein Sterblicher Euch befreien wird, eine ewige Kette für Kinder und Kindeskinder."

Die Ritter wurden alle von der Wahrheit dieser Worte ergriffen und schwiegen erschüttert.

„Beugt Euch immerhin," fuhr Homburg fort, „ich werde mich nicht beugen. Rückt des Königs Heer in den Alpen ein, so soll man an der Spitze der Gebirgsbewohner einen Grafen sehen — den Grafen Werner von Homburg. Unser Bündniß ist für zehn Jahre geschlossen. Noch kennt Albrecht mich und diese Sennen nicht; — aber er soll uns kennen lernen — dafür bürg' ich Euch."

„Glücklich, wer in den Reihen eines freien Volkes fechten darf! Aber wir?" — seufzte Hünenberg.

„Wir müssen", entgegnete Eschenbach, „für eine Sache bluten, die unser Herz verflucht."

„Ihr müsset nicht, wenn Ihr nicht wollet —" sprach Homburg.

„Welches Mittel haben wir, Albrechts Zumuthung zurück zu weisen?" fragte der Freiherr.

„Keines, durchaus keines," rief Balm. „Zeiget uns ein solches Mittel, Herr Graf, und Ihr sollet unser Heiland sein! Ihr schweiget? Nicht wahr, es ergeht Euch wie uns? Ihr suchet umsonst."

Wirklich schwieg Graf Homburg einige Augenblicke, indem er lauernd seine feurigen Blicke bald auf den Rittern, bald auf dem Prinzen ruhen ließ. Endlich sagte er: „Euer Heiland sitzt in Eurer Mitte; da, dieser edle Jüngling da — Herzog Johann — kann Euch helfen. Wendet Euch an den Herzog!"

„Ich?" schrie der Herzog, „da kommt Ihr zu dem unrechten Manne! Ich? der Knabe, den Albrecht, den die ganze königliche Familie wie ein uneheliches Kind, wie einen blödsinnigen Thoren behandelt? Graf! das ist Scherz, übel angebrachter Scherz."

„Nein! Herzog! das ist Ernst, aufrichtiger Ernst. Tretet aus diesem unwürdigen Verhältnisse. Ihr seid zwanzig Jahre alt, seid mündig — reitet morgen nach Kiburg, sprechet zum Könige einmal ein mannliches Wort; sprechet: Meine Kindheit ist vorüber, ich verlange meine vom Vater ererbten Länder zurück zu eigener Verwaltung. Das einzige Wort macht Euch und die Ritter da frei; denn diese sind nicht Albrechts, sie sind eigentlich Euere Dienstmannen."

Also redete Graf Werner von Homburg und Heinrich von Hünenberg unterstützte ihn mit all' dem Feuer, das die Erinnerung an Antonia dem liebenden Jüngling verlieh. Auch Eschenbach, Balm und Wart wünschten zu sehr von Albrechts trauriger, habsüchtiger Herrschsucht erlöst zu werden, als daß ihnen der dargebotene Weg nicht äußerst willkommen hätte sein müssen. Daher veranlaßte Werners Vorschlag eine lebhafte Besprechung, die tief in die Nacht andauerte.

5.

Hindernisse, Wehmuth und Narrheit.

Am folgenden Morgen ritt Herzog Johann ziemlich frühe nach dem Schlosse Multberg hinüber, wo Jakob von Wart wohnte, der Bruder des Ritters Rudolf von Wart. Konrad von Tägerfeld, der Erzieher des Herzogs, hatte nämlich bei seinem alten Freunde Jakob seine Herberge genommen, während der Herzog mit seinen jüngern Waffengefährten, Eschenbach und Balm, auf der Wart übernachtete. Ehe wir dem Leser sagen, was den Jüngling so frühe zu seinem Lehrer hintrieb, müssen wir die Verhältnisse des Prinzen etwas näher beleuchten.

Johann war der Enkel des römischen Königs Rudolf und der einzige Sohn des Herzogs Rudolf von Oesterreich und Steier-

mark und der Prinzessin Agnes von Böhmen. Schon vor der Geburt hatte Johann seinen Vater durch den Tod verloren, und als siebenjähriger Knabe sah er seine Mutter, eine Tochter Ottokars, zu Grabe tragen (17. Mai 1296). Zwar nahm der Bruder der Letztern, der König Wenzeslaus, sich des Waisen väterlich an und ließ ihn am böhmischen Hofe sorgfältig erziehen, was Johann ihm mit kindlicher Liebe vergalt. Allein dieses Verhältniß, das unstreitig für die spätere Bestimmung des Herzogs von vortheilhaftem Einflusse hätte sein müssen, blieb nicht lange unangefochten. Die Spannung, die zwischen dem Könige Wenzeslaus und seinem Schwager, dem Könige Albrecht, bald nachdem dieser den deutschen Thron bestiegen hatte, eintrat, gab Veranlassung, daß Albrecht sein Vormundschaftsrecht geltend machte und seines Bruders Sohn vom böhmischen Hofe abrief. Mit blutendem Herzen riß Johann aus den Armen des Königs Wenzeslaus sich los, der im Vorgefühle seines frühen Todes den dreizehnjährigen Knaben mit den besten Segenswünschen entließ. Der Erzbischof Peter Eichspalter von Mainz, welcher als böhmischer Kanzler den Prinzen nach Wien begleitete, hatte alle Mühe, den jungen Brausekopf dahin zu vermögen, daß er nicht gleich bei der ersten Zusammenkunft dem römischen Könige erkläre, er sei ein Tyrann, da er ihn von dem Manne trenne, der ihm ein zweiter Vater geworden. Johann kam also mit einer entschieden feindseligen Stimmung an den Hof Albrechts, worauf wir den Leser aufmerksam machen, damit er den Schlüssel habe zu der spätern Handlungsweise des Herzogs.

Allerdings war Albrecht eben so wohl der Oheim, wie Wenzeslaus, und in Johann's Adern mischte sich das Blut der alten Böhmenkönige mit demjenigen der Habsburger. Allein die Erziehung ist stärker, als das Blut. Johann fühlte sich als Ottokars Enkel und als Wenzeslaus Neffe und haßte mit dem ganzen Grimme einer unterdrückten Partei die habsburgischen Emporkömmlinge, und vor Allem den ländersüchtigen, mit dem Blute Adolfs befleckten König Albrecht. Da indessen der Jüngling viel natürlichen Verstand und trotz seiner [illegible]stigkeit kein böses Herz besaß, so hätte er diese einseitige Richtung, die mit seiner politischen Stellung ganz im Widerspruche lag, vielleicht allmälig verloren, wenn ihm in Wien eine zweck-

mäßige Behandlung zu Theil geworden wäre. Aber gerade da fehlte es. Albrecht war nicht dazu gemacht, Herzen zu gewinnen, zumal wenn es sich um das Gemüth eines hochfahrenden, von Vorurtheilen bereits eingenommenen Jünglings handelte. Ja auch die übrigen Glieder des habsburgischen Hauses ließen bald auf die Artigkeiten des ersten Empfanges eine Kälte folgen, welche den Herzog auf den Gedanken führte, der Vetter aus Böhmenland sei nicht bloß ein Fremder am Wiener Hofe, sondern etwas viel Schlimmeres, ein Verwandter, den man ungerne sehe, weil er gerechte Ansprüche auf Ländereien besitze, nach denen Albrecht und seine Söhne selber die gierigen Hände ausstrecken. Den deutlichsten Beweis für diese niederschlagende Ansicht erhielt er, als Wenzeslaus an der Auszehrung starb und sein Sohn bald nachher auf eine sehr räthselhafte Weise ermordet wurde. Wollte Albrecht den Herzog Heinrich von Kärnthen nicht anerkennen, so gebührte die böhmische Krone dem Herzog Johann, als dem letzten Sprößling des Stammes Prezemislas. So dachte wenigstens Johann, aber Albrecht dachte Anders; denn er suchte dieselbe auf das Haupt des eigenen Sohnes Rudolf, und als dieser starb, auf das Haupt des zweiten Sohnes, Friederich, zu bringen. Mag auch eine Krone ein Ding sein, das, wie der alte König Rudolf sagte, Keiner am Wege auflesen würde, wenn er vorher wüßte, welche Sorgen in demselben stecken; mag es ein Ding sein, das der Weise leicht vermißt, ohne deßhalb an seinem Glücke etwas einzubüßen: — Johann war kein Weiser, sondern ein ehrgeiziger Jüngling, den die Bilder der Macht und des Ruhmes lockend umschwebten. Er fühlte tief das Unrecht, das sein nächster Blutsverwandter an ihm beging. Zwar schwieg er, aber er harrte um so ungeduldiger dem Zeitpunkte entgegen, wo er die Regierung der Herzogthümer Oesterreich und Steiermark, der Grafschaften Habsburg und Kiburg, so wie diejenige der Landschaft Elsaß antreten sollte. Das Anrecht auf einen Theil dieser Ländereien konnte ihm nicht bestritten werden, denn er hatte sie von seinem Vater ererbt. Obgleich aber Johann eigentlich mit dem achtzehnten Jahre schon mündig geworden war, so säumte doch Albrecht seit zwei Jahren, die Güter zurückzugeben, die er bisher als Gerhab (so hieß damals der Vormund) im Namen seines Neffen verwaltet hatte. Warum das? In-

der Seele des Prinzen stieg allmälig der finstere Argwohn empor, es dürfte ihm am Ende mit seinem väterlichen Erbe nicht viel besser ergehen, als mit den Ansprüchen, die ihm seine Mutter hinterlassen hatte. Oft klagte er seine Besorgnisse den drei Freunden Eschenbach, Wart und Balm, mit denen er während des böhmischen Krieges in Wien bekannt worden. Diese aber gossen, statt des Jünglings Unmuth zu beschwichtigen, gewöhnlich noch Oel in das Feuer seines Argwohns. Denn sie hatten sich verleiten lassen, dem Könige zur Ausründung seiner Besitzungen einen Theil ihrer Güter käuflich abzutreten; eine Schwäche, die sie jetzt um so mehr bereuten, da der Graf Werner von Homburg den Planen Albrechts mit solcher Entschiedenheit entgegentrat.

So lag die Sache, als Johann nach Multberg hinüberritt. Er traf seinen Erzieher, den Ritter Konrad von Tägerfeld und dessen Freund, den Jakob von Wart, eben im Garten an. Ohne Rückhalt theilte der Jüngling mit, was am vergangenen Abend auf der Wartburg verhandelt worden sei.

„Die Leute haben gut reden," hob der bejahrte, stattliche Ritter Tägerfeld an, „sie rathen Euch an, vom Könige die Erklärung Eurer Mündigkeit zu verlangen. Sie denken aber nicht daran, daß da noch ein anderer Stein im Wege liegt."

Johann. „Und dieser Stein wäre?"

Tägerfeld. „Der Umstand, daß Euer selige Großvater, König Rudolf, im Jahre 1282, auf dem Reichstag zu Augsburg, seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolf, gemeinsam mit den Fürstenthümern Oesterreich, Steiermark, Karniol, Portnau und Windisch Mark belehnte. Nun ist immer noch nicht ausgemittelt, was Euerm Vater, Herzog Rudolf, gehörte, und was Ihr somit als Euer Erbe ansprechen könnet."

Johann. „Dafür sind aber Schiedsrichter vorhanden."

Tägerfeld. „Allerdings ist das eine Frage, über welche die Grafen Ludwig von Oettingen, Burkhard von Hohenberg, Eberhard von Württemberg und Otto von Straßburg abzusprechen hätten."

Jakob von Wart. „Hat König Rudolf selber diese Männer für Ausmittlung der gegenseitigen Rechtsansprüche bezeichnet?"

Johann. „Die Männer, welche mein Großvater ernannte, sind längst in einer andern Welt."

Tägerfeld. „König Rudolf hat eigentlich den Burggrafen Friedrich von Nürnberg und die Grafen Albrecht von Hohenberg, Heinrich von Fürstenberg und Ludwig von Oettingen als Schiedsrichter in dieser Sache aufgestellt. Von diesen Herren aber sind schon vor der Thronbesteigung des Königs Albrecht alle gestorben, bis auf den Grafen Ludwig von Oettingen. Daher ergänzte dieser im Jahr 1298 das Schiedsgericht wieder, indem er an die Stelle der Verstorbenen die Grafen Burkhard von Hohenberg, Eberhard von Würtemberg und Otto von Straßberg wählte."

Jakob von Wart. „Somit wären die Schiedsrichter schon seit sechsundzwanzig Jahren bezeichnet und der Fall noch nicht ausgetragen. Das ist wirklich stark."

Johann. „Es ist eine himmelschreiende Ungerechtigkeit! Früher wollte mein Oheim die Theilung nicht vornehmen lassen, weil er vorschützte, er möchte meinen Erbtheil nicht festsetzen lassen, bevor ich selbst meine Ansichten kund geben könne. Jetzt könnte ich meine Meinung schon aussprechen, aber ich bin dem Vormunde noch immer zu jung, und er will von einer Theilung nichts hören, weil ihm das Ganze besser gefällt, als die Hälfte."

Tägerfeld. „Wenn ich nur wüßte, ob Graf Ludwig von Oettingen auch nach Baden kommen werde, oder wo er sich gegenwärtig aufhalte."

Jakob von Wart. „O, das kann ich Euch sagen. Gestern ritt er hier vorbei, um den Komthur Burkhard von Schwanden zu besuchen. Er ist drunten in Klingnau."

Tägerfeld. „Ich danke für die Nachricht. Nun weiß ich schon, was ich thun will. Sogleich lass' ich das Pferd satteln und reite nach Klingnau hinab. Graf von Oettingen muß nun einmal Ernst machen, Tagfahrt für das Schiedsgericht ansetzen und den König Albrecht und den Herzog Johann auf eine bestimmte Zeit einladen lassen!"

Gesagt, gethan. Eine halbe Stunde später verreiste Tägerfeld, welcher seinen Zögling mit Vaterliebe liebte, hinab nach Klingnau. Johann aber machte, ehe er nach dem Schlosse Wart zurückkehrte, einen kleinen Umweg. Es war ein schöner Frühlingsmorgen. Große Thautropfen perlten im Strahle der Sonne, balsamische Düfte er-

füllten die Luft. Der Fink jauchzte auf der Spitze der Tanne und die Amsel flötete im Dickicht des Waldes. Prächtig dehnte in weitem Halbmonde die Gebirgskette mit ihren Hörnern und Zinken sich aus, und wie Opfersäulen stiegen die lichten Morgennebel von der Stirne der Alpen zum Himmel empor. Doch der fürstliche Jüngling ritt finster durch Wald und Flur, und mehr als nöthig war, sprengte er das flüchtige Roß.

Als er an eine Stelle gelangt war, wo der Wald sich aufthat, das Kloster Töß, die Stadt Winterthur und das Schloß Kiburg sichtbar wurde — da hielt der Herzog plötzlich die Zügel an und überschaute lange die Gegend. „Hier," sagte er endlich halblaut vor sich hin, „hier stehe ich also auf dem Grund und Boden, der nach göttlichen und menschlichen Rechten mein Eigenthum sein sollte. Heute sind es nun zwanzig Jahre, daß mein frommer Vater gestorben ist, — und noch hat mir von den Ländereien allen, die er mir hinterlassen, nicht ein einziger Meierhof, nicht eine Hufe Feldes werden mögen. Erwachsen, bald zwanzig Jahre alt und doch bevogtet, als ob ich ein Kind — nein! als ob ich ein Verschwender, ein blödsinniger Thor wäre. Armer Vater! das ahnete Deine Seele nicht, als Du sterbend die geliebte Gattin und das unter ihrem Herzen ruhende Kind dem Bruder empfahlest, damit er ein treuer Gerhab und Vormund wäre für Wittwe und Waise."

Bei diesen Worten fing der Herzog bitterlich an zu weinen, denn er glaubte sich allein und unbelauscht. Allein er täuschte sich, Feld und Wald hat Ohren. Drei Männer waren aus dem Gehölze hervorgetreten und hatten die Rührung des Herzogs bemerkt. Einer derselben war eine Art Giraffe, ein langer Ritter mit großen Armen und storchenhaften Beinen, ein Mensch, dem die Unentschlossenheit und Fadheit auf dem Gesichte zu lesen war. Er nannte sich den Herrn von Finstingen. Wir werden später auf ihn zurückkommen. Der zweite war ein lebhafter Jüngling von mittelmäßiger Größe, schön gekleidet, stolz und wegwerfend in seinen Manieren. Er hielt einen Falken in seiner Hand. Es war das, um es mit einem Worte zu sagen, der anderälteste Sohn des Königs Albrecht, der Herzog Leopold.

Die dritte Figur führte ein paar aneinandergekuppelte Hunde und

trug einen Jagdspieß. Es war Kuni von Stocken, der Zwerg des Herzogs Leopold, ein Männlein von etwa drei Schuh Höhe, der aber mit vielem Ebenmaß eine außerordentliche Gelenkigkeit der Glieder verband. Das blau und gelb gewürfelte Kleid, der große Spitzkragen, die Manschetten an den Händen und der scharlachrothe, trichterförmige Hut, auf dem eine kleine Schelle befestigt war, verriethen das Handwerk des Lustigmachers sattsam. Der Spitzbart, der ziegenhaft über das Kinn hinabhing und mit dem dünnen, schwarzen Schnauze ob dem breiten Munde und der Habichtsnase gleichsam ein Kreuz bildete, gab dem Gesichte des Hofnarren etwas ungemein Lächerliches. In den hellgrauen Augen des Bürschleins lag ein seltsames Gemisch von Einfalt und Schlauheit, so daß der aufmerksame Beobachter nicht recht wußte, ob der Schalk über sich selbst oder über Andere spotte.

Während Herzog Johann, in tiefen Schmerz versunken, mit sich selber redete, hatte der Zwerg die Hand seines Gebieters gefaßt und ihn auf den traurigen Jüngling aufmerksam gemacht, indem er sich die Augen rieb und mit der ihm eigenthümlichen Fratzenhaftigkeit ein paar weinerliche Grimassen schnitt. Dann trat er zu Johann hin, läutete mit der Schellenkappe, hielt sie wie ein Hifthorn an den Mund und sang: Trara! Trara!

„Guten Morgen! Vetter!“ rief der Herzog Leopold, „was treibt Euer Liebden hier? Ihr schauet ja in die Welt hinein, als ob Ihr Sauerampfern gegessen hättet. Alles pfeift und jauchzt —“

„Und nun meinet Ihr, ich sollte auch pfeifen und jauchzen?“ unterbrach ihn Johann.

„Wie Ihr wollet,“ antwortete Leopold, „auf jeden Fall ist es seltsam, wenn ein Mensch in unsern Jahren wie ein Uhu da sitzt und in die Welt hineinflennt.“

„Der Geschmack ist verschieden, was dem Einen Freude gewährt, das schafft dem Andern Schmerz“ — erwiederte trocken Johann.

„Richtig! andere Augen hat der Ritter und andere der Pfaff. Gott soll mich verdammen, wenn ich nicht vorhin auf dem Punkte war, Euch für den Pater Beichtiger von Töß zu halten,“ lachte Leopold.

„Mag sein," sprach Johann. „Was Euch betrifft, so sehe ich Euch nicht für einen Beichtiger an, und daher glaube ich auch nicht, daß ich Euch von meiner Stimmung Rechenschaft zu geben habe. Wenn übrigens einmal der Tag erscheint, wo ich mit Euch und Euresgleichen abrechne, so wird es sich dann zeigen, an wem das Weinen und an wem das Lachen sein wird."

Dem Herrn von Finstingen gefiel die Unterhaltung nicht und er suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. In freundlichem Tone bat er Johann: „Kommet mit! gnädiger Herr! Wir haben der Königin Agnes im Kloster dort einen Morgenbesuch gemacht und wollen nun den Forst durchstreifen. Kommet mit! Die Gegend soll von Gewild wimmeln."

„Ich danke," erwiederte der Prinz, „zur Jagd fühle ich mich jetzt nicht aufgelegt. Indessen freut es mich, wenn die Herren sich ein wenig in meinen Waldungen umsehen mögen."

„Euere Waldungen?" fragte Leopold spöttisch.

„Ich denke ja!" entgegnete Johann, „oder fällt Euch das auf?"

„Nein! nein!" antwortete Leopold, „an Euch fällt mir nichts mehr auf."

In diesem Augenblick machte der Hofnarr einen Bückling und sagte: „Wenn die Herren heute nichts fangen, so will ich sie für morgen auf meine Waldungen eingeladen haben."

„Und wo hast denn Du Waldungen?" fragte Finstingen.

„Dort oben im Mond hat mir meine Großmutter eine ganze Grafschaft hinterlassen," sprach Kuni mit ernsthafter Miene. Dann kniete er vor Johann nieder und rief, die Schellenkappe in den gefaltenen Händen: „Heiliger Vater! ich bitte, heiliger Vater!"

„Was soll die Posse? unverschämter Kerl!" fuhr der Prinz den Hofnarren finster an.

„Die Leute meinen, Ihr werdet mit der Zeit ein rechter Bischof werden," sagte Kuni. Heute kommt es mir auch so vor und darum bitte ich Euch: Heiliger Vater! gebt mir Euern Segen."

„Da hast Du ihn!" schrie Johann, indem er seine Reitgerte dem Narren über den Rücken schlug.

„O wehe!" jammerte Kuni. „Ihr werdet ein Bischof werden wie Friedrich von Speier. Wenn er die Männer segnete, so wirkte

es ihnen auch auf den Rücken; wenn er aber die Weiber segnete, so wirkte es ihnen auf den — Bauch."

Hierauf trat er wieder näher und begann gleichsam, als ob er sich versöhnen wollte, in traulichem Tone: „Brüderchen! ich sehe schon, Du willst kein Pfaffe werden. Hast Recht — für Dich schickt sich die Bischofsmütze nicht — nein! Brüderchen, Dir ist was Besseres beschieden, nimm also zum Lohn für Deinen Segen, nimm hier — meine Mütze."

Bei diesen Worten bot er ihm seine Schellenkappe an. Johann hob die Reitgerte zum zweiten Male. Allein Kuni wich den Streich durch eine geschickte Wendung aus, machte einen Seitensprung, schlug mit Händen und Füßen das Rad, trollte sich den Hügel hinunter, jauchzte, pfiff den Hunden und ging.

Des Narren plumper Scherz schien ganz im Geschmacke seines Gebieters zu sein; denn Herzog Leopold brach in ein unbändiges Gelächter aus. „Der Kuni ist ein verdammter Bursche," rief er, „was doch der Teufelskerl für Einfälle hat!"

„Er ist ganz Witz," unterbrach ihn Johann, „der Narr thut es in dieser Beziehung beinahe seinem Herrn gleich."

Zu jeder andern Zeit hätte Leopold diese Aeußerung nicht so leicht hingenommen; allein Kunis Späße hatten ihn so heiter gestimmt, daß er unmöglich zornig werden konnte. Er begnügte sich daher, dem Herzog Johann zu erwiedern:

„Lebet wohl; Vetter! ich will den schönen Morgen nicht im Zanke mit Euch verlieren. Mein Kuni dort ist freilich ein wenig unhöflich gewesen, es ist aber nicht anders zu erwarten, Ihr müsset denken, er sei halt ein Narr und Kinder und Narren sagen eben — die Wahrheit. Gehabt Euch wohl! Kuni hat die Hunde losgelassen. Ich höre ihr Gebell. Da Euch das ritterliche Vergnügen des Waldwerks nicht sonderlich anzusprechen scheint, so wüßte ich einen Zeitvertreib, der Euch vielleicht mehr zusagen dürfte. Meine Schwester, die Königin Agnes, ist drunten im Kloster und hört die Messe. Ein Gesellschafter, wie Ihr, dürfte ihr wohl nicht unangenehm sein." Lachend über den eigenen Witz verschwand er mit Herrn von Finstingen im Wald.

6.

Der Besuch im Kloster.

„Ich verstehe, stolzes Vetterlein, ich verstehe“ — murmelte Herzog Johann und legte unwillkürlich die Hand an seinen Dolch. „Ich verstehe Dich nur zu gut und will mir die Beleidigung dieses Morgens tief in's Gedächtniß schreiben. Allein wenn ich nun aus dem Spotte wirklich Ernst machte? wie dann? Die Sache gehörig erwogen — ist der Rath wohl besser, als der Rathgeber. Topp! es gilt. Ich will der Königstochter einen Besuch abstatten.“

Kräftige Jünglinge machen, wenn ihnen die Wahl frei steht, lieber Frauen als Männer zu Vertrauten, und wie sie für ihren Kummer vom weiblichen Zartsinne mehr Mitgefühl erwarten, so sind sie hinwieder für weiblichen Rath empfänglicher und folgsamer. Das scheint auch bei dem Herzog Johann der Fall gewesen zu sein. Er wußte, daß Agnes von ihrem Vater Albrecht zwei Male der Politik geopfert worden, zuerst an einen italienischen Fürsten Colonna und später an den König Andreas von Ungarn; er wußte, daß sie überall für sehr fromm und wohlthätig galt. Das nahm ihn in Verbindung mit dem Spotte, den Herzog Leopold über die Schwester ausgegossen, für die unbekannte Base zum Voraus ein. Persönlich hatte er sie noch nie gesehen, denn seit sie Wittwe geworden, verlebte sie ihre Zeit ferne vom Geräusche des Hofes in den obern Landen und hier namentlich im Nonnenkloster zu Töß, wo ihre Stieftochter Elisabetha den Schleier nehmen sollte.

Eben befand sich Agnes in der Zelle, die sie während ihres Aufenthaltes in Töß zu bewohnen pflegte, und die daher auch von den Nonnen auf's Prachtvollste ausgeschmückt worden war. Den langen schwarzen Schleier über das zimmetbraune Kleid zurückgeschlagen, ein kostbares Diadem um das Haupt und einen großen Rosenkranz von Ambrakugeln in den Händen — so kniete die neunundzwanzigjährige Königin vor dem großen Kruzifixe, das sie selber den Schwestern geschenkt hatte und das, nach dem Urtheile der Kenner, mehr als achtzig Mark Silber werth sein mochte. War auch ihr Antlitz nicht schön, weil es zu viel Männliches und Strenges hatte, so ruhte

doch auf der gedankenreichen Stirne eine gewisse gebieterische Hoheit und das dunkle Auge, das im Zustande der Ruhe den Hang zu melancholischer Selbstanschauung nicht verläugnete, belebte sich bei'm geringsten Widerspruch oder bei der leisesten Beleidigung mit einem düstern Feuer, das viel Seele, aber auch viel Leidenschaftlichkeit verrieth. Nachdem Agnes ihr Gebet verrichtet hatte, setzte sie sich an ein kleines Arbeitstischchen und begann an einem Altarteppich zu sticken, welchen sie der heiligen Maria zu Ehren nach Einsiedeln schenken wollte. Es war eine Art von Mosaik, aus Gold und Silber, aus bunten Vogelfedern und Edelsteinen gewirkt, und stellte den Augenblick vor, wo der heilige Christoph das Jesuskind über den Fluß trägt. Eine Weile arbeitete die Königin emsig fort, dann aber eilte sie, als falle ihr plötzlich etwas ein, nach der Wand und klingelte mit rascher Hand. Sogleich erschien eine Nonne, eine Edle von Bußnang, welche von der königlichen Wittwe als Lehrerin und Zuchtmeisterin über die Stieftochter gesetzt worden war. „Ist die Alte da?" fragte Agnes. Als die Nonne das demüthig bejahte, so gebot die Königin: „Gut, Base, so laß die Schröpferin kommen." Die Nonne entfernte sich und alsbald nahte sich ein bleiches, kränkliches Mädchen von etwa dreizehn Jahren und küßte der Stiefmutter bescheiden die Hand, was Agnes aber kaum bemerkte, weil sie ihre Augen nach dem Weibe wandte, das mit der Prinzessin in das Zimmer getreten war. „Bist Du die Doktorin, von welcher die Aebtissin mir gestern erzählte?" redete die Königin die Alte in stolzem Tone an. „Das kann ich nicht sagen," entgegnete das Weib eben so stolz, „denn ich weiß nicht, was gestern die Aebtissin erzählte." „Wie heißest Du?" fragte Agnes gereizt. „Ich nenne mich nur Elsbeth. Die Leute aber, die Alles besser wissen, nennen mich die alte Schröpferin von Baden oder, wenn Ihr lieber wollet, die Hexe von Gäbistorf." Die letzten Worte begleitete sie mit ihrem hohlen, widerlichen Gelächter; die Königin aber fuhr zurück, als ob sie auf eine Natter getreten wäre und schlug das Kreuz. „Laß das Geschwätz der Thoren und sage mir: kannst Du wider Bleichsucht und Auszehrung?" hob Agnes nach einer Weile von Neuem an.

„Auf dem Thurme des Schlosses Balp zeigte sich dem Herrn von Regensberg um Mitternacht ein gewisser Jemand," versetzte die Alte.

Diesen Jemand kennt Elsbeth von Gäbistorf vielleicht auch. Viel steht geschrieben in den lateinischen Büchern, viel Sprüche, Amulete und Kräuter wußte der Jemand im dunkeln Ordensgewand. Nicht umsonst hat ihm die Schülerin zugehört vom ersten Glockenschlage um Mitternacht, bis zum ersten Hahnenruf am Morgen."

„Genug!" fiel Agnes ein, von geheimem Grauen gepackt, „ich glaubte, Du kennest ein unschädliches Mittel gegen die Bleichsucht. Da nun dem nicht also ist, so magst Du Dich wieder entfernen."

Die Alte von Gäbistorf stellte sich, als verstehe sie den Wink nicht. In ihrer phantastisch theatralischen Manier schritt sie auf das Mädchen zu, fühlte den Puls desselben, ließ sich die Zunge weisen, fragte über Eßlust, Herzklopfen, Schweiß, Schlaf, Träume u. s. w. viel vernünftiger, als es die Königin erwartet hatte. Bei'm Geständnisse der Prinzessin, daß sie oft von der Donau und den Karpathen träume, beendigte die Alte das Verhör mit den Worten: „Da haben wir's! da sitzt das Uebel! Was an die Donau gehört, das verdirbt am Rhein. Pflanze die Rebe neben den Gletscher, so tödtet sie der Frost, bringe die Alpenrose herab in's Thal, so welkt sie an der Sonnengluth. Setze den Verbrecher auf den Thron, so dorrt er zusammen unter der Unschuld Fluch." Das Weib lachte wieder wie wahnsinnig.

„Was willst Du damit? Ich verstehe Dich nicht," sprach Agnes.

„Tief ist der Worte Sinn," entgegnete das Weib. „Jedes Wesen gehört an seinen Platz, an seinem Platze nur kann Jegliches gedeihen. Die Tochter des Königs Andreas aber gehört nicht in das Kloster an der Töß, das liegt weder in den Wünschen des ungarischen Adels, noch in der Jungfrau Natur. Darum sehnt sie nach den Strömen ihrer Heimath, nach den Bergen ihres Vaterlandes sich zurück. Das Herz der Jungfrau ist krank; Heimweh heißt der Wurm, der an der Wurzel dieser Blume nagt."

Die Königin schüttelte ungläubig das Haupt. — „Nicht wahr? Elisabetha, es gefällt Dir hier in dem Gotteshaus und Du sehnest Dich nicht nach Ungarn zurück?"

„Wohl! Mutter," antwortete das Mädchen unbefangen, „ich möchte vor der Einkleidung gerne noch einen Sommer bei meinen Anverwandten in Ungarn zubringen."

„Einen Sommer in Ungarn?“ schrie entsetzt die Stiefmutter. — „Jesus, Maria und Joseph! einen Sommer? Elisabeth! Elisabeth! Du weißt nicht, was Du bittest. In Ungarn? sagst Du? wo Krieg und Kriegesgeschrei ist? — O, die Zeit ist böse, der Satan geht umher, wie ein brüllender Leu und sucht, wen er verschlinge.“

„Liebe Mutter!“ hub das Mädchen schüchtern an, indem ihr Antlitz wie Purpur erglühte, „ich dachte nur, ich würde, wenn ich eingekleidet sein werde, wohl nie mehr nach Ungarn kommen. Und doch sähe ich die Base gerne noch ein Mal, die Base, die so freundlich mit mir war, und den Karl, der mich immer seine kleine Braut nannte.“

„Kein Wort mehr davon!“ gebot die Königin zürnend, „Du sollst eine Braut des Himmels werden. Elisabeth! Elisabeth! was nährest Du für weltliche Träume in Deiner Seele! Das hätte ich von Dir nicht erwartet. Fort! begib Dich in Deine Zelle, lies im Evangelium des heiligen Lukas, wie der liebe Heiland über dem Tempel Vater und Mutter, wie er Welt und Heimath vergaß. Und wenn Du es gelesen haben wirst, so kniee nieder und flehe die Mutter Gottes an, daß sie die sündhaften Gedanken Dir verzeihe, die der böse Feind Dir in's Herz gelegt. Zudem hast Du heute Fasttag und kommst nicht in's Refektorium zum Mittagessen.“

Demüthig küßte die Prinzessin ihrer Stiefmutter die Hand und verließ rasch das Zimmer, die Thränen nicht mehr bezwingend, die ihren Augen entquollen.

„Das ist eine neue Weise, das Heimweh zu vertreiben,“ murmelte die Alte mit giftigem Blick. Die Königin aber schritt heftig das Zimmer auf und ab, dann stand sie plötzlich still und fragte: „Wie kommt das Kind auf diesen Gedanken? hast Du ihm vielleicht diese Thorheit in den Kopf gesetzt? elende Bettlerin! Und ist wohl das Ganze nur ein verabredetes Spiel?“

Die Alte grinste und sprach: „Ist Elsbeth schuld, daß der Adler die Berge liebt und sagt es die Hexe von Gäbistorf wohl dem Storch, daß im Süden sein Vaterland ist? Und was die Bettlerin anbetrifft, so ist Betteln besser, als Rauben. Wann hat übrigens die Schröpferin von Baden ihre Hand nach der stolzen Frau ausgestreckt, oder wann hat sie gesprochen: Gib mir auch etwas von dem Schatze,

den des Mägdleins Vater Dir vermachte im Ungarland. Sieh', o Königin, diese Hände an, sie sind arm, aber der Fluch der Waisen klebt nicht an ihnen. Ja, Tochter Albrechts, es ist wahr, ich werde meiner Tochter keine Königskrone hinterlassen, aber auch nicht den Fluch — eines Meuchelmords."

Agnes erblaßte — das Wort des Weibes hatte ihr Innerstes getroffen und sie fing an, sich vor Elsbeth zu fürchten, die am Schlusse ihrer Rede sich stolz aufgerichtet hatte, wie eine Rachegöttin des Alterthums.

„Allerdings regt die Natur," nahm Agnes das Wort, „allerdings regt die böse, sündliche Natur solcherlei Begierden auf. Das kommt von der Erbsünde, von Adam und Eva her, nicht wahr? Liebe Elsbeth! Du hast nicht Unrecht, gutes Weib, aber Du hättest nichts von ihrer Heimath sagen sollen. Das arme Kind! wir können nicht mehr anders. Ich weiß wohl, daß die Anverwandten in Ungarn das Gerücht ausstreuen, ich habe Absichten auf das Vermögen meiner Stieftochter. Aber bewahre mich der heilige Franziskus davor. Der irdischen Güter besitze ich schon mehr, als ich brauche. Leider liegt da ein ganz anderer Stein des Anstoßes im Wege. Meinem Gemahle, Gott hab' ihn selig, ich trag' ihn im Herzen, mußt' ich es auf dem Todbette versprechen, daß ich nicht bloß eine Wittwe bleiben, sondern auch dafür sorgen wolle, daß seine Tochter Elisabetha den Schleier nehme."

„Und also soll die Jungfrau Nonne werden, wenn auch das Herz darüber bricht?"

„Gute Elsbeth! was kann ich machen? wer kann helfen?"

„Vielleicht Niemand, als die Schröpferin von Baden, es ist jetzt gerade die rechte Zeit — im Mai wachsen gewisse Kräuter — ich will sehen. In einigen Tagen bin ich wieder da." Unter diesen Redensarten suchte die Alte den Plan zu verbergen, den sie sich ausgedacht hatte. Die Königin bot ihr für die gehabte Mühe ein Goldstück an, aber Elsbeth wies dasselbe zurück. „Die Hexe von Gäbistorf nimmt kein Geld vor Beendigung der Kur. So hat es ein gewisser Jemand sie gelehrt." Sie lachte und ging fort mit einer Verbeugung, die jedoch weniger der Tochter Albrechts, als dem ritterlichen Jüngling zu gelten schien, der jetzt in das Zimmer trat.

Es war das der Herzog Johann. Er nahm nach Entfernung des alten Weibes gegenüber der Königin Agnes Platz und eröffnete ihr das Anliegen, das ihn bewogen hatte, ihre Hülfe anzusprechen. Sei es nun, daß ihr das bewiesene Zutrauen schmeichelte, oder daß sie bei'm Anblick des schönen, kräftigen Jünglings ein Gefühl anwandelte, für welches Agnes sonst, wenigstens nach der Behauptung der Königsfelder Chronik, unempfänglich war, genug! sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wie Johann den frühen Tod seiner Eltern, die Verlassenheit seiner Kindheit und die Härte schilderte, mit welcher er bisher behandelt worden sei. Als er aber unverholen erklärte, daß seine Ansprüche sich nicht auf Kiburg, Habsburg und Elsaß beschränken, sondern sich auch auf die Hälfte der Herzogthümer Oesterreich und Steiermark, Karniol, Ponteau und Windisch-Mark ausdehnen, da verfinsterten sich plötzlich die Züge der königlichen Wittwe, und sie fragte, indem sie rasch von ihrem Sessel aufstand: „Und was sollen dann, wenn Ihr das Alles für Euch verlanget, meine Brüder noch erhalten? Sollen die Kinder des Königs Albrecht betteln gehen?"

„Ich denke," versetzte Johann, „es werde dieselben nicht an den Bettelstab bringen, wenn schon Albrecht seinem Neffen das väterliche Erbe herausgibt. Uebrigens habe ich nicht die Pflicht auf mir, für die Ausstattung der Prinzen zu sorgen; das ist Sache des Königs."

„Ganz richtig, lieber Vetter!" erwiederte Agnes mit schlauem Lächeln, „ganz richtig! Dem Könige liegt die Sorge für die Größe des Hauses und die Würde des Reiches ob; aber eben darum muß er manchmal Etwas thun, was ihm selbst nicht lieb ist, er muß dem Einzelnen wehe thun, damit das Ganze sich freue. Ich selber habe das erfahren; zwei Male wurde ich der Politik geopfert, mein Herz blutete, aber ich schwieg und duldete, wie der liebe Heiland. Es ist besser Unrecht leiden, als Unrecht thun, sage ich."

„Sehr wohl, königliche Base, aber mich dünkt, es gebe etwas noch weit Besseres."

„Und das wäre?"

„Weder Unrecht thun, noch Unrecht leiden. Jedem das Seine, weder minder, noch mehr. Das ist mein Wahlspruch, bei dem bleibe ich. Glaubt König Albrecht, sein Vortheil erfordere, daß er mir

Unrecht thue, so glaubt Herzog Johann, seine Ehre und sein Vortheil gebiete, daß er kein Unrecht leide. Frau Agnes, das könnet Ihr Euerm Vater in meinem Namen versichern."

„Ich habe hier nichts zu versichern, lieber Vetter! denn ich befasse mich mit solcherlei Dingen nicht, sondern habe mich von dem Geräusche des Hofes, wie Ihr wisset, größtentheils zurückgezogen, um dem Heile meiner Seele zu leben. Meine Neigungen sind nicht die Neigungen der Welt, Fleisch und Hoffart, Eitelkeit und Tand üben keine Macht auf mein verwittwetes Herz. Ihr müsset mich daher nicht mißverstehen, wenn meine böse Adamsnatur mich vielleicht vorhin etwas heftiger werden ließ, als ich hätte sein sollen. Zwar habe ich mit meinem Vater noch nie über die Sache gesprochen; aber ich hoffe, er wird Euch von Euerm Erbe nichts vorenthalten. Indessen muß ich doch die Frage an Euch richten: Liegt Euch denn wirklich am Herrschen so viel?"

„Ehe ich das beantworten kann, muß ich erst wissen, wie die Frage eigentlich gemeint ist. Daß Herrschen wenigstens kein Unglück sei — darüber scheint man in der Habsburgischen Familie so ziemlich einverstanden zu sein."

„Allerdings wurde dem Mammon der Macht und der Ehre auch von uns Vieles, nur zu Vieles zum Opfer gebracht," sprach die Königin mit einem tiefen Seufzer." Und doch wohnt das Glück so selten in den Palästen der Großen dieser Welt. Ich habe es erfahren, lieber Johann, ich habe es erfahren. Als ich nach Ungarn zog, da war der Weg zwei Meilen weit mit Triumphbogen, Blumen und seidenen Tüchern bedeckt — und doch zu welchem Kreuze hat er mich hingeführt. Wie oft wünsche ich, daß König Andreas Deine Mutter möchte geheirathet und Gott mir eine Zelle in irgend einem Kloster angewiesen haben."

„Wenn mich aber nicht Alles täuscht, würdet Ihr doch jetzt den Schleier nicht nehmen," entgegnete der Herzog.

„Ihr täuscht Euch wirklich, Vetter. Ich habe meinen Gemahl auf seinem Sterbelager bewogen, daß er seine einzige Tochter dem Kloster bestimme. Ich habe ihm versprochen, daß ich Wittwe bleiben wolle, und bereits hat eine Klausnerin mir prophezeit, daß ich einst auf dem von meinem Blute geweihten Grunde ein Kloster bauen und in ihm mein Leben beschließen werde.

„Je nun! über den Geschmack läßt sich nicht streiten; aber mich zieht das Klosterleben nicht an."

„Das thut mir sehr leid; denn eben wollte ich Euch fragen, ob Ihr nicht lieber dem geistlichen Stande Euch widmen möchtet. Die Bischofsmütze, der Churfürstenhut und die dreifache Krone liegen auf diesem Wege."

„So sagen die Leute," erwiederte der Herzog, bitter lachend. „Vor einer Weile sah mich der Hofnarr wirklich für einen Erzbischof an. Vermuthlich hat er eine prophetische Vision gehabt. Doch, Scherz bei Seite. Theuerste Base, wollet Ihr mir den Gefallen thun und Euch bei'm Könige für mich verwenden, daß er endlich mein väterliches Erbe herausgebe."

„So gerne ich Euch etwas Angenehmes erwiese," entgegnete Agnes verlegen, „so müsset Ihr doch begreifen, lieber Vetter! daß ich, bei meiner Stellung, mich unmöglich mit solcherlei irdischen Fragen abgeben kann."

„Ja wohl, ich begreife, ich begreife; aber dann will ich Euch auch die Mühe ersparen, mich zum Mönche oder zum Pfaffen zu machen. Das würde Euch allzu viele Zeit rauben. Es thut mir ohnehin leid, daß ich Euch so lange Euern frommen Betrachtungen entriß. Ich wünsche einen guten Morgen."

7.

Unerwartete Theilnahme.

Der Herzog sprach's und ging. Je größer das Vertrauen gewesen, mit welchem derselbe zu der Base gekommen, desto größer war jetzt die Entrüstung, mit welcher er sie verließ. So jung, und schon eine so widerliche Betschwester; so scheinheilig, und doch so herzlos habsüchtig; so demüthig in den Worten, und doch so hochfahrend im Benehmen — das konnte Johann nicht begreifen. Freilich trug zu seiner Mißstimmung noch ein Umstand bei, den er selber Niemand gestanden hätte, den aber wir dem Leser nicht verbergen wollen. Der Leser erinnert sich noch der Weissagung auf dem Schlosse

Wart. Johann war zu klug, um der Hexe von Gäbistorf blinden Glauben zu schenken, falls dieselbe ihm etwas Unangenehmes verkündet hätte; aber der dunkle Spruch des alten Weibes redete von einer Königstochter und einer Königskrone — und das ist was Anderes, das findet immer etwelchen Eingang bei dem Herzen eines zwanzigjährigen, unglücklichen Prinzen. Als ihm daher die Nonne, welche ihn einführte, sagte, die Elsbeth von Gäbistorf sei bei der Königin Agnes, so fielen ihm unwillkürlich die Worte ein:

Nicht länger ein Unterjochter,
Denn des Muthes Lohn
Ist des Königs Tochter,
Ist des Königs Thron.

Nicht, als ob er sich dabei etwas Bestimmtes gedacht hätte; denn er kannte ja die nahe Blutsverwandtschaft, in welcher er zu Agnes stand; aber — die Prophezeiung fiel ihm doch ein. Sobald er aber Agnes sah, vergingen ihm alle romantischen Anklänge von Königstochter und Königskrone. Und schon bei den ersten Worten der vornehmen Base war es ihm, als schütte man eiskaltes Wasser über seinen Rücken. „Ich bot dem Weibe vertrauend die lebenswarme Hand und empfing dafür die knöchernen Finger eines — heiligen Gerippes,“ sagte Johann zu sich selbst bei'm Austritt aus der Zelle. Tief ärgerte es ihn jetzt, daß er thöricht genug gewesen, einen Augenblick zu glauben, Albrechts Tochter könne gerecht sein in einem Streite gegen ihren Vater, oder theilnehmend für den fremden Vetter aus Böhmen. Hatte ja doch der besonnene Rudolf von Wart schon früher behauptet, Agnes vereinige die arglistige Habsucht ihres Vaters mit der finstern Frömmelei ihrer Mutter.

Ueberwältigt von dem Gefühle seiner Verlassenheit am Hofe der Habsburger schritt der zürnende Jüngling durch die hallenden Kreuzgänge des Klosters und barsch befahl er dem Stallknechte, er möchte ihm sogleich das Roß vorführen, damit es so bald wie möglich ihn forttrage aus dem schwülen Dunstkreise des geistlichen Zwingers. Allein der Stallknecht nahm die Mütze vom Haupte, schnitt einen ehrfurchtsvollen Bückling mit der Versicherung, der Araber habe an dem rechten Hinterfuße das Hufeisen verloren, und der Schmied sei wirklich beschäftigt, demselben ein neues aufzuschlagen.

Eben wollte Johann nach der Schmiede sich begeben, welche außerhalb der Klostermauern lag, als ein schöner Gesang sein Ohr berührte. Die Nonnen sangen ihre Terz. Mächtig zog es den Prinzen hinein in die Kirche.

Ein heiliges Zwielicht fiel durch die bunten Fensterscheiben des gothisch gebauten Gotteshauses; süße Weihrauchdüfte schwammen durch die geräumigen Hallen; prachtvolle Feierklänge entströmten der Orgel, und zarte Frauenstimmen mischten sich in dieselben wie Hallelujaruf seliger Geister. Die Musik übte ihre Zaubermacht auf das Gemüth des horchenden Jünglings, sein Groll verschwand, und der Friede Gottes senkte sich auf ihn herab. Bereits war die Orgel verstummt, die weiß gekleideten Nonnen verloren sich allmälig durch zwei kleine Pförtchen. Unbemerkt, wie er gekommen, saß Herzog Johann in dem Winkel einer abgesonderten Gallerie, wo eine mächtige Säule ihn vor jedem neugierigen Auge schützte. Die Kirche war leer, und doch schien es dem Prinzen, er höre ein leises, mitunter von lauten Seufzern unterbrochenes Flüstern. Johann trat einige Schritte vor, bückte sich über die Lehne und sah in das Schiff der Kirche hinab und — da überzeugte er sich allerdings, daß er nicht so allein sei, wie er vorhin gewähnt hatte.

Unten, vor dem Altare, auf dem die heilige Mutter mit dem Christuskinde sich befand, kniete eine Jungfrau. Diese trug einen langen, mit einem goldenen Blumenkranze umsäumten Schleier, weiße Perlenschnüre um das schwarze Lockenhaar und ein rosiges, von einem himmelblauen Gürtel gehaltenes Atlaskleid. Eine zierliche Harfe lag neben ihr auf den Stufen des Altars. Denn das Mädchen war Rosa, die zarte Tochter der alten Elsbeth von Gäbistorf. Gestern schon ließen die Reize dieser seltsamen Jungfrau den Jüngling nicht ungerührt; allein das war nichts in Vergleichung mit dem Eindrucke, welchen jetzt ihre Schönheit auf ihn machte, jetzt, wo der Zauber des Gebetes jeden ihrer Züge verklärte. Rosa war die betende Unschuld, war ein zur Erde herniedergestiegener Engel, der sich in seine Heimath zurücksehnt. Ihr Auge strahlte, ihre Wange glühte, — das stille Flüstern wurde zum lauten Gebet. „Hilf Du, himmlische Königin!" rief sie und preßte die gefalteten Hände mit Innigkeit an den wogenden Busen, — „hilf Du, wo ich nicht helfen kann. Bewahre Du

den Arglosen vor den Fallstricken meiner Mutter. Schütze den guten Jüngling, den edeln —

Während das Mädchen das im Texte fehlende Wort etwas leiser aussprach, stürzte die alte Elsbeth herein und sagte: „Noch immer in der Kirche? was soll Das? bekommst Du nicht genug? willst Du etwa auch eine Nonne werden, oder eine Betschwester, wie die Agnes da drinnen? Es wird nichts daraus, Mädel, ein gewisser Jemand hat Dir das Horoskop gestellt, die Sterne wissen nichts von einer Nonne, nicht umsonst leuchteten Jupiter und Venus über der Stunde Deiner Geburt. Rosa! Rosa! Du weißt noch nicht Alles, was der geheimnißvolle Seher Dir verkündete."

„Ich begehre es nicht zu wissen," antwortete Röschen, „mir genügt, daß ich ein armes unglückliches Mädchen bin, das unstät und flüchtig umherirren muß auf der weiten Erde."

Du arm? die Tochter der alten Elsbeth unglücklich, weil sie als fahrende Dirne wandern muß über Berg und Thal? Mit nichten — aber da drinnen" — flüsterte Elsbeth mit bedeutungsvoller Miene, — „da drinnen sitzt in der Zelle eine unglückliche Dirne und weint, die hat weder Vater noch Mutter. Die Tochter des Königs von Ungarn sieht das Wasser vorüberrauschen und klagt, denn sie ist gefangen; sie neidet die Wolken in freier Luft, denn sie sitzt verschlossen im frommen Zwinger, wo man stirbt, ehe der Tod erscheint. Aber die Hexe von Gäbistorf wird der Mutterlosen eine Mutter sein; sie wird die Königstochter entführen, ehe der Mond zum zweiten Male sich füllt. Diese Agnes spinnt an einem Netze, aber die Bettlerin von Breisach wird es zerreißen mit unsichtbarer Hand. Nimm Deine Harfe — mein Werk hier ist für heute gethan, ich habe die nöthige Abrede getroffen. Fort! der Hof begibt sich heute noch auf Baden — es riecht mir wie Blut in der Nase — der König zieht auf den Stein in Baden. Komm', wir folgen Albrechts Fußtritten wie die Hunde dem fliehenden Gewild."

Aber Mutter! Mutter! warum dieses Umherschweifen? können wir nicht auch leben wie andere Leute? Dieses Treiben wird mir immer unerträglicher, und ich möchte oft vor Scham in die Erde versinken, wenn ein rechtschaffener Mensch sieht, mit welchen Menschen wir verkehren und mit welchen Künsten wir uns abgeben."

„So? so? Du schämst Dich, Töchterlein," fragte die Alte mit widerlichem Grinsen. „Ja! schäme Dich nur, Du hast Ursache dazu, entartetes Geschöpf! Wir leben wie andere Leute? Hi hi hi! Weißt Du nicht, wer Du bist? wer ich bin? und wer Dein Vater war? Du kennst die Pflicht, welche das Schicksal mir auferlegte, — willst Du mir dieselbe erfüllen helfen, oder soll ich rufen den blutigen Schatten? soll ich des Vaters Geist heraufbeschwören? soll ich den Fluch über Dich sprechen, den schweren, zermalmenden Mutterfluch über die ungerathene Tochter?"

Röschen erblaßte, zitterte und schwieg. Die Alte aber erhob drohend den Fidelbogen und rief: „Fort, das Verhängniß winkt, fort nach Baden!" Das Mädchen nahm die Harfe und folgte, gleichsam von einer finstern Macht beherrscht, gegen welche sein Herz vergeblich sich sträubte.

Welch' ein Unterschied zwischen Mutter und Tochter, zwischen der Hexe von Gäbistorf und dem Engel von Gäbistorf! Wer sind diese beiden Wesen? Warum folgt die Alte dem König, wie der Hund dem Gewild? Warum wurde Röschen so bleich und stumm, als das Weib des blutigen Schattens erwähnte? Welch ein Geheimniß liegt da verborgen, daß die Jungfrau den finstern Weg wandeln muß, den sie offenbar verabscheut? So fragt vielleicht mein Leser. Und gerade so fragt der Herzog Johann auch, der ein unbemerkter Zeuge dieses ganzen Auftrittes gewesen war. Doch nein! Johann hatte gar nicht Zeit, solche Betrachtungen anzustellen. Bei ihm wurden wenigstens für einstweilen alle diese Fragen in den Hintergrund gedrängt von der Hauptfrage: Wer wohl der Glückliche sei, für welchen die schöne Rosa betete. Sie hatte seinen Namen so leise ausgesprochen, als könnte ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit sich selbst vor Gott nicht verläugnen. Zwar tönte das Wort wie „Johann" — schütze den edeln Johann. Daß Rosa vielleicht einen ganz andern Johann gemeint habe, das konnte der Prinz, der schon eine Anwandlung von Eifersucht spürte, sich gar nicht vorstellen. Und doch war es eben so unwahrscheinlich, daß sie für ihn gebetet habe. Wie konnte er bei einem unbekannten Mädchen aus dieser Menschenklasse eine so warme Theilnahme voraussetzen.

Ueber die Zweifel, die ihn quälten, in's Reine zu kommen, ver-

ließ der Herzog sogleich die Kirche und eilte, sein Roß zu besteigen. Wie er aber über die Brücke reiten wollte, führte sein Unstern den Grafen von Homburg und den Abt Heinrich von St. Gallen daher, der mit einem zahlreichen Gefolge sich nach Baden begab, um die Stadt Wil vom König zurückzufordern. Homburg, der in der Nacht nach Winterthur hinabgegangen war, fragte den Herzog, wie er auf ihre Unterredung geschlafen habe, und stellte ihm seinen Lehnsherrn, den Abt von St. Gallen, vor. Es entspann sich ein Gespräch, in welchem Abt Heinrich das Unrecht auseinander zu setzen sich bemühte, das er schon seit Jahren vom Könige habe erdulden müssen. Der Prinz stand gleichsam auf glühenden Kohlen und konnte den Augenblick nicht erwarten, wo dieser sich empfahl. Als aber dieses geschah, war es bereits zu spät. Die alte Elsbeth und ihre Tochter hatten sich bereits einem Zuge von Bettlern und Pilgern angeschlossen, der einen steilen Fußweg einschlug und sich im Walde verlor. Johann lenkte daher sein Roß wieder dem Schlosse Wart zu, indem er den Entschluß faßte, heute noch auf Baden zu verreisen.

8.

Allerlei auf dem Schlosse Wart.

Wenn man den Herzog und den Knecht Russaling ausnimmt, so kann man sagen, daß die übrigen Bewohnen des Schlosses an dem in Rede stehenden Tage sich den Schlaf ziemlich schmecken ließen. Bei den Gästen war das erklärlich, denn die hatten dem Neftenbacher und Feldheimer so wacker zugesprochen, daß sie nicht mehr an das Sprichwort dachten: Morgenstund hat Gold im Mund. Aber das böse Beispiel der Herren schien auch ansteckend auf die Dienstboten zu wirken; auch das Gesinde wollte nicht aus den Federn, trotz Glockenschlag und Hahnenruf; und doch war für Knechte und Mägde vollauf zu thun in Stube und Küche. Die Sonne, die wie verstohlen durch die bunten Fensterscheiben des Rittersaales blickte, beleuchtete einen wahren Gräuel der Verwüstung. Leere und halbleere Humpen und Krüge, rothe Weinflecken im weißen Tischtuch, Messer und

Gabeln, die, vermischt mit ledernen und schuppigen Handschuhen, mit Federhüten und Helmen, auf und unter Tischen und Stühlen herumlagen: — das Alles bewies, daß es hart zugegangen bei dem Kampfe, der hier stattgefunden. Von den bärtigen Ahnenbildern an der Wand schauten einige trotzig und wild in diesen Wirrwar hinein, als wollten sie sagen: Geht es so zu? wirthschaften unsere Erben so mit dem Gute, das wir voll Mühe und Sorgen geäufnet? Andere aber lächelten so vergnügt, als sprächen sie: Laßt sie machen! es ist jetzt an ihnen, wie es seiner Zeit an uns war. Trieben wir es ja zuweilen nicht viel besser. Wie lange ohne äußern Anstoß die Dienstboten diesen Wahlplatz tüchtiger Zecher gemieden hätten, wissen wir nicht. Denn der Anstoß kam von des Hauses ordnendem Geiste, er kam von der Gebieterin, von der Frau Gertrud.

Frau Gertrud hatte in ihrem Wesen viel von dem, was der große Weiberkenner des Alterthums, König Salomo, unter die Vorzüge einer guten Hausmutter rechnet. Sie war nicht so heldenhaft, wie ihre Freundin, Elisabetha von Eschenbach, und nicht so gebildet, wie manche meiner Leserinnen, sie schrieb keine Bücher, wie die Damen unserer Tage; aber sie besaß viel natürlichen Verstand und einen Geist, der über manchen Punkt heller urtheilte, als man es von jener Zeit erwarten durfte. Selten erschien sie bei einem Turniere, selten am Hofe der Habsburger, deren Stolz sie nicht zu ertragen vermochte. Das Haus war ihre Welt, ihre Freude war Mann und Kind. Selber thätig vom frühen Morgen bis zum späten Abend hielt sie auch das Gesinde strenge zur Thätigkeit an, und unwillkommen waren ihr die Anlässe, wo sie die Zügel ihres weiblichen Regimentes etwas laxer halten mußte. Gegen Gäste, die auf dem Schlosse Wart ankehrten, war sie sehr artig, wenn sie dieselben für aufrichtige Freunde ihres Gatten ansah, doch wünschte sie auch dann, wiewohl nur heimlich, daß sie den Aufenthalt nicht übermäßig verlängern möchten. Die Ehre des Hauses zu wahren und ihrem wackern Rudolf Freude zu machen, ließ sie bei solchen Gelegenheiten reichlich auftischen, was Küche und Keller barg. Aber sie wollte nicht, daß Knechte und Mägde sich die Anwesenheit der Gäste zu Nutze machen, um ihre Pflichten zu vernachlässigen, im Gegentheil verlangte sie gerade dann größere Aufmerksamkeit und schnellern Gehorsam, da-

mit die Hausordnung auf Wart sich keine Blöße gebe vor den Augen der Nachbarn und Freunde.

Als daher Frau Gertrud erwachte und es ihr vorkam, es müsse bald sechs Uhr sein, ohne daß sich Jemand rege im Schlosse, da wurde sie roth und bleich vor Schrecken und Unwillen. Eilig kleidete sie sich an, warf noch einen flüchtigen Blick auf ihren Mann und den schlafenden Knaben, schlüpfte dann leise zur Kammerthüre hinaus, flog Treppen auf und Treppen ab und weckte die Knechte nnd Mägde. Scheltend fragte sie die Schlaftrunkenen, ob sie über Nacht Ritter und Edelfrauen geworden, da sie im Bette liegen, bis die Sonne über allen Heiden aufgegangen. Fort! an Eure Geschäfte! tummelt Euch! Alles in möglichster Stille, damit die Herrschaften nicht vor der Zeit herunterkommen und inne werden, wie wenig Ihr um des Hauses Ehre Euch kümmert. Das Wort wirkte. Die eine Magd kehrte den Saal und stäubte die Tische und Bänke ab, während die andere in der Küche Feuer schlug und für das Morgenessen sorgte. Ein Knecht nahm die Schuhe unter den Arm und begab sich in den Hof und in den Stall hinab; ein Anderer schlich in Socken durch die Gänge und fing an die Kleider auszubürsten, die Helme und Panzer blank zu scheuern. Frau Gertrud reichte selber aus der Speisekammer den nöthigen Mundvorrath ab, und holte aus dem Garten einen duftenden Strauß, mit welchem sie die Blumengefäße im Rittersaale schmückte.

Ritter Rudolf von Wart war inzwischen ebenfalls aufgestanden und hatte sich in die Waffenkammer begeben, um nachzusehen, ob die Rüstung in Ordnung sei, die er auf seiner Fahrt nach Baden zu tragen gedachte. Viele Schwerter, Panzer und Helme hingen an den Wänden umher, viele Panzer, Schilde, Lanzen und Helleparten standen angelehnt in den Winkeln. Auch fehlte es nicht an ausgestopften Rüstungen. Besonders zeichnete sich durch seine riesenhaften Formen ein Ritter mit geschlossenem Visire aus, welcher den Arnold von Wart vorstellen sollte, einen der Ahnherren des Ritters Rudolf von Wart. Nachdem Rudolf sich überzeugt hatte, daß Rüstung, Schwert und Lanze in Ordnung sei, fing er an, mit sinnendem Haupte und mit verschränkten Armen den Saal auf und nieder zu schreiten. Er gedachte der Worte, die Graf Werner von Homburg am gestrigen Abend gesprochen.

Als Rudolf eine Weile auf und nieder gewandelt war, kam es ihm vor, als ob Jemand in seiner Nähe nieße. Er schaute rechts und links, aber Niemand befand sich in der Waffenhalle als er selber. Der Ritter schüttelte den Kopf und setzte seine Wanderung fort. Indem er aber ein Mal an dem Bilde seines Ahnherrn Arnold vorüberging, erhob dieser die rechte Hand, gleichsam, als ob er seinen Enkel warnen wollte. Rudolf stutzte. „Was soll das?“ fragte er halblaut und stand einige Augenblicke still, — „Selbsttäuschung,“ murmelte er, „nichts als Selbsttäuschung,“ und drehte sich wieder um. In demselben Momente aber wurde ihm der Schaft eines Speeres so derb auf den Rücken geschlagen, daß der Ritter einsehen mußte, hier sei etwas mehr als Selbsttäuschung. Jetzt sprang die Freiherrin von Eschenbach hinter der Rüstung des Arnold von Wart hervor, indem sie beinahe bersten wollte über den Possen, welchen sie dem Hausherrn gespielt hatte. Rudolf lachte mit, jedoch unter der Bemerkung, daß er dem erhaltenen Schlage nach eher einen Grobschmied, als ein zartes Frauenzimmer hinter dem geharnischten Ahnherrn gesucht hätte. Dann nahm er die Dame an den Arm und führte sie in den Speisesaal hinab, wo er bei dem Frühstücke dem Walter von Eschenbach ein Kompliment machte über die Stärke der Frau Elisabetha, seinen Freund glücklich preisend, daß es demselben in der Brautnacht nicht ergangen, wie weiland dem Könige Günter mit der gewaltigen Brunhild, der, nach dem Nibelungenliede, von seiner Geliebten gefesselt und an den Wandnagel aufgehängt wurde.

Bei dem Worte „Frühstück“ denken vielleicht unsere Leserinnen an Thee, Kaffee, Chokolade und Zucker. Alle Achtung vor dem Geschmacke unserer Leserinnen, denn wir gehören auch zu der Zunft der Kaffeetrinker, und wenn uns der Dampf der gerösteten Bohne umwallt, so fühlen wir uns so behaglich, wie einer der seligen Götter des Vaters Homer. So verbreitet indessen heut zu Tage das chinesische Kraut und die arabische Beere ist, und so ungerne der ärmste Hirt unserer Alpen auf diese Würze des irdischen Daseins verzichten würde, so wußte doch im Mittelalter von solchem Genusse weder Edelmann noch Graf, weder Herzog noch Kaiser. Das Morgenessen auf dem Schlosse Wart war viel solider. Hünenberg, Wart und Balm aßen Haferbrei, der von den Letztern mit Wein verdünnt

wurde. Eschenbach labte sich an saurer Kalbsleber, weil es ihn bedünkte, er habe am gestrigen Abend des Guten ein Bischen zu viel gethan. Frau Gertrud trank Milch und aß Butterschnitten mit Honig. Hingegen hatte sie für Frau Elisabetha von Eschenbach, die eine geborne Freiin von Vatz aus Rhätien war, eine Schüssel mit Pollenta bereiten lassen. Diese lohnte die Aufmerksamkeit der Hauswirthin dadurch, daß sie ihr italienisches Lieblingsgericht sich trefflich schmecken ließ und nach glücklich geleerter Schüssel auch ein paar Gläser dunkelrothen Veltliner nicht verschmähte. Unsere Leserinnen schütteln vielleicht hier das Köpfchen, aber es wird im Verlaufe unserer Geschichte noch Manches geben, worüber sie das Köpfchen schütteln werden. Ein Geschichtschreiber, der sich vorgenommen hat, nichts als die reine Wahrheit zu erzählen, muß in Gottes Namen die Leute schildern, wie sie sind.

Bald erschien auch Herzog Johann und nahm an dem Morgenessen Theil. Er sagte von seinem Besuche auf Multberg und im Kloster, wobei er freilich das Wichtigste mit Stillschweigen überging. Nur so viel konnte man bemerken, daß er sehr wünschte, recht bald in Baden einzutreffen. Als daher ein Bote von Kiburg aus zum Aufbruche mahnte, so säumten die Freunde des Herzogs (zu denen wir auch den jungen Hünenberg rechnen,) mit der Abreise nicht.

Rudolf von Wart hatte freilich vorher noch einen ernstlichen Widerstand zu besiegen. Während er in einem Nebenzimmer seinen Harnisch anzog, trat Gertrud zu ihm ein, auf dem Arme den schöngelockten Knaben Jakob bringend, damit dieser dem Vater einen guten Morgen biete. „So willst Du also auch nach Baden reiten?“ hob Gertrud an. „Ich muß wohl,“ sprach Wart, eine rothe Schärpe über den glänzenden Harnisch werfend. Lieber Rudolf, bleibe da,“ bat die besorgte Gattin. „Und warum?“ fragte der Ritter. „Mir gefällt“, lautete die Antwort, „dieser Herzog nicht, er ist so leidenschaftlich, so aufbrausend.“

Bedenke, wie Albrecht ihn behandelt, wie er sein Erbe ihm vorenthält.“

„Ich will es nicht läugnen,“ entgegnete die Frau, „aber laß Du ihn das selber mit seinem Oheim ausfechten, dränge Dich nicht zwischen den König und den Herzog. Du bist nur der Lehnsmann.“

„Eben weil ich sein Lehnsmann bin, habe ich die Pflicht auf mir, den Vortheil meines rechtmäßigen Lehnsherrn zu fördern."

„Zu solchen Geschäften verbindet der Lehnsbrief Dich nicht."

„Aber meine Ehre. Oder soll ich minder thun, als Balm und Eschenbach."

„Ich kenne meinen Bruder, er ist ein Hitzkopf wie der Herzog. Und dieser Eschenbach ist ein Schwärmer, der nur vom Lanzelot am See, vom gehörnten Siegfried träumt und über der Dichterwelt die wirkliche vergißt."

„Gerade darum thut dem Herzog ein älterer, besonnener Mann noth, der Wasser in das Feuer gießt, wenn die beiden Tollköpfe ihn zu Uebereilungen verleiten wollen."

„Du kömmst zu spät, guter Rudolf, Du giltst mit Deiner Ruhe bei Johann weniger, als Eschenbach und mein Bruder. Bleibe da, ich bitte, nur noch heute und morgen."

„Und warum diese beiden Tage?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete Gertrud, „es ist kindisch; aber es kommt mir vor, es würde ein großes Unglück verhütet, wenn Du bei Hause bliebest. Ein dunkles Gefühl, eine unaussprechliche Angst, eine Ahnung —"

„Du hältst doch sonst nicht viel auf Ahnungen," sagte der Ritter.

„Und doch kann ich mich derselben jetzt nicht erwehren, lieber Rudolf! da Du also weißt, daß ich sonst nicht abergläubisch bin, so folge mir und bleibe. Es ist nicht bloß Grille — es ist mehr." Der Ritter wurde unschlüssig und dachte schon darauf, wie er sein Zurückbleiben bei'm Herzoge entschuldigen wollte. Gertrud merkte, daß ihr Gatte wankte. Ihren Sieg vollends zu erringen, sprach sie zum Knaben: „Komm, Jakob, küsse den Vater und bitte ihn, daß er nicht fortgehe." Der Knabe küßte den Vater. Aber, von der Schönheit der Rüstung geblendet, fing er an, mit dem Helmbusche und mit dem Schwertgurte zu spielen. „Vater," fragte er, „wenn ich einmal so groß sein werde, werde ich dann auch ein Schwert, ein Pferd und ein Schloß haben, wie Ihr?"

„Horch, was der Kleine da fragt!" sprach Rudolf zu Gertrud gewendet! — „das ist Gottes Stimme. Es handelt sich um des Knaben Zukunft. Können wir die Unterdrückung der Gebirgsbewohner

nicht verhindern, so wird dieser Knabe von mir einst wohl den Titel eines Freiherrn erben, — allein er wird ein Sklave, Oesterreichs Sklave werden. Die zwei Tage, um welche Du mich bittest, sind wichtig; ich darf sie nicht verlieren, ich muß sie in Baden zubringen. Wenn ich dort für den Herzog wirke, so wirke ich für unsern Sohn. Bedenke das und lebe wohl, liebes Weib."

Er umarmte Sohn und Mutter und ging. — Gertrud schwieg, aber sie war nicht beruhigt.

9.
Reise und Warnung.

König Albrecht zog mit seinem Hofstaate von Kiburg nach Baden. Viele Churfürsten, Herzoge, Bischöfe, Prälaten, Grafen, Herren und Knechte waren mit ihm. In Zürich wurden sie durch Bürgermeister und Rath, durch die Zünfte und die Geistlichkeit, welche dem Herrn der Christenheit unter Vortragung des Allerheiligsten entgegengegangen waren, prächtig empfangen und gastlich bewirthet. In Demuth erschienen die Nonnen des Fraumünsters und baten, daß der König die Wahl der neuen Aebtissin, Elisabetha von Matzingen, welche nach dem Tode der Frau Elisabetha von Spiegelberg zur Vorsteherin des Stiftes erkoren worden, bestätigen möchte. Und Albrecht that nach ihrem Willen und belehnte die Neugewählte mit allen fürstlichen Rechten, welche ihre Vorgängerinnen von Alters her besessen. So war, wenigstens dem äußern Anscheine nach, Freude und Jubel von allen Seiten.

Herzog Johann und seine Freunde unterdrückten den Groll, der an ihrem Innern nagte und ergötzten sich an den lustigen Einfällen der Freiherrin von Eschenbach. Eine andere wäre in ihren Umständen vielleicht lieber zu Hause geblieben und hätte der süßen Mutterhoffnungen sich in heimischer Stille gefreut; Elisabetha von Batz aber war über dieses Zartgefühl und die damit verbundene Schüchternheit weg. Ihre Neugierde hatte sie nach dem Schlosse Wart getrieben, um von da den Zug nach Zürich mitmachen und den königlichen Hof in der Nähe schauen zu können. Das that sie denn auch nach Herzenslust. Eine gewandte Reiterin, wie sie von Jugend auf gewesen,

drängte sie mit ihrem Manne, der ihr nichts abzuschlagen wagte, sich keck bis in die Vorderreihen des Königs. Mit vieler Laune erzählte sie in Zürich dem Herzoge Johann, was sie Alles gesehen, indem ihr Spott weder die dickbauchigen Bischöfe, noch die ausgehungerten Grafen und Räthe des Königs verschonte. Am besten gefiel ihr der Hofnarr Kuni von Stocken und am schlechtesten der einäugige Jude, dem die Churfürsten die römische Königskrone auf den Wasserkopf gesetzt hatten.

Albrecht übernachtete mit seinem Gefolge in Zürich. Walter von Eschenbach hingegen geleitete seine Gemahlin heim auf die Schnabelburg. Die übrigen Freunde des Herzogs Johann begaben sich am kommenden Morgen mit dem Hofe nach Baden, wo sie wohlbehalten anlangten und in der Stadt ihre Herberge bezogen.

Der Herzog war ziemlich einsilbig und träumerisch, vielleicht dachte er über den Erfolg nach, den die Absendung des Ritters Tägerfeld haben möchte, vielleicht steckte ihm etwas Anderes im Kopfe, das er seinen Freunden nicht gerne mittheilen wollte, das aber meine Leser, wenn sie sich in die Gemüthsstimmung eines zwanzigjährigen Jünglings versetzen, wohl errathen dürften. Es war wenigstens, als ob seine Blicke immer Jemand suchen in dem Gedränge der Menschen, das damals das Städtchen Baden erfüllte.

Einst, als Johann mit Balm, Wart und Hünenberg sich nach den großen Bädern hinab verfügen wollte, stürzte ein schön geputzter französischer Ritter auf den Herzog zu, schloß ihn in die Arme, herzte und küßte ihn, so daß der Prinz alle Mühe hatte, sich der ungestümen Zärtlichkeit zu erwehren. „O mon ami," rief der Welsche, „ich bin sehr charmé, Euch zu sehen hier. Ich habe Euch gesehen nur ein Mal en toute ma vie; aber ich kenne sehr wohl, denn ich habe gut behalten in die Kopf Euer Person. Mon cher cousin sein jung und schön und lustig alleweil. Und was machen Madame und die Erren Söhne? ils se portent bien? j'en suis sur." Herzog Johann erwiederte, daß er weder Frau noch Söhne habe und daß hier ein Mißverständniß obwalten müsse.

„O non!" schrie der Franzose, „ich kenne sehr gut meine Leute, mon cousin will mich vexiren, aber ich nicht wieder vergessen einen Mann, den ich haben gesehen ein Mal, wenn ich denken so viel an

ihn. Ah! Chevalier von Wart sein viel Spitzbube, daß mich nicht will kennen, den cousin Theobald de Blamont."

Jetzt hellte sich der Irrthum auf. Ritter Theobald von Blamont war mit Wart und Balm weitläufig verwandt. Als ihm daher Jemand im Wirthshause die Vorübergehenden zeigte und dabei den Namen Wart aussprach, eilte Blamont auf die Straße hinaus, den Vetter zu begrüßen. Er umarmte aber den Herzog Johann, statt des Ritters von Wart.

Ritter Balm bedeutete dem Welschen, daß er hier an den unrechten Mann gerathen und stellte ihm seinen Schwager Wart und sich selbst als Vettern dar. Das verschlug aber dem Ritter Theobald von Blamont nichts. Dem Herzoge eine zierliche Verbeugung schneidend, wandte er sich um an Wart und Balm, umarmte und küßte diese mit gleichem Feuer und mit denselben Versicherungen des Entzückens, der Freundschaft und der Liebe.

Dem Herzog Johann machte die höfliche Windbeutelei des welschen Gecken anfänglich vielen Spaß. Er legte beide Hände auf den Rücken und weidete sich an der Verlegenheit der Ritter Balm und Wart, die sich vergebens der zudringlichen Zärtlichkeit des Herrn Vetters zu erwehren suchten, der ihnen so unerwartet über den Hals gekommen. Endlich wurde ihm das Ding zu toll und er dachte bei sich selbst, ein Mann, der seine Freundschaft so auf offener Straße an den Ersten Besten verschwenden könne, dürfe, wenn es sein Vortheil erheische, bei gegebenem Anlasse auch wieder am Esten Besten zum Verräther werden. Daher wollte er seinen Freunden zurufen, sie möchten doch die Unterhaltung mit dem Herrn aus Welschland etwas abkürzen, da sich noch Zeit genug finden werde, seine Liebeserklärungen in Empfang zu nehmen. Siehe! da berührte eine leichte warme, weiche Hand die auf dem Rücken ruhenden Hände des fürstlichen Jünglings. Ein wonnevoller Schauer durchflog alle Nerven desselben. Johann drehte sich um und sah, wie das schöne Röschen von Gäbistorf vorüberschwebte und hinter der Ecke eines Hauses verschwand. Er wußte nicht, wie ihm geschah. Eine Weile stand er in süßem Nachschauen verloren, der welsche Ritter mit seinen Vettern, ja die ganze Welt war für einen Augenblick vergessen. Was doch ein warme, weiche Hand und ein vorübergehendes schönes Mädchen

nicht für Wunder wirken kann im Herzen eines zwanzigjährigen Jünglings! Erst, als der Prinz wieder zu sich selber kam, bemerkte er, daß er ein Papier in der Hand hielt. Er ermangelte nicht, das Briefchen zu öffnen und den Inhalt zu lesen. „Gnädiger Herr! trauet den Weissagungen der Elsbetha von Gäbistorf nicht" — so lauteten die Worte, welche auf dem zierlich gefalteten Blättchen standen. Es war nicht viel und doch bot es dem jungen Manne vielen Stoff zum Nachdenken. Doch davon ein anderes Mal etwas mehr, denn jetzt ruft uns der Lauf der Geschichte zu einem neuen Kapitel.

10.

Der König und seine Räthe.

„Das kann nicht sein," entgegnete Heinrich von Hünenberg dem Junker, der ihn in dem Volksgewühle aufgesucht und zur Nachfolge eingeladen hatte, „es kann unmöglich sein, es muß hier durchaus ein Mißverständniß obwalten." Aber der Edelknabe beharrte auf seiner Einladung, indem er behauptete, den Befehl dazu aus des Königs eigenem Munde empfangen zu haben. „Und was soll ich bei'm Könige?" fragte Hünenberg. „Das weiß ich nicht," antwortete der Edelknabe, „ich weiß nur, daß ich den Auftrag erhalten habe, Euch zur Pfalz, oder wie sie es hier zu Lande nennen, Euch zum Stein dort hinauf zu führen." Gerne hätte Hünenberg den Herzog Johann gefragt, was er thun solle, aber sein Auge konnte den Prinzen nirgends erblicken. Und also folgte er dem Boten ohne längere Widerrede nach auf dem Pfade, der zum Schlosse hinaufführte.

Zwischen vielen größtentheils pyramidenförmigen Hügeln, deren Rücken dunkle Waldungen, deren Seiten grüne Matten und Reben schmücken, dehnt in romantischem Bergkessel sich eine bedeutende Ebene aus. Vom Kloster Meerstern oder Wettingen her windet sich in krummem Laufe die Limmat, welche, die Nagelfluhfelsen durchbrechend, munter hinabeilt, um sich mit der Reuß und der Aare zu vereinigen. Dort steht auf schroffer Höhe der sogenannte Stein von Baden. Heut zu Tage sind es öde Ruinen, wo etwa der Kurgast im Schatten der

Akazien weilt und bei'm Anblick des bemoosten Gemäuers an die Vergänglichkeit menschlicher Dinge denkt. Als Heinrich von Hünenberg zum Steine hinaufstieg, war derselbe ein stolzes, mit Thürmen und Zinnen, mit Wall und Graben umgebenes Königsschloß, an dessen Fuß das Städtchen Baden sich anschmiegte, wie eine schüchterne Schafherde. Im großen Saale wurde eine feierliche Sitzung gehalten, indem viele Fürsten und Herren sich über einen Gegenstand berathschlagten, der ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien. Sechs Bogenfenster beleuchteten das hohe stattliche Gemach, eine reizende Fernsicht gewährend über das von der Limmat durchflossene Thal. Durch das offene Fenster sah man, wie die Sonne allmälig nach dem Schlosse Brunegg sich hinabsenkte. In ihrem Goldglanze badeten sich der Uto und der Albis, der Berg von Zürich, die Alpen von Schwyz, Glarus, Graubünden und Appenzell. Doch schien dort, wo das Grütli liegt, die Wiege schweizerischer Freiheit, eine drohende Wetterwolke zu hangen. Eben so schön war das Innere des Gemaches, in welchem die Herren beisammen saßen. Teppiche aus Venedig, die Belagerung von Troja und die Thaten des Hektor und Achilles darstellend, überkeideten die Wände des Saals. Dem Eintretenden blitzte ein großer Wandspiegel entgegen, ebenfalls ein venetianisches Kunststück und damals noch von unermeßlichem Werthe. Dünne bunte Platten von Marmor bedeckten den Boden. Auf der einen Seite des Zimmers war ein Kredenztisch, zierlich aus Eichenholz gearbeitet, auf den fünf mit Silberstoffen von weißer Seide überspreiteten Vorsprüngen standen Kannen, Becken, Humpen und Becher von getriebenem Golde und Silber. Vorzügliche Bewunderung ernteten zwei Gefäße von massivem Golde, die, mit Perlen und Juwelen ausgelegt, die feinsten Spezereien enthielten und die süßesten Wohlgerüche aushauchten. Der königliche Armstuhl war aus Elfenbein geschnitzt und mit goldenem Laubwerk verziert, ein Thronhimmel aus purpurrothem Sammt, schwer von Goldstickerei und goldenen Trobdeln, überwölbte die Rücklehnen desselben.

Auf dem Throne saß ein Mann von mittlerer Größe, zwischen fünfzig und sechszig Jahren alt. Der trug einen Purpurmantel, mit Hermelin gefüttert, und weiße Unterkleider, blitzend von Gold und

Edelsteinen. Sein falbes Haupthaar hing lang und steif auf die Schultern hinab. Er hatte nur ein Auge, die ausgelaufene Höhle des andern bedeckte ein Stück schwarzer Taffet. Die Nase war groß und schief, die Lippen breit und wulstig, auch stand das Kinn bedeutend vor. Das bleiche, pockennarbige Angesicht verrieth Kränklichkeit und Mißmuth. Man hätte schwören sollen, der Mann habe in seinem Leben noch nie gelacht, noch nie einen Menschen aufrichtig geliebt. Was in dem krummen Zug um den Mund, im scheuen, wilden Blick, in der gerunzelten Stirne lag, — das läßt sich schwer ausdrücken, obgleich es jeder aufmerksame Beobachter dunkel fühlte. War es Hohn? Menschenverachtung? Argwohn? Bewußtsein geheimer Schuld? war es, um das Unheimliche mit einem Worte zu bezeichnen, war es das Kainszeichen des Despotismus? Wir wissen es nicht. Genug! so sah der Mann aus, der auf dem Throne saß, der deutsche König Albrecht.

Auf der rechten Seite des Tisches saß der Churfürst von Mainz, ein langer, hagerer Mann, mit schwärzem, in's Graue spielenden Bart und Haupthaar. Ueber des Mannes geistreichem Auge, spitziger Nase und dünnem Munde schwebte immer ein leichtes, verschmitztes Lächeln. Peter Eichspalter hatte sein Gesicht vollkommen in seiner Gewalt; wie es auch in seinem Innern toben mochte, sein Aeußeres blieb ruhig und kalt. Seine Stimme war sanft und wohlklingend, seine Ausdrücke sehr gewählt. Gründe und Scheingründe standen ihm nach Belieben zu Gebote, die Sprache diente ihm bald zu klarer, siegender Beredsamkeit und bald zu schlauer Verhüllung der eigenen Gedanken. Was man damals wußte im Gebiete der Medizin, Theologie und Rechtsgelehrsamkeit, das hatte er sich zu eigen gemacht. War er gleich von dunkler Geburt und nur durch eigenes Verdienst bis zum Bischof von Basel, zum Kanzler von Böhmen und zum Churfürsten von Mainz emporgestiegen, so verstand er es doch, sich so sicher und würdevoll zu bewegen, als wäre er im Purpur geboren. Er war ein feiner Staatsmann im Priesterrock, hochstrebend und ränkesüchtig; aber immer auf seiner Hut und schnell entschlossen bei jeglichem Vorfall und zu jeglichem Mittel. Seine Feinde verglichen ihn daher mit einer Kugel, die man nirgends fassen könne, mit einem Fuchse, dem immer noch ein Ausweg offen stehe zur Flucht.

Es befanden sich an dem hufförmig aufgestellten Tische noch viele Herren geistlichen und weltlichen Standes. Nachdem wir aber die beiden Hauptpersonen gehörig herausgehoben, können wir über die andern schon etwas kürzer sein. Gegenüber dem Peter Eichspalter saß der junge Churfürst von Trier, Balduin von Luxburg. Dann folgten: der Churfürst von Köln, Heinrich von Firneburg, der Bischof von Straßburg, Johannes von Diepheim, der früher Albrechts Kanzler gewesen, und der Bischof von Speier, der gutmüthige Siboth von Lichtenberg. Von den weltlichen Herren nennen wir den Herzog Leopold, den Herzog Ludwig von Bayern, den Marschall Hermann von Landenberg, Eberhard von Waldsee, Burckhard von Hohenburg, Hugo von Werdenberg und Heinrich von Grießenberg.

„Ich möchte“, begann der König, „den gegenwärtigen Zustand des Reiches Eurer Berathung unterlegen. Zwar fehlt in unserer Versammlung der Pfalzgraf vom Rheine, der Churfürst von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg. Dafür habe ich andere treue und einsichtsvolle Männer beigezogen, Männer, die vertraut sind mit diesen obern Landen und mit den Gefahren, die von hier aus das heilige römische Reich bedrohen. Ja, liebe Getreuen! wem die Vorsehung die deutsche Königskrone auf das Haupt setzte, dem ward ein herbes, beschwerliches Loos. Ihr kennet, zum Theil wenigstens, die Verhältnisse von Böhmen. Schon früher hatte mein Schwager, der Herzog Heinrich von Kärnthen, durch die bösen Rathschläge des Herzogs Otto von Bayern sich verleiten lassen, die Hand nach der böhmischen Krone auszustrecken. Umsonst! meine Ansprüche siegten und mein Sohn bestieg den Thron des Wenzeslaus. Da nun Rudolf leider allzufrüh gestorben ist, so soll nach den Bestimmungen der Erbvereinigung mein zweiter Sohn Friedrich die böhmische Krone erhalten. Allein jetzt erhebt sich mein Schwager Heinrich auf's Neue. Seine Gemahlin, die ehrgeizige Tochter des Königs Wenzeslaus und der feindselige Herzog Otto lassen ihm keine Ruhe. Auch ist, wir dürfen es uns nicht bergen, der Anhang Heinrichs stark. Die meisten böhmischen Großen sind auf seiner Seite. In offener Versammlung haben diese zu Prag den Tobias von Pechingen erstochen, als er es wagte, mir und meinem Sohne das Wort zu reden; selbst die verwittwete Königin wurde von ihnen aus der Königsburg vertrieben. Daher

begab Elisabetha und ihre Mutter Juta sich in meinen Schutz. Gerne gewährte ich ihnen diesen, indem ich einen Theil meines Heeres in ihre Besitzungen verlegte. Allein dadurch wurde ich in der Fortsetzung des böhmischen Krieges gehemmt und ich sehe mich genöthigt, in Oesterreich und Schwaben neue Truppen aufzubieten. Das ist der Grund, weßhalb ich nach Baden zog und weßhalb auch Ihr, edle Fürsten und Herren, die Einladung erhieltet, hier zu erscheinen, um mir bei meinen Rüstungen mit klugem Rathe an die Hand zu gehen."

König Albrecht schwieg und blickte forschend im Saale umher. Der Churfürst von Mainz nahm nun das Wort und sagte mit seinem gewohnten kalten Lächeln: „Das Zutrauen, das unser erhabener Gebieter uns schenkt, muß uns Allen um so schmeichelhafter sein, da wir in demselben mehr einen Beweis huldvoller Herablassung, als ein Gebot der Nothwendigkeit erkennen müssen. Meines Erachtens standen die Angelegenheiten in Böhmen nie besser, als jetzt, wo die beiden verwittweten Königinnen sich in den Schutz Seiner Majestät begaben. Die dadurch im Heere bewirkte Lücke wird bald ausgefüllt und unser Herr und König stark genug sein, Böhmen zu seiner Pflicht zurück zu führen."

„[illegible]n wir es mit Böhmen allein zu thun, so wäre das vollkommen richtig," entgegnete Albrecht. „Das ist indessen nicht der Fall. Für's Erste stehen wir mit dem Bischofe von Basel in Fehde. Warum? — weiß Niemand besser, als der Herr Churfürst da. Für's Zweite haben sich während unserer Abwesenheit in Böhmen die Gebirgsbewohner in offenen Aufstand gesetzt gegen die landesväterlichen Verfügungen, die wir getroffen zum Frommen des Reiches und dieser Leute selbst." Bei diesen Worten öffnete sich die Thüre und ein Herold rief mit lauter Stimme: „Beringer von Landenberg und die beiden Geßler von Bruneck!" Dann sah man drei Ritter, von denen zwei in Trauerkleider gehüllt waren, den Saal durchschreiten und vor dem Throne des Königs sich auf die Knie niederlassen. „Was willst Du, Beringer von Landenberg?" fragte der König, sich stellend, als sei er durch den Auftritt überrascht.

„Ich bin", hob der erste von den drei knienden Rittern an, der Mann, o König! den Du vor vier Jahren in die Berge sandtest, damit ich im Lande Unterwalden als Dein Vogt den Blutbann ver-

walte und den Nutzen Deines Hauses fördere und die Ehre des Reiches wahre. Ich habe gethan, was meines Amtes war. Schon glaubte ich, der trotzige Sinn des Bergvolkes sei gebändigt und sein Herz empfänglich für Deine königlichen Plane. Da erhoben sich in der ersten Nacht dieses Jahres die Hirten zu verwegenem Aufstande und eroberten die Burgen Deiner Vögte. Zwar konnte ich entrinnen, wurde aber, weil der Schnee die Pfade unwegsam machte, von den Aufrührern eingeholt und mußte Urfehde schwören, mich nie mehr blicken zu lassen in den drei Ländern."

„Ich habe", sprach König Albrecht, „Dich nach Sarnen gesendet, damit Du das Land Unterwalden verwaltest. Aber wo ist Dein Gefährte, dem ich Uri und Schwyz übergab? wo ist Hermann Geßler von Bruneck?"

„Unser Bruder ist nicht mehr," antworteten die in Trauer gekleideten Ritter. „Hermann Geßler ist in Deinem Dienste gefallen, ein Mann von Bürglen, der Gemsenschütze Wilhelm Tell, hat ihn in der Hohlgasse bei Küßnacht mit einem Pfeile erschossen. Hier kannst Du den Mantel unsers Bruders schauen, noch geröthet von dem Blute, das er in Deinem Dienste vergoß. König! wir fordern Rache, wir verlangen Gerechtigkeit." Die beiden Männer sprachen es und breiteten den befleckten Mantel aus vor den Stufen des Thrones.

„Was haben", fragte der König, zu der Versammlung gewendet, „die Rebellen verdient, die so an meinen Dienern handelten?"

„Rad und Galgen!" rief wuthentbrannt der Herzog Leopold. „Sterben müssen die Bauern alle — das Kind im Mutterleibe darf nicht verschont werden."

„Daß die Häupter des Aufstandes hingerichtet werden zum warnenden Beispiele für Andere, dazu stimme auch ich," sprach Eberhard von Waldsee. „Was hingegen das Bergvolk betrifft, so würde ich dasselbe Verfahren anrathen, das wir beobachteten, als die Oesterreicher sich empörten, weil sie, an ihren alten Freiheiten hängend, die Schwaben zu vertreiben und den Wenzeslans zum Herzoge machen wollten. Eure Majestät begab sich damals auf den Kalenberg und schnitt den Wienern die Zufuhr ab. Das wirkte. Die Aufrührer baten durch den Abt von Schotten um Frieden. Er wurde

ihnen gewährt, aber die Abgeordneten der Stadt mußten mit bloßen Häuptern und Füßen erscheinen und die alten Freiheitsbriefe ausliefern. „Ich verzeihe Euch, sagte Eure Majestät; weil die Königin und der Abt von Schotten für Euch bittet, so verzeihe ich Euch, allein die Freiheitsbriefe hier zerreiße ich mit strafender Hand.“

Ein Lichtstrahl von Freude zuckte bei dieser Erzählung über Albrechts düsteres Gesicht. Es schien, als wollte er lächeln.

„Bei Gott! so ging es,“ nahm Hermann von Landenberg das Wort — „und jetzt sind die ehemals so freiheitstolzen Oesterreicher die geschlachtesten Unterthanen. Was in Oesterreich, Steiermark und Krain Wunder wirkte, das müssen wir auch in Uri, Schwyz und Unterwalden anwenden. Das ist es ja eben, was wir wollten. Durch strenge Behandlung die Hirten zum Aufstande zu treiben, das war der Plan. Darum wurden die Vögte in die Waldstätte gesendet. Das Bergvolk ist in die Falle gegangen, der Verlurst seiner Freiheiten sei des Aufruhrs Strafe. Schon der hochselige König Rudolf wollte in diesen Landen ein neues Fürstenthum für seinen Sohn Hartmann gründen. Was der König Rudolf dachte, das wird der König Albrecht vollenden.“

„Ich bedaure zwar, daß der wackere Geßler in der treuen Erfüllung seiner Pflicht den Tod fand,“ entgegnete der König. „Indessen werde ich sein Blut rächen, das schwöre ich bei meiner königlichen Krone. Euch aber, Ihr Brüder des Gemordeten, und Dich, Beringer von Landenberg, — ich werde Euch nicht vergessen.“ Albrecht nickte und die drei Ritter entfernten sich wieder.

Nachdem sie den Saal verlassen, entspann sich ein lebhafter Streit, nicht sowohl über die Art der Strafe (denn darüber schienen alle einverstanden, daß die Häupter des Aufstandes ihr Leben und das Volk seine Freiheit verwirkt habe), sondern vielmehr über die Zeit der Vollziehung der Strafe. Herzog Leopold schlug vor, man solle den Eidgenossen sogleich die Fehde verkünden und ein Theil des vor Fürstenstein liegenden Heeres zum Kriege in den Alpen verwenden. Der Churfürst unterstützte diesen Vorschlag, indem er schnelle Bestrafung der Rebellen als Ehrensache darstellte. Welche Hintergedanken dabei im Spiele lagen, das werden wir später sehen. Der Graf von Hohenburg und der Churfürst von Köln dagegen warnten; man solle

nicht allzu viel Flachs an die Kunkel heften, sondern lieber den Krieg in Böhmen zu Ende spinnen, bevor man wieder eine neue Fehde anhebe. Dieser Ansicht pflichteten der Churfürst von Trier und der Bischof von Straßburg bei. Der Churfürst von Mainz und der Herzog Ludwig von Bayern fragten, ob denn ein Krieg gegen unbewaffnete Viehhirten eine so bedenkliche Sache sei, daß man ihn verschieben müsse bis nach Beendigung der Böhmenwirren. „Verachtet das Bergvolk nicht," sprach Hugo von Werdenberg, „ich kenne die Nachbaren im Gebirg; sie haben zwar keine eiserne Rüstungen, aber einen eisernen Sinn und an jeder Hand fünf Finger, mit welchen sie Schwert und Mordaxt so gut zu handhaben wissen, als die stärksten Ritter."

„Mir scheint," fiel hier der Freiherr von Grießenberg ein, „eine Fehde gegen die Waldstätte sei leicht oder schwierig, je nach der Stimmung, die im Gebirge herrscht. Ahnen die Sennen etwas von des Königs Planen und sind sie zum Widerstande entschossen, so würde ich die Sache nicht allzu leicht nehmen. Sind sie hingegen unvorbereitet und vielleicht selbst über ihren Aufstand und namentlich über Tells blutiger That erschrocken: dann vorwärts, je schneller, je besser. Ich möchte daher allervorderst wissen, wie die Landsgemeinden im Gebirg, und namentlich wie diejenige von Schwyz ausgefallen sei. Hat man darüber noch keine sichere Kunde?"

Hermann von Landenberg, der sich auf die Berichte seines Neffen stützte, behauptete: die Bauern ahnen nichts von Dem, was man in Baden gegen sie im Schilde führe. Grießenberg aber wollte wissen, sie hätten bereits Wind von der drohenden Gefahr.

Der König hatte der ganzen Verhandlung schweigend zugehört. Anfänglich war er geneigt, die Waldstätte schnell zu überziehen und durch einen raschen Handstreich die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche die Alpenbewohner seinen ehrgeizigen Planen schon lange entgegengesetzt hatten. Als aber der Churfürst von Mainz diesen Vorschlag ebenfalls in Schutz nahm, wurde Albrecht stutzig. Er kannte die Gesinnungen des schlauen Priesters zu gut, um einen aufrichtigen Rath von ihm zu erwarten. Ein gewisser politischer Takt sagte es dem König, hinter Eichspalters Rath müsse eine Falle verborgen liegen. Er verrieth aber, in der Verstellungskunst nicht

minder Meister, als der Erzbischof von Mainz, den aufsteigenden Argwohn mit keinem Zeichen. Nur nickte er bei der Rede des Freiherrn von Grießenberg einige Male mit dem Kopfe. Endlich sagte er: „Grießenberg hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Wir müssen uns vorerst genauen Bericht verschaffen über die letzte Landsgemeinde von Schwyz." Dann winkte er einem Edelknaben, worauf die Thüre geöffnet wurde und ein Junker in den Saal hereintrat, der Aller Augen auf sich zog. Es war ein schöngekleideter, schlanker Jüngling, mit blondem Lockenhaar. Er verneigte sich tief vor dem Throne und harrte in ehrfurchtsvoller Stellung der Befehle seines Herrn.

„Junker Heinrich von Hünenberg," hob Albrecht an, „man sagt, Du seiest auf der Landsgemeinde zu Schwyz gewesen. Ist das wahr?"

Der Jüngling bejahte die Frage in bescheidenem Tone. Es war das erste Mal, daß er vor dem Kaiser und seinen Räthen stand, hohe Schamröthe färbte sein jungfräuliches Gesicht und mächtig klopfte sein Herz. Als er aber dem Herrn unter dem Thronhimmel näher in's Auge sah, verlor sich seine Verlegenheit und ein anderes Gefühl trat an die Stelle derselben.

„Wie ist die Landsgemeinde ausgefallen?"

„Gut! Sie war das würdigste Fest eines freien Volkes, das nach jahrelanger Bedrückung zum ersten Male des Genusses seiner Rechte sich freut."

„Was höre ich? Weißt Du, vor wem Du stehst, Junker, daß Du eine solche Sprache führest?" sprach der König mit finsterm Blick.

„Werfet ihn hinaus," schrie Herzog Leopold, „fort, aus unsern Augen mit dem Buben, der es wagt, im Angesicht des Kaisers den Lobredner meuchelmörderischer Rebellen zu machen."

„Meuchelmörderische Rebellen?" entgegnete Hünenberg, dem es anfing, siedendheiß durch die Adern zu rollen bei'm Gedanken, daß der Vater seiner Antonia auch unter der Zahl der Männer sei, die man hier mit diesem Namen belege. „Rebellen? Nein, das sind sie nicht, sondern ehrenwerthe Männer, so gut, wie Ihr und ich. Es mag sein, daß man hier sie also heißt, und es mag befremden, daß ich sie in Schutz nehme; denn die Wahrheit soll selten gehört werden am Hofe der Könige und Fürsten. Allein verzeihet, ich rede, wie ich

denke, und sage, was ich weiß. Die Vögte haben es arg getrieben in den drei Ländern, sie haben des Königs Namen mißbraucht zu ungeheuerm Frevel. Ich will Tells That nicht vertheidigen, aber wenn mein Herr, der König, wüßte, wie viel Böses Geßler und Landenberg verübten, wahrlich, er würde sprechen: Sie haben Beide den verdienten Lohn empfangen."

„Lassen wir das," erwiederte Albrecht, „ich habe Dich nicht hieher beschieden, um Deine Ansichten über die Verwaltung jener Länder zu hören, oder Deine Klagen wider Männer, die älter und erfahrener sind als Du. Aber das wollte ich von Dir vernehmen, ob die Gebirgsbewohner auf einen allfälligen Angriff von unserer Seite gefaßt seien."

„Wenn Ihr das zu wissen verlanget, gnädigster Herr und König, so will ich Euch die Wahrheit nicht vorenthalten. Ja! man ist auf einen Angriff gefaßt. Es ist Alles ein Herz und eine Seele; vom Landammann bis zum ärmsten Hirtenknaben hinab, ist Alles bereit, für die Freiheit der Väter in Kampf und Tod zu gehen!"

„Wer ist aber der Schuft, der den Bauern sagte, der König rüste sich zum Kriege gegen sie?" fragte Herzog Leopold.

Hünenberg schwieg, als habe er die Frage überhört. Und als sie zum zweiten Male wiederholt wurde, antwortete er: „Wie kann ich das wissen?"

„Das wird wohl schwer auszumitteln sein," fiel der Churfürst von Mainz hier ein, „das Bergvolk hat vielleicht dunkle Gerüchte vernommen, oder gerieth von selbst auf den Gedanken, daß der König über den Aufstand zürnen und die den Vögten zugefügte Beleidigungen rächen werde. Ich glaube nicht, daß hier ein Verräther im Spiele sei. Es ist ja nicht möglich, da Seine Majestät noch keinen förmlichen Entschluß gefaßt hat."

„Allerdings sind Verräther im Spiele — und vielleicht mehr als einer," — versetzte Leopold. „Es ist ja männiglich bekannt, wer die Alpenbewohner schon früher gegen des Königs Plane mit Mißtrauen füllte."

„Junker Hünenberg, Du sollest auf sehr vertrautem Fuße stehen mit Landammann Reding von Biberegg. Du bist genauer unterrichtet, als Du Dich stellest," sagte Albrecht.

„Ich habe“, sprach Hünenberg, „keine geheimen Angaben zu machen; was ich von der Landsgemeinde weiß, das will und darf ich sagen, denn sie wurde unter freiem Himmel gehalten, vor aller Welt. Will man aber mehr von mir, so bin ich überfragt. Bedarf man im Rathe des Königs der Kundschafter, so muß man sich an andere Leute wenden. Heinrich von Hünenberg ist weder Späher noch Verräther.“

„So bist Du doch Lehnsmann des Königs und hast, wenn die Fehde sich entzündet, die Pflicht auf Dir, für den Lehnsherrn die Waffen zu tragen!“ schrie Herzog Leopold.

„Nein Herr!“ entgegnete Hünenberg, „da täuschet Ihr Euch. Ich verehre im Kaiser das Haupt der Christenheit — aber sein Dienstmann bin ich nicht. Ich bin nur der Dienstmann des Herzogs Johann von Schwaben, der, wie mich bedünkt, das Alter seiner Mündigkeit erreicht hat. Und wenn es zum Kriege wider die Waldstätte kommt, so werde ich und mit mir noch mancher Herr und Ritter, bevor wir Theil nehmen an der Fehde wider dieselben, die Frage aufwerfen, ob der Herzog uns aufbiete, oder ein Anderer, der dazu kein Recht hat.“

„Das wird zu toll,“ schrie der König mit zornigem Blick — „Hünenberg, Du bist ein vorlauter Bube — und somit — entlassen.“ Hünenberg verneigte sich stolz und ging.

Hünenberg hatte gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was er beabsichtigte. Die Anspielung, daß Johann seine Mannen kaum zum Kriege gegen die Eidgenossen aufbieten würde, gab den Ausschlag, daß der König beschloß, die Waldstätte zu züchtigen, bevor noch die Mündigkeit des Prinzen ausgesprochen werde. Die Berathung nahm ein schnelles Ende. Und eine Stunde später sprengten vier Boten über die Zugbrücke. Die trugen in alle Theile des Aargaus und Thurgaus die Befehle, daß eine Sperre gegen das Gebirg angeordnet und Uri, Schwyz und Unterwalden vom freien Handel und Wandel ausgeschlossen seien.

10.

Theilt die Erde unter Euch, nur laßt mir meine Liebe.

Inzwischen genoßen der Herzog Johann und Eschenbach, sein Freund, des schönen Frühlingsabends, indem sie auf der sogenannten Matte am Gestade der Limmat sich ergingen. Beide erschöpften sich in Vermuthungen über die Gründe, um derentwillen der König den jungen Hünenberg in's Schloß beschieden haben dürfte. „So viel ich weiß, berathet man sich daselbst eben über den Krieg wider die Schweizer," sagte Eschenbach. Und als der Prinz das mit einem kaltblütigen „So!" — beantwortete, fuhr Eschenbach fort: „Es ist denn doch ärgerlich, daß der Herzog Leopold und der Herzog Ludwig über diese Sache zu Gerichte sitzen; Ihr hingegen, den diese Frage so nahe berührt, mit mir hier lustwandeln könnet, als ob Ihr ein Fremdling wäret, der hieher gekommen, um in Baden eine Kur zu gebrauchen." Lassen wir ihnen diese Ehre," versetzte der Herzog, „ich beneide sie deßhalb nicht, — aufrichtig gesagt, ich würde jetzt in einen Kriegsrath sehr übel passen — Du schüttelst den Kopf?"

„Um Verzeihung, durchlauchtiger Herr! ich weiß nicht, was ich denken soll. — Sonst seid Ihr ein junger Löwe, dem die leichteste Beleidigung die Flammen durch das Blut jagt; jetzt aber erblicke ich in Euch ein sanftmüthiges Lamm, das keine Galle im Leibe hat, kein Tröpfchen böses Blut. Woher diese plötzliche Verwandlung? Entweder seid Ihr krank oder ver — —"

„Nun, so vollende Deinen Satz. Entweder seid Ihr krank oder verrückt — wolltest Du sagen. Nicht wahr?

„Nein! Herzog! bewahre der Himmel! Das wollte ich nicht sagen. Wenn Ihr nicht glücklicher seid in der Vollendung meiner Sätze, so werde ich meine Worte selbst ergänzen müssen. Entweder seid Ihr krank oder verliebt — das lag mir auf der Zunge."

„Je nun! wenn Du da hinaus willst mit Deinen Vermuthungen, so erkläre ich Dir: Du hast nicht ganz fehlgeschossen. Im Gegentheil! Du hast das Schwarze getroffen. Mitten hinein in das Ziel fuhr Dein Geschoß. Ja, Eschenbach, ich liebe!"

„Und wen?“ fragte der Ritter, „welche Prinzessin, welche Königstochter hat es Euch angethan?“

„Keine Prinzessin, keine Gräfin — kein adeliches Fräulein, — nicht einmal eine ehrbare Bürgerstochter — meine Geliebte ist minder, als das, aber auch mehr als alles das — schön, wie kein Maler Dir malt, hochherzig, wie keine Königin fühlt. Ihre Mutter ist die Hexe von Gäbistorf und sie ist der Engel von Gäbistorf.“

„Aha! die Harfnerin! die schöne Rosa!“ rief Ritter Eschenbach.

Lache nicht, oder wir sind geschiedene Leute auf immer“ — erwiderte Johann. „Der leiseste Spott wäre eine Beleidigung, die ich ewig nie vergeben könnte. Ich könnte Dich blutig hassen, Dich morden, wenn ich wüßte, daß ein böser Gedanke gegen dieses Mädchen Deine Seele beflecke. Höre, Freund, und urtheile!“

Hierauf erzählte der Prinz die ganze Geschichte, die wir aber, weil der Leser sie bereits kennt, nicht wiederholen wollen.

War Herzog Johann, was wir keineswegs in Abrede stellen, ein leidenschaftlicher Charakter, der durch Erziehung und Mißgeschick eine düstere wilde Färbung angenommen hatte, die ihn oft zur Unzeit übel gelaunt zeigte und ungerecht im Urtheil über Andere, so besaß er dafür etwas, was Prinzen gewöhnlich abzugehen pflegt: Gesundheit des Körpers und Unverdorbenheit der Seele. Rosa war seine erste Liebe. Wohl manche Schöne am habsburgischen Hofe hatte zwar ihre Netze vor dem krausköpfigen Wildfang ausgebreitet; aber Johann ging kalt hindurch, weil er die Abneigung, die er gegen die herrschende Familie empfand, auch auf die Frauen übertrug, die den Hof verherrlichten. Ein Mädchen, das den Weihrauch hinnahm, den die Söhne Albrechts streuten, wartete vergeblich auf Huldigungen des barschen Böhmen; wer einem Leopold oder Friedrich gelächelt hatte, der verschwendete sein Lächeln an Johann umsonst, Falschheit und Verrath! — „Indessen lasse ich mich von den Weibern so wenig fangen, als von den Männern“ — brummte der argwöhnische junge Fürst vor sich hin. Dann schnitt er den Frauen ein paar höhnische Komplimente, die ein bitteres Lachen begleitete; oder er schwang sich auf sein arabisches Roß und jagte grollend durch Feld und Flur. Ein Schachspiel, ein Glas Wein, ein Spazierritt mit Eschenbach, Wart und Balm — das war sein Zeitvertreib, ritterliche Uebungen und anstrengende Jagden — das war sein gewöhn-

liches Vergnügen. Eine Ausnahme von seiner Weise hatte er nur zu Gunsten der königlichen Wittwe im Klöster Töß gemacht, welcher Versuch aber, wie wir sahen, sehr unglücklich ausfiel. Desto tiefer war daher auch der Eindruck, den die betende Jungfrau in der Klosterkirche auf den Prinzen machte. Die erste Liebe erfaßte den Jüngling mit all ihrer Himmelsgewalt. Der Leser oder die Leserin weiß vielleicht, was das sagen will, und in diesem Falle darf ich mich kurz fassen; denn das Sprichwort behauptet, den Gelehrten sei gut predigen.

Der Ritter Eschenbach erschrack, als er die Heftigkeit gewahr wurde, mit welcher der Prinz das fremde phantastische Mädchen liebte. Man verhieß sich gestern Abend so Großes von einem männlichen Auftreten des Herzogs, seine Freunde hofften, er dürfe nur sein Erbe vom Oheim zurückfordern, um das verheerende Gewitter abzuleiten, das über den Schweizern und dem Adel der obern Lande schwebte. Und jetzt verlor sich das Alles wie ein Traumbild; denn der Jüngling schien weder an das Unrecht seines Oheims, noch an den Krieg im Gebirg weiter zu denken. Was mit seiner Rosa in keiner Verbindung stand, das hatte für ihn auch keinen Werth mehr. Ja es stand zu befürchten, daß eine so unpassende Liebe den Feinden Johanns die Waffen zu neuen Beschuldigungen und dem König selbst vielleicht einen erwünschten Vorwand liefern werde, um die Mündigkeit seines Neffen einstweilen noch nicht zu erklären.

Eschenbach deutete seine Besorgnisse an, aber sehr leise, damit er ja den heftigen Fürstensohn nicht aufbringe. Allein Johann wollte von keinen Gegenvorstellungen etwas hören. „Gehe mir doch mit Deiner Klugheit und mit Deinen Rücksichten!" rief er, „schweige mir von meinem Oheim und meinen Vettern. Rosa wird meine Braut, und keine andere. — Darauf kannst Du Dich verlassen. Statt mich mit nutzlosen Besorgnissen zu quälen, hilf Du mir lieber, das Mädchen aufsuchen, das mir seine Warnung zukommen ließ, und den geheimnißreichen Schleier zu heben, der über der Herkunft dieses Engels ruht. Rosa ist am Ende noch mehr, als wir glauben, — die Alte verheimlicht den Vater derselben absichtlich. — Wer weiß, ob sie zuletzt wirklich die Mutter ist. —"

Mit diesen Worten nahm der Herzog seinen Freund an den Arm und so begaben sich Beide hinauf zu den großen Bädern.

Baden — wer kennt Baden nicht? das alte trauliche Städtchen an der rauschenden Limmat? das schweizerische Bethesda, wo Hunderte und Tausende alljährlich aus allen Ländern Europas sich versammeln und Heilung oder doch Linderung suchen für die mancherlei Leiden, die ihnen das Leben verbittern. Schon die Römer wußten um den Ort und sie errichteten hier der Isis ein Bildsäule, die Natur zu verehren, die mit weiser Muttersorge in der Erde unerforschtem Schooße die Heilmittel bereitet, deren der Sterbliche hier oben bedarf. Und die schönen Zürcherinnen des Mittelalters machten es nicht selten zu einem Hauptartikel des Ehekontraktes, daß der Mann der Frau gestatten mußte, alle Sommer ein paar Tage in Baden zuzubringen. Ist daher unser Leser schon Kurgast gewesen, so wird er, der alten Erinnerung zulieb, bei unserm Abstecher ein Aug, und wenn es nöthig sein sollte, beide Augen zudrücken. War er hingegen nie in Baden, dann gehört er vermuthlich zu den Glücklichen, die nicht mit Gicht, Rheumatismen, Podagra, Hypochondrie und wie diese Plagegeister der Menschheit alle heißen mögen, zu kämpfen haben. Und in solchem Falle wundert es ihn vielleicht, wie der berühmte Ort aussehe, dem alljährlich so viele tausend Fremdlinge entgegenpilgern, um ihrer Leiden oder doch — ihres Geldes los zu werden.

Je nun! Baden ist ein altes, trauliches Städtchen, ja ich möchte gerne sagen, ein eigentlicher Zauberort, wo des Wirthes Wasser sich in Gold und des Gastes Gold sich in Wasser verwandelt. Weil ich aber auch meine Rheumatismen habe, gewisse Fußbeschwerden, die von andern Leuten, die gegen mich weniger höflich sind, als ich selbst, Podagra geheißen werden, so habe ich meine Gründe, warum ich die Leute dort gerne gut erhalten möchte. Deßhalb wiederhole ich es: Baden ist das schweizerische Bethesda, wo die Gesundheit Dir bei jedem Schritte aus dem Boden entgegensprudelt. Auf dem rechten und auf dem linken Ufer der Limmat, zum Theil im Schooße des Flusses selbst, strömen warmen Quellen aus der Erde hervor, deren Wasser in die Häuser geleitet wird, die sich hin und wieder wie Paläste erheben, damit sich der Gast desselben bediene, wie Bedürfniß und Neigung es erheischt. Nur auf der linken Seite der Limmat sind zwei öffentliche Bäder, das Freibad und das sogenannte Verena-

bad. Das letztere wurde der heiligen Verena zu Ehren so benamset, der Schutzpatronin dürftiger Kurgäste. Mit Recht. Zu diesen beiden großen Bädern haben alle Armen unentgeltlichen Zutritt. Wohlhabende erblickt man in denselben heut zu Tage nicht, wenigstens — bei Tage nicht. Wenn auch manches junge Weibchen, dem es zu Herzen geht, daß sie den süßen Mutternamen nie hören soll, zu dem wunderthätigen Verenaloche schleicht, so geschieht dieses bei Nacht, und der Badwärter wird durch ein erkleckliches Trinkgeld zur strengsten Verschwiegenheit verpflichtet. Anders war es zur Zeit des Kaisers Albrecht. Die Menschen waren damals nicht schlimmer, als heut zu Tage, aber natürlicher und daher auch ungezwungener. Wer die Gelenksucht, das Rückenweh oder sonst einen Wettervogel hatte, so daß er des Bades bedurfte, der zog sein weißes Badhemd an, befahl das Uebrige der heiligen Verena und nahm seinen Platz in einem der beiden Bäder, die unter freiem Himmel, wie zwei große Wassersäle, sich ausdehnten. Mochten auch draußen die Stände noch so streng geschieden sein, hier im Wasser auf den eichbäumenen Bänken waren sie alle gleich, der Ritter saß neben dem Leibeigenen, der Kaufmann neben dem Bettler, der Priester neben dem Beichtkind und die Frau neben dem Mann, reich und arm, groß und klein, alt und jung, wie es der Zufall mit sich brachte.

So war es unter Anderm auch am ersten Maitag 1308. Die Anwesenheit des Hofes und die milde Witterung, die dieses Jahr besonders frühe eingetreten war, hatten bereits eine große Zahl von Kurgästen herbeigelockt. Vom Morgen bis zum Abend wimmelte es von solchen, die das Wasser innerlich und äußerlich gebrauchten Vor allen Fenstern der umliegenden Gasthöfe und an allen Stangen auf dem Platze sah man Weißzeug, das zum Trocknen aufgehangen worden. Lustig spielte die Pumpe und spritzte ihre Wasserstrahlen hoch in die Luft. Jeden Augenblick brachte oder holte man auf der Tragbahre eine mit Tüchern bedeckte gichtbrüchige Frau, oder in der Sänfte einen lahmen Lazarus, an dem die Kunst der Aerzte zu Schanden geworden war. Bald hinkte über das schlechte Pflaster der Stadt Baden fluchend und sich mit der Krücke nur mühsam forthelfend ein alter Graubart daher, dem in der Schlacht das fallende Pferd den Fuß zerquetscht hatte. Bald wankte ein gebrechlicher, vom

Podagra geplagter Eheherr herbei, auf den Arm seiner jungen Frau sich stützend, die an der Thüre ihm den Schlafrock abnahm. Nachdem sie im Ankleidezimmer sich in ein Badhemd gesteckt, stieg sie selber in die laue Fluth hinab und setzte sich an die Seite des Gatten, um ihm Gesellschaft zu leisten. Zwar hätte es ihm weder an Gesellschaft, noch an Vergnügen gefehlt, wenn es ihm nicht an Sinn für Gesellschaft und Vergnügen gefehlt hätte. Die Leute im weißen Badgewande waren in mancherlei Gruppen vertheilt und vertrieben sich die Zeit auf mancherlei Weise. Die wirklich Leidenden verhielten sich gewöhnlich still, indem sie bis an den Hals sich untertauchten, oder an einer Stelle zusammerkauerten, wo das frisch aus der Quelle kommende Wasser auf ihre Glieder wirken konnte. Die Andern hingegen, die mehr des Spasses wegen badeten, machten es sich schon bequemer. Sie hatten kleine Bretchen vor sich, welche sie als Tischchen zu benutzen wußten. Die Frauen schlürften Milch, aßen Kuchen und Backwerk, besonders aber spanische Brödchen; die Männer labten sich an Wein und Bier, lustig ihre Gläser zusammenstoßend. Hier spielten zwei mit Würfeln, dort warfen Einige sich mit Mandeln oder sie bespritzten sich mit Wasser. Viel zu lachen gaben der alte Herr mit dem Podagra, ein steifer Bürger von Zürich, der seine Frau eifersüchtig hütete, und etliche Jungfrauen, die sich vergeblich bemühten, sich durch eine Art von Vorhang gegen die muthwilligen Blicke der Junggesellen zu schützen, die ihnen gegenüber saßen. Doch ging Alles hübsch ordentlich zu, in Zucht und Ehren, wie die alte Chronik sagt, welcher wir diese Schilderung entnommen haben. Auch darf man sich darüber nicht wundern. Mitten im Wassersaale thronte ein Mann mit einer langen Ruthe, das war der Badmeister, welcher die Aufsicht führte über Verenas nasses Reich. Wollte irgend ein Gast, vom Weine benebelt, in seinen Scherzen zu weit gehen, so klopfte der Badmeister ihm mit der Ruthe sachte auf den Kopf und deutete nach den Badregeln, die mit großen Buchstaben an die Wand geschrieben standen. Einen jungen Ungar, der diesen Wink nicht beachtete, faßte er, ohne viel Umstände, beim langen Zopfe und bewies ihm thatsächlich, daß seine Ruthe keineswegs eine leere Zierrath sei.

Während das geschah, erschienen auf dem Platze Herzog Johann

und Ritter Eschenbach. Wir wissen, was sie suchten und sie sollten nicht vergeblich suchen. Als sie einige Male auf dem Platze die Runde gemacht, erblickten sie die alte Elsbeth von Gäbistorf, die in einem untern Stübchen in der Herberge zum Raben ihre ärztliche Kunst in Ausübung brachte. Sie kniete nämlich vor einem eisgrauen Krieger, dem sie etwa ein Dutzend Schröpfköpfe auf den Rücken und die beiden Füße gesetzt hatte. Es war Eglof von Rosenberg, der in der Schlacht am Hasenbühel etliche Wunden empfangen, die ihn nun nöthigten, alle Jahre das Bad zu gebrauchen. Sie behandelte diesen treuen Anhänger des unglücklichen Königs Adolf mit auffallender Ehrfurcht. Kaum war das Schröpfgeschäft zu Ende, so ergriff sie, wie es schien von alten Erinnerungen getrieben, ihre cremonesische Geige, eilte nach dem Verenabade, schwang sich auf die Mauer und stimmte nach einigen wilden Präludien das Lied an: „Heil dem König, dem Löwen von Nassau ꝛc.“, ein damals beliebtes Volkslied, das den König Adolf auf Unkosten seines Nebenbuhlers Albrecht verherrlichte. Wer nun weiß, daß Adolf in der Schlacht am Hasenbühel von Albrecht besiegt, ja mit eigener Hand getödtet worden, der wird es natürlich finden, daß dieser unerwartete Gesang anfänglich die Badenden mit Erstaunen erfüllte. Bei der ersten Strophe schwieg Alles still; bei der zweiten aber siegte die schöne Melodie und das Andenken an bessere Zeiten. Einige Dienstmannen des Abtes von St. Gallen, die früher unter Adolf wider Albrecht gefochten, saßen auch im Bade, die fielen kräftig ein und halfen das Lied mit lauter Stimme zu Ende singen.

„Wetter! wie das Weib spielen und singen kann,“ rief ein Bürger von Zürich. „O, das ist noch Alles nichts,“ erwiederte eine Magd aus dem Raben. „Die alte hat keine Zähne mehr, aber Ihr solltet die Tochter derselben hören, die schöne Rosa.“

„Kennst Du die schöne Rosa?“ fragte hastig der Prinz.

„Ob ich sie kenne? Ja! wohl!“ entgegnete die Befragte.

„Wo ist sie jetzt?“

„In unserm Hause,“ antwortete die Magd, „droben in dem Dachstübchen. Dort ist sie wieder bei der armen Maria von Gäbistorf. Es ist das ein Mädchen, das an der Gicht leidet und das vom Arzte hieher in's Bad geschickt wurde; ein braves Mädchen, aber blutarm.

Das Wasser hat man freilich umsonst, aber das Zimmer, die Speisen und die Wärterin, das erfordert Geld. Und wo hätte Maria das hernehmen sollen? Siehe! da kommt vor acht Tagen die schöne Rosa und sagt: Frau Rabenwirthin! lasset Ihr es der armen Maria an nichts gebrechen. Ich bezahle Alles. Mit diesen Worten legte sie vier Mark Silber auf den Tisch."

„Wie gelangt Röschen aber zu so viel Geld? ist sie wirklich die Tochter der Elsbeth von Gäbistorf?" fragte Eschenbach.

„Ich kann es nicht sagen," sprach die Magd, „von der Alten murmelte man Allerlei, ich weiß es nicht, will es nicht wissen. Aber eines behaupte ich: die Sittsamkeit und die Himmelsgüte heiße Rosa von Gäbistorf."

11.

Sorge unter der Schellenkappe und unter der Königskrone.

Die Sonne war eben im Westen hinter den Gipfeln des Juragebirges verschwunden. Leichte Purpurgewölke, von goldenem Schimmer umsäumt, schwebten durch den reinen Aether und spiegelten sich in den blauen Wogen der Limmat. Warme Frühlingslüfte koseten flüsternd mit den Locken der Bäume, deren Zweige sich beugten unter dem fetten Schnee duftiger Blüthen. Kurgäste, Bürger und Soldaten, mitunter auch ein liebendes Paar, wandelten bei den Reben vorüber die Straße hinab, die zu den großen Bädern führt. Und wunderlieblich erklang die Abendglocke vom Kirchthurme der heiligen Verena. „Wir werden morgen eine Leiche haben, murmelte der Meßmer vor sich hin. Denn die Sterbeglocke hat in das Betgeläute geschlagen. Und doch wüßte ich Niemand im Städtchen, der krank läge. Es mag wohl einem Fremden gelten, der nach Baden kam, die Gesundheit zu holen und der hier den Tod findet." Wie er solches sagte, gingen eilenden Schrittes zwei Männer vorüber. Den Einen kenne ich schon, dachte der Sigrist, es ist der Ritter Walter von Kasteln. Wer mag aber der Andere sein, der den Mantel bis an die Ohren hinaufgezogen und das Baret über die Augen hinabgedrückt

hat. Entweder will er nicht erkannt sein, oder er fürchtet die Abendluft auch."

Des Meßmers Betrachtungen wurden plötzlich durch einen seltsamen Auftritt unterbrochen. Die Straße herauf kam eine Schaar von Gassenjungen gelaufen, die unter wildem Gelärme einen kleinen, blau und gelb gekleideten Mann verfolgten, der ein aufgeschwollenes Gesicht hatte und einen Sattel auf dem Kopfe trug. „Kuni!" riefen die Buben, „seit wann bist Du so fett geworden? Kuni von Stocken! wo hast Du Dein Rößlein gelassen? nahm es der Wirth in Beschlag, weil Du die Zeche nicht bezahlen konntest?" „Nein! nein!" jauchzten andere Stimmen. „Der Narr ist selber zum Rosse geworden, darum trägt er einen Sattel. Kommt! wir wollen ihm auf den Rücken sitzen. Auf Narren ist gut reiten."

Mochte vielleicht der Spaßmacher anfänglich selbst die jungen Leute durch seine Possenhaftigkeit geneckt und herausgefordert haben, so wurde ihm doch die Begleitung zu groß und das Spiel zu arg. Wiederholt kehrte der Hofnarr sich um, halb wüthend las er Steine auf und trieb die Knaben zurück. Allein das vermehrte nur das Gelächter der kleinen Unholde; denn Kuni hinkte so erbärmlich, daß ihm die Buben leicht entrinnen konnten. Auch war der Zorn des Männleins mit dem Ziegenbart zu possirlich, als daß er dem Haufen große Achtung oder Furcht hätte einflößen können.

„Kuni, wo fehlt es?" fragte Ritter von Kasteln. „Was willst Du mit dem Sattel? und wie kamst Du zu dem geschwollenen Gesichte, das diesen Knaben so viele Freude zu machen scheint." Nach einigen Flüchen über die Fratzen von Baden erzählte der Hofnarr das Mißgeschick, das ihn betroffen.

Kuni war auf seinem kleinen ungarischen Pferdchen bei einem Meierhofe vorbeigeritten, wo eben ein junger Bienenschwarm den Korb verließ. Der Bauer klingelte, wie es in solchen Fällen Uebung ist, auf einer Sense und das Weib schlug mit dem Bratspieß auf den Pfannendeckel. „Aller guten Dinge müssen drei sein," rief der Hofnarr. Mit diesen Worten zog er die Schellenkappe vom Haupte und fing an zu läuten. Allein die Bienen wollten keinen Spaß verstehen, wie Schneegestöber umflogen sie den Reuter. Dem armen Kuni wurde ganz unheimlich ob dieser verdächtigen Nachbarschaft —

so daß er mit der Peitsche die Zudringlichen zu verscheuchen suchte. Gefehlt! Denn jetzt stach ihn eine Biene in die Wange, eine andere auf die Nase, eine dritte machte sich in den Beinkleidern bemerkbar. Kuni stieg eilends ab, nahm dem Roß den Sattel ab und legte ihn auf den Kopf, als Schirm und entrann mit Noth. Dafür warf sich der ganze Grimm des Schwarmes auf das Pferd. Hundert Stacheln drückten sich in den Leib des armen Thieres und von namenlosem Schmerz erfaßt, jagte es wild über Stauden und Stock durch Wiese und Wald.

So lautete die Geschichte, die der Hofnarr in kläglichem Tone erzählte. Bevor er damit zu Ende war, hatten sich die Gassenjungen nach allen Seiten hin zerstreut, unter dem Ausrufe: „Siehe, den König! Kuni verzeigt uns den König!"

Dem unglücklichen Possenreißer gute Nacht wünschend, schritt Walter von Kasteln mit seinem Begleiter nach den großen Bädern hinab. „Den Narren geht es doch immer närrisch," sagte lachend der Ritter. Der König aber (denn der in den Mantel gehüllte Mann war wirklich Albrecht), der König nahm die Sache viel ernster. „Das ist ein sonderbarer Vorfall," sprach er, „mag der Himmel wissen, was er zu bedeuten hat. Wenn sich die unvernünftigen Thiere so gegen den Menschen empören, der doch der Herr der Schöpfung ist, so pflegt auch im Staatsleben Aufruhr und Zwietracht zu erfolgen. Mir ahnet nichts Gutes."

Es muß anfänglich auffallen, daß der König in diesem unwichtigen Ereignisse Stoff finden konnte zu düstern Vorgefühlen, allein die Verwunderung hört auf, wenn wir den Charakter und einzelne Lebensschicksale desselben näher in's Auge fassen. Ein paar schweizerische Schriftsteller, die gerne mit ihrer tiefern Kenntniß des Mittelalters prahlen, wagten es, einem Johannes Müller gegenüber, diesen Fürsten in Schutz zu nehmen. Obgleich wir aber zur Erhöhung der tragischen Wirkung unserer Erzählung gewünscht hätten, daß ihre Rechtfertigung begründet sein möchte: so überzeugten wir uns doch bei genauerer Bekanntschaft mit österreichischen, zur Zeit Albrechts lebenden Schriftstellern, daß jene schweizerischen Lobredner — gelinde gesagt — nicht wußten, was sie schrieben. König Albrecht darf nicht mit den Hohenstaufen auf eine Linie gesetzt werden — er war nicht der Repräsentant einer Idee, sein Streben war materiell. Die

habsburgische Dynastie zu befestigen, seinen zahlreichen Kindern Fürstenthümer und Königreiche zu verschaffen, – das war der Zweck, den Albrecht mit kalter Berechnung, mit rücksichtsloser Beharrlichkeit verfolgte. Dem Zorne und der Wollust war er unzugänglich, Herrschsucht war seine einzige Leidenschaft. Diese zu befriedigen, scheute er kein Mittel. Indessen war er nicht fein genug, um seine Handlungen aus dem Gesichtspunkte einer höhern Politik rechtfertigen, nicht Feldherr genug, um mit dem Thatenglanz glücklicher Kriege die Welt blenden zu können. Immer sah man ihn in kleine Fehden verwickelt, die bald den eigenen Unterthanen, bald dem Kaiser oder den Churfürsten, bald den nächsten Blutsverwandten galten. Von seinem Vater mit Oesterreich belehnt, verletzte er die Verfassung des Landes, bis seine Unterthanen einen unglücklichen Aufstand erhoben, der ihm erwünschten Anlaß bot, die schönen Freiheiten zu vernichten, deren das Herzogthum sich früher erfreut hatte. Und als nach seines Vaters Tod die Churfürsten den Grafen Adolf von Nassau zum römischen Kaiser erwählten, leistete Albrecht ihm zwar den Eid der Treue und empfing von ihm als dem Oberhaupte des Reiches, das Herzogthum zu Lehen. Bald aber vergaß er seines Eides und erhob die Fahne des Aufruhrs wider den Gesalbten des Herrn. In der Schlacht am Hasenbühel raubte er dem König Adolf Krone und Leben. Albrechts Feinde behaupteten, er habe den unglücklichen Adolf mit eigener Hand umgebracht. Albrecht aber wollte die That nicht an sich kommen lassen, sondern schrieb sie dem Raugrafen zu. Eine leise Stimme im Innern mochte es ihm sagen, daß die Nemesis den Königsmörder nicht verschonen werde, obgleich er sich in den Königsmantel gehüllt und über der Leiche seines Schlachtopfers auf den deutschen Königsthron geschwungen habe.

Wirklich schien der Fluch dieser That schwer auf ihm zu ruhen. Nicht geliebt von seinen Freunden, vielfach gehaßt von seinen Anverwandten und Unterthanen, bekleidete Albrecht die höchste Würde der Christenheit, ohne seines Glanzes froh zu werden. Ob seinem Haupte schwebte stets das Schwert der Rache an dünnem Haar. Einst aß er, an seiner Tafel sitzend, von vergifteter Speise. Welche Hand ihm dieselbe gewürzt habe, das kam nie an das Licht. Um das Gift wieder aus dem Leibe zu schaffen, nähten die Aerzte den König in

eine Bärenhaut und hingen ihn an den Füßen auf, ein barbarisches Verfahren, über welchem ihm das eine Aug' austräufte. Der Mann blieb kränklich für immer. Neben der Absicht, den Aufstand der Waldstätte zu züchtigen, war der Wunsch, die warmen Heilquellen zu benutzen, ein Hauptgrund gewesen, der den König bestimmte, den Maimonat des Jahres 1308 in Baden zuzubringen. Allein schon auf der Herreise, war er nahe daran, von dem Bischof Otto zu Basel, der ob der Verweigerung der Reichslehen zürnte, ermordet zu werden. Albrecht erfuhr zwar erst, in welcher Gefahr sein Leben geschwebt habe, als dieselbe vorüber war. Allein die Kunde davon machte auf sein ohnehin angegriffenes Gemüth einen tiefen, sehr tiefen Eindruck.

Ein böser Stern schien über den sechs Männern zu walten, die wider König Adolf sich verschworen hatten. Graf Albrecht von Heierloch fiel in der Schlacht, Freiherr Otto von Ochsenstein erstickte im Harnisch, Erzbischof Gerhard von Mainz wurde todt im Sessel gefunden, der Graf von Zweibrücken ertrank in der Bließ, der Graf von Lieningen starb im Wahnsinn. „Es sind Alle dahin," dachte König Albrecht, „gestorben, verdorben alle Fünf. — Ich bin der Sechste, was wird mein Schicksal sein?" Dann rief er den Walter von Kasteln und fragte ihn, ob er Niemand in der Umgegend kenne, der sich auf Schwarzkunst verstehe. Dieser versicherte, daß eine gewisse Elsbeth von Gäbistorf den Ruf habe, in solcherlei Dingen sehr stark zu sein. „Gut!" sagte Albrecht, „so verschaffe mir eine Zusammenkunft mit diesem Weibe. Bestelle sie aber nicht auf das Schloß. Die Sache soll unter uns bleiben. Verstehst Du?"

Der Ritter that, wie ihm befohlen worden. Und als der Kriegsrath vorüber war, hüllte König Albrecht sich in seinen Mantel und begab sich mit Kasteln zu den großen Bädern hinab. Die Sitzung hatte ihn noch düsterer gestimmt, als er vorher gewesen. Die Falschheit dieses Churfürsten von Mainz, der in jeden Rath einen Fallstrick webte, der Trotz des jungen Hünenbergs, der nur zu deutlich es ausgesprochen, von welcher Gesinnung ein großer Theil des Adels beseelt sei, und vorzüglich das blutbefleckte Gewand des erschossenen Geßlers von Bruneck — das Alles war nicht geeignet, den mißtrauischen König zu beruhigen. Ein grauenhaftes Etwas

lag auf Albrechts Seele, das bange Vorgefühl einer grossen Gefahr, die er als nahe erkannte, ohne sich selber Rechenschaft darüber geben zu können, worin sie eigentlich bestehen, oder woher sie kommen sollte. Mochte daher Kasteln immerhin über das kleine Mißgeschick des Hofnarren lachen, Albrecht brachte diesen Vorfall sogleich mit seinem übrigen Gedankengang in Verbindung und erklärte die Gereiztheit der Bienen für ein Zeichen, das dem Staate nichts Gutes verkünde.

„Was hältst Du von den Vorbedeutungen, die der Ermordung des Julius Cäsar vorausgegangen sein sollen?“ fragte Albrecht seinen Begleiter, als sie an dem Wirthshause zum Stern vorüberschritten. Ritter von Kasteln aber entschuldigte sich, daß ihm die römische Geschichte nicht bekannt sei. Kasteln wußte wohl, daß Albrecht seit der Schlacht am Hasenbühel nicht mehr gelacht habe, und daß derselbe zuweilen Dinge sehe, die ein Mensch mit gewöhnlichen Augen nicht sieht. Daher richtete er es so ein, daß er immer ein paar Schritte hinter dem Könige war, damit dieser ihn mit ähnlichen Fragen verschone. Der Mann ist ernstlich krank, dachte er. Bin ich gleich nur der Walter von Kasteln, so möchte ich doch mit diesem da nicht tauschen. Ein gut Gewissen ist besser, als eine Krone. Dann dünkte es ihm, er hätte zu der Zusammenkunft mit dem übelberüchtigten Weibe die Hand nicht bieten sollen. Vorher hatte er die Sache nicht so genau bedacht, jetzt aber, seit die Betglocke verhallt und die Dämmerung eingebrochen war, gefiel ihm das Beginnen nicht mehr. Jeden Augenblick wollte er den König fragen, ob ihm die Nachtluft nicht zu kühl werde, und ob er die Zusammenkunft nicht lieber auf morgen verschieben möchte. Zu spät. Denn eben langten sie vor der Herberge zum Raben an.

Der Wirth, der von Kasteln schon früher die Anweisung erhalten hatte, Alles nach des Weibes Willen für den vornehmen Besuch einzurichten, empfing die erwarteten Gäste bei der Hausthüre. In ehrfurchtsvoller Stille führte er dieselben durch mehrere Gänge in den hintern Theil des Hauses. Dort stieg man eine schneckenförmig gewundene Treppe hinunter, bis ein Gewölb sich aufthat, das zum Theil unter dem Garten, zum Theil unter dem Beete der Limmat angebracht war, deren Wogen dumpf und feierlich ob den Häuptern

der Eintretenden dahin rauschten. Das Zimmer hatte keine Fenster, nur in der Decke zeigte sich eine ovale Oeffnung. Der Mosaikboden, die Nebengemächer und die verfallenen Wasserleitungen schienen darauf hinzudeuten, daß ehemals hier ein römisches Bad gewesen. Nach der Ansicht einiger Alterthumsforscher aber war es ein verfallener Isistempel. Für die letztere Behauptung wurde namentlich die Bildsäule als Beweis angeführt, die in einer Nische auf der rechten Seite stand. Es war das eine weibliche Figur, die durch irgend einen Zufall um den Kopf gekommen war. Ohne uns näher auf diesen Streit einzulassen, bemerken wir bloß, daß ein dichter, mit mancherlei Zeichen bemalter Vorhang die beiden Zimmer verhüllte, die im Hintergrunde des Gewölbes sich befanden, und die der Leser nun nach Belieben für ehemalige Bäder oder für Sanktuarien nehmen mag.

Der Rabenwirth hatte sich bei der Thüre des unterirdischen Gewölbes wieder zurückgezogen. Als aber Albrecht und Kasteln eintraten, erblickten sie bei düsterm Lampenschein die phantastisch gekleidete Gestalt der Elsbeth von Gäbistorf. Sie saß der Bildsäule ohne Kopf gegenüber und las in einem aufgeschlagenen Buche. Rauchfaß und Todtenschädel lagen vor ihr. Sie schien die Eintretenden nicht zu bemerken, bis Ritter Kasteln sie daran erinnerte, daß der erlauchte Herr da sei, von welchem er heute mit ihr gesprochen. Stolz und langsam erhob sich die Alte. „Was will", fragte sie, „der erlauchte Herr in dieser unterirdischen Behausung? was treibt Rudolfs Sohn in nächtlicher Stunde zur Hexe von Gäbistorf? Ich habe keine Krone zu vergeben, keine Länder zu verschenken."

„Man hat mir gesagt," begann der König, „Du verstehest die schwere Kunst, im Buche der Zukunft zu lesen."

„Was kümmert aber der Mann, der auf dem höchsten Throne der Christenheit sitzt, sich um die Zukunft? Er hat ja, was er lange Jahre gewünscht, was er um theuern Preis erkauft. Sollte das Glück etwa im Königspalaste nicht wohnen? sollte der Sieger vom Hasenbühel wohl schlaflose Nächte haben?" fragte grinsend die Alte.

Albrecht seufzte — der stechende Blick des Weibes übte eine geheime Gewalt über ihn aus, daß er beschämt die Augen niederschlug, als wäre er der Bettler und sie die Königin. „Das Glück", sprach er, „findet sich selten in der Hütte des Mittelmanns, nie aber in

den Palästen der Großen der Erde. Ja, Weib! ich habe schlaflose Nächte; in Böhmen tobt noch der Krieg, in meinem Rathe sitzen falsche Freunde, und drüben im Gebirge erhoben meine Unterthanen die Fahne des Aufruhrs."

„Falsche Freunde und rebellische Unterthanen?" erwiederte Elsbeth mit Nachdruck — „das ist böse, sehr böse. Falsche Freunde und rebellische Unterthanen haben schon Biedermänner zum Falle gebracht."

„Darum eben wünsche ich, daß Du mir wahrsagest und die Klippen bezeichnest, vor welchen ich mich zu hüten habe. Hier ist ein Beutel mit Gold! Lies in meiner Hand."

Die Seherin wies schaudernd die Hand des Königs zurück, als ob sie etwas Schreckliches an derselben gewahr werde.

„Nun, wenn Du das nicht willst, so stelle mir das Horoskop, befrage die Sterne über mein Schicksal."

„Die Astrologia trügt!" versetzte barsch das Weib.

„Wohlan! so wähle ein anderes Mittel. Schließe mir das Thor der Zukunft auf — welchen Schlüssel Du dabei anwendest, das gilt mir gleich. Oder bin ich falsch berichtet worden, und ist der Ruf unbegründet, der da sagt, Du seiest in solchen Dingen bewandert?"

„Nein, der Ruf hat nicht gelogen," entgegnete die Alte. „Du bist nicht fehlgegangen, wenn Du bei mir geheime Weisheit suchst. Die Hexe von Gäbistorf hat nicht umsonst um mitternächtlicher Stunde den Schloßthurm von Balp erstiegen. Dort lehrte mich ein gewisser Jemand ein Mittel, das nicht trügt; aber ich zweifle, ob Albrecht von Oesterreich Muth genug habe, zu verlangen, daß ich das Mittel anwende. Nur bei den Todten ist Wahrheit. Willst Du, daß ich das Todtenreich entriegle und einen Geist heraufbeschwöre, der das Räthsel der Zukunft Dir löse?"

„Ich will's!" sprach Albrecht erbleichend.

Damit der Zauber seine Wirksamkeit nicht verliere, mußte Ritter Kasteln das Zimmer verlassen.

Elsbetha setzte den Todtenschädel zwischen die Schultern der kopflosen Bildsäule, was um so schauriger wirkte, da sogleich blaue Flammen aus den Oeffnungen schlugen, die vormals den Mund und die Augen gebildet hatten. Dann beschrieb sie mit einem Griffel,

der vermuthlich aus Phosphor bestand, einen Kreis auf die Steinplatten, der bald wie Feuer leuchtete, bald aber zu erlöschen drohte, wie die Flamme eines sterbenden Lichtes. Seltsame Zeichen und geheimnißvolle Buchstaben mehrten des Ringes bannende Kraft. König Albrecht legte auf erhaltenen Wink den Mantel ab und trat in den Kreis. Das Weib schritt, unverständliche Sprüche betend und die angezündeten Kohlen im Rauchfaß schwingend, sieben Male um den Kreis. In dichten Wellen wogte der betäubende Duft durch das gespensterhaft beleuchtete Zimmer. Es flimmerte dem Könige vor den Augen, als sähe er große kriechende Schlangen, es rauschte ihm in den Ohren, als höre er bellende Hunde, ächzende Eulen und stöhnende, im letzten Todeskampfe röchelnde Menschen. Das Weib war verschwunden — endlich vernahm der König ihre Stimme. Die Stimme schien tief aus der Erde Schooß zu kommen.

„Sohn Rudolfs, gewahrst Du noch nichts?“ fragte das Weib.

„Nein!“ antwortete der König.

„Aber ich,“ sprach die Alte; „ich sehe den Schatten eines Ritters; er hält die Fahne mit dem doppelten Adler in der Hand und führt den Kopf eines schwarzen Stiers im Schilde.“

„Das ist Otto von Ochsenstein, lass' ihn erscheinen,“ sprach Albrecht.

„Der Geist will nicht kommen,“ rief die Seherin. „Aber hier sitzt ein Anderer in einem Sessel, schlafend oder todt, geschmückt mit einem fürstlichen Mantel.“

Das ist der Churfürst Gerhard,“ sagte der König, „wohlan! wecke und sende ihn, daß er mir eröffne, was künftig sein wird.“

„Versunken!“ rief die Zauberin, „versunken ist der Mann mit dem Sessel, versunken wieder in die Nacht, aus welcher ihn mein Wort hervorgezwungen. Indessen sehe ich zwei Andere. Der Erste taucht aus einem Strome empor, der Zweite schüttelt grimmig seine Locken und lacht mich an wie wahnsinnig.“

„Ich kenne sie; es ist der Graf von Zweibrücken, der in der Blies ertrank, und der Graf von Lieningen, der im Wahnsinne starb.“

„Beide sind an ihrem Herrn, dem König Adolf, eidbrüchig geworden und ohne Absolution hinuntergefahren, und doch, es ist sonderbar; hat mein Zauber keine Gewalt über sie. Sie wollen

nichts von Dir wissen, sie wenden sich mit Abscheu ab von dem Sohne Rudolfs und verschwinden. Aber hier erscheint ein Geist, der will Dir weissagen."

„Wie sieht er aus?"

„Er hat eine tödliche Wunde, er ward von Mörderhand getödtet."

„Lass' ihn kommen," sprach der König; es ist vermuthlich mein treuer Geßler, dem Tells Geschoß die Brust durchbohrte."

„Du täuschest Dich," versetzte die Seherin, „Albrecht von Oesterreich, Du täuschest Dich; der Mann, welcher sich naht, um Dir Dein Schicksal zu verkünden, ist nicht Dein treuer Diener, Hermann Geßler von Bruneck. Der Mann trägt die Todeswunde am Haupte, er scheint nicht Dein Knecht, wohl aber Dein Herr zu sein; es ist ein hoher, königlicher Schatten."

„Wehe mir!" rief Albrecht, „den kenne ich schon, er soll nicht kommen, — halte, o Weib, halte um Gotteswillen das Gespenst zurück."

Umsonst! die Bitte kam zu spät; die Alte konnte oder wollte keinen Gegenzauber anwenden. Eine große Heldengestalt erhob sich langsam aus den zitternden Wogen des Weihrauchs, ein Ritter, den eine goldene Krone und ein Purpurmantel schmückte. König Adolf stand vor seinem Mörder, wies ihm drohend des Hauptes blutige Wunde. „Morgen um diese Zeit" — sprach dumpf und hohl der Geist und war verschwunden.

Der Sinn dieser Worte war zwar dunkel, doch lag in ihnen etwas Grauenvolles, Unglückweissagendes. Ob König Albrecht dieselben noch gehört habe, das können wir nicht bestimmt angeben. Mit einem Schrei des Entsetzens war er, sobald der blutige Schatten aus dem Weihrauchnebel sich hob, zur Erde niedergestürzt. Dort lag er, wie ein Todter. Seltsamer und, wenn es möglich gewesen wäre, noch unheimlicher war der Auftritt, der jetzt folgte. Mit jugendlicher Munterkeit sprang Elsbeth von Gäbistorf aus dem Verstecke hervor, in welchem sie, vermuthlich durch Hülfe einer magischen Laterne, das Blendwerk bewirkt hatte, dem Albrechts abergläubische, von Gewissensbissen gefolterte Seele erlegen war. Rasch nahm sie mit ihrer Linken den flammenden Schädel von dem Rumpfe der Isis und leuchtete dem Könige in's blasse Angesicht. Stolz

und triumphirend blickte sie auf den Liegenden hinab; befriedigte Rache blitzte aus ihren giftigen Augen und die Muskeln ihres wilden, gelben Antlitzes verzerrten sich zu einem widerlichen, grimmigen Lachen. So mag Satan dastehen vor dem Leichnam des Unglücklichen, den er von der Sinneslust zum Verbrechen, vom Verbrechen zur Verzweiflung, Schritt für Schritt, bis zum Selbstmord führte. „Hat's Dich?“ höhnte die Alte den Ohnmächtigen, „hat der Pfeil Dich auf den rechten Fleck getroffen? Merkst Du nun bald, wer der Racheengel ist, den der Löwe von Nassau zurückließ?? Albrecht! stehe auf! diese Lage geziemt sich nicht für den König der Deutschen. Auf! auf! Du kannst wieder eine Krone an Dich reißen, mußt nur wieder einen König morden.“ Umsonst! die Majestät will nichts hören, und doch wäre ihr anzurathen, schnell aufzuwachen, sie befindet sich hier unter gefährlichen Händen. „Es kommt mir da ein Gedanke. Wie wäre es, wenn ich das Werk vollendete und die Welt von einem solchen Scheusal befreite? Der Anlaß ist günstig.“ So sprechend stellte die Alte den flammenden Schädel bei Seite, kniete dem liegenden König auf die Brust, umspannte mit ihren langen, knöchernen Fingern seinen Hals und versuchte es, ihn zu erwürgen. In diesem schauerlichen Bemühen wurde sie aber plötzlich unterbrochen. Eine kräftige Faust packte das Weib im Genicke und riß sie mit solcher Gewalt von ihrem Schlachtopfer weg, daß sie der Länge nach zurücktaumelte auf die Schwelle der Thüre. Es war die Faust des Ritters von Kasteln.

Wir wissen aus dem Vorhergehenden, daß der Ritter schon auf dem Wege zum Raben es halb und halb bereute, den unheimlichen Besuch bei der berüchtigten Hexe von Gäbistorf vermittelt zu haben. Als ihm daher diese winkte, das unterirdische Gemach zu verlassen, ging er nur zu gerne, ja er entfernte sich anfänglich weiter, als es eigentlich nöthig gewesen wäre. Im Verlauf stieg ihm freilich ein Zweifel auf, ob er auch Recht daran thue, den König allein zu lassen bei dem verdächtigen Weibe, und er nahte sich der Thüre wieder um einige Schritte. Er hörte einen lauten Schrei, dann erfolgte Todtenstille, und endlich ein wahnsinniges, wildes Hohngelächter. Den Ritter Kasteln durchzuckte die Ahnung, es gehe im Gewölbe etwas Unrichtiges vor, etwas, wobei seine Anwesenheit vielleicht von

Nutzen sein konnte. Das Gefühl der Pflicht und der dem Manne sonst eigenthümliche Muth siegte über das Grauen vor der Geisterwelt. Walter öffnete die Thüre, sah, was die Alte zu thun im Begriffe stand. Der Ritter wollte die Zauberin festhalten. Diese wehrte sich aber wie eine Rasende. Eben wollte Walter, der seinen Dolch gefaßt hatte, den Unhold niederstoßen. Da erwachte der König aus seiner Ohnmacht. — „Was beginnst Du?" fragte er, „Walter! Du wirst doch das Weib nicht morden wollen? Gott! wenn Du wüßtest, wie schwer der Mord auf des Thäters Seele lastet! — Was die Alte vollbrachte, das hat eine höhere Hand ihr befohlen. — Laß sie im Frieden ziehen." Der Ritter gehorchte sehr ungerne, er sagte dem König, daß er das Weib von einem Vorhaben abgehalten, wovon er selber nichts wissen könne, weil er in tiefer Ohnmacht gelegen habe. Allein der König war zu betäubt, er begriff lange nicht, was der Ritter eigentlich wolle. Und wie er zuletzt die Zauberin zur Rede stellen wollte — hatte diese bereits den günstigen Augenblick benützt und war — durch einen Seitenweg verschwunden.

12.

Das Geständniß.

Während das sich begab in dem unterirdischen Gewölbe des Gasthofes zum Raben, hatte die Nacht bereits Alles, was über der Erde wohnt, in undurchdringliche Schatten eingehüllt. Zwar waren auch jetzt die großen Bäder noch nicht leer. Wer den Tag über verhindert worden, das köstliche Wasser zu gebrauchen; wer nach der Anweisung des Badarztes einen Ausschlag hinaus oder hinein baden sollte: der saß bis tief in die Nacht an der warmen Quelle. Und die spärlich erleuchteten, mit mancherlei, oft gespensterhaft vermummten Gruppen der bevölkerten Wassersäle nahmen sich bei Nacht noch seltsamer und abenteuerlicher aus, als bei Tage. Nachdem ein paar Bettler und Soldaten, die bis jetzt die Gesellschaft mit ihren rohen Späßen unterhielten, sich entfernt hatten, trat tiefe Stille ein. Doch verloren die Badenden dabei nichts. Die süßen Töne einer Harfe erwachten, und

aus dem obern Stocke eines benachbarten Hauses ließ sich eine weibliche Stimme vernehmen, deren melodischer Gesang Ohr und Herz entzückte. Es war Rosa's Stimme.

Ueber dem Leben dieses geheimnißvollen Mädchens schien ein seltsames, düsteres Verhängniß zu walten. Man nannte sie das Röschen von Gäbistorf, weil sie und ihre Mutter schon einige Jahre in einer abgelegenen Hütte bei Gäbistorf wohnten. Eigentlich sollten sie von Breisach herstammen, denn die Alte nannte sich oft die Bettlerin von Breisach. Aber ein Bürger von Gäbistorf, der sich lange in Breisach aufgehalten, versicherte, man kenne Mutter und Tochter in Breisach nicht besser, als in Gäbistorf. Daher verbreitete sich allmälig die Ansicht, diese Familie habe früher zu den Anhängern des Königs Adolf von Nassau gehört und sei bei dem Umsturz der Dinge gleich vielen Andern in Armuth gerathen. Diese Ansicht war nicht ganz aus der Luft gegriffen; Elsbeth verheimlichte nämlich ihre Vorliebe für den unglücklichen Adolf und ihren Haß gegen seinen Mörder nicht, ja sie gab nicht undeutlich zu verstehen, ihr Gemahl sei in der Schlacht am Hasenbühel umgekommen. Pfiffige Leute lächelten freilich ob dieser Fabel, indem sie behaupteten, Elsbeth sei schwerlich je verheirathet gewesen, und dürfe, wenn auch der Vater ihrer Tochter ein vornehmer Herr war, denselben aus leicht zu errathenden Gründen nicht nennen. Die Bekenner dieser Ansichten wollten nämlich wissen, daß die Alte wiederholt in der Herberge des Churfürsten von Mainz und des Pfalzgrafen am Rhein gesehen worden sei. Noch Andere erklärten geradezu, die gottlose Hexe habe das Mädchen in seiner Kindheit aus einem guten Hause gestohlen und benutze nun die Schönheit desselben, wie die Wahrsagerkunst, um auf höchst verwerfliche Weise Geld zu verdienen.

Ohne hier den Zwiespalt entscheiden und dadurch dem Gange der Geschichte vorgreifen zu wollen, bemerken wir bloß, daß der letztere Verdacht es vorzüglich war, der Rosa's Herz mit namenlosem Kummer erfüllte. Ob auch ihre frühere Lage mehr oder minder glänzend gewesen sein mochte: — sie hätte sich dennoch mit ihrem Schicksale versöhnen, hätte in der einsamen Hütte an der Reuß selbst eine größere Armuth ertragen können, wenn es nur eine stille, ehrbare

Armuth gewesen wäre. Aber daß sie für eine Bettlerin, für eine halbe Betrügerin, ja für etwas noch Schlechteres, daß sie für Das gelten mußte, was man im Mittelalter eine „fahrende Dirne" nannte — das war der zartfühlenden Jungfrau zu viel. Zwar gewährte das hexenhafte Wesen der Mutter Röschens Unschuld zu etwelchem Schutze; wo die Alte mit ihrem Geisterblick, mit ihren dunkeln Weissagungen und Flüchen erschien — da verstummte der frechste Zotenreißer, da fühlte der ausgelassenste Wüstling die Satanskrallen im Genicke. — Alles wich scheu zurück und unantastbar stand das schöne Kind mitten im rohesten Gesindel, wie ein Engel auf einer Insel, um die der Fürst der Finsterniß einen schirmenden Flammenkreis gezogen. Aber das hinderte die Leute nicht, von dem armen Mädchen im Stillen zu denken, was sie wollten. Wenigstens kam es der unglücklichen Rosa vor, sie stehe schwer angeklagt und ohne Untersuchung schon zum Voraus verdammt vor dem Richterstuhle jedes sittsamen Menschenherzens. Dieser unheimliche Verkehr mit Bettlern, Gaunern und Soldaten, dieses phantastische Umherschweifen in Wäldern und Lagern, auf Jahrmärkten und Kirchweihen, diese Quacksalbereien und Schwarzkünste, halb Aberglaube und halb Betrug — ach! Alles das ekelte sie von Tag zu Tag mehr an, und oft bat sie die Mutter mit bittern Thränen, daß sie diese abenteuerliche Lebensweise mit einer andern und bessern vertauschen möchte. Umsonst! das alte Weib blieb taub gegen alle Vorstellungen; ein finsterer Dämon, oder wenn man lieber will, eine gewaltige, alle Gedanken beherrschende Leidenschaft trieb sie instinktartig vorwärts auf der einmal betretenen unheilvollen Bahn.

Ihr fraget hier, warum Röschen sich nicht von Elsbeth trennte, deren unheimliches Treiben das arme Kind um Ehre und guten Namen brachte? Allein so könnet Ihr im Ernste nicht fragen. Was? Röschen? das auf Erden keinen Menschen wußte, dem es sich hätte anvertrauen können, dem es das Geheimniß der eigenen Geburt hätte eröffnen mögen? Röschen? die gute Tochter? wo denket Ihr hin? War Elsbeth nicht ihre Mutter? Fehlt es guten Kindern je an Gründen, wenn es sich darum handelt, die Fehler der Eltern zu entschuldigen? Wie viel bessere Eigenschaften besaß Röschens Mutter? wie liebevoll, wie besorgt war sie für das Kind ihrer Seele. Fielen

ihre Fehler nicht größtentheils auf Rechnung des bösen Verhängnisses, welches über ihr waltete? Hatte nicht das Unrecht, das sie erlitten, ihren sonst starken Geist angegriffen, so daß sie manchmal dem Wahnsinne nahe kam. Ach, Ihr wisset noch nicht Alles, Röschen war bis jetzt der gute Engel, der die Mutter, wenn die finstere Stunde erschien, vom Selbstmorde zurückhielt. Da konnte also von keiner Trennung die Rede sein.

Das Einzige, was Rosa vermochte, war, daß sie ihre Mutter beobachtete, die finstern Plane derselben im Stillen vereitelte, ja sogar, wo sie großes Unglück ahnete, die Personen warnte, welche in die Netze des Aberglaubens verstrickt werden sollten. Freilich entgieng dieses leise Entgegenwirken dem scharfen Blicke der Alten nicht lange, was nebst manchem bittern Wortwechsel endlich das zur Folge hatte, daß sie ihre Entwürfe vor der eigenen Tochter allmälig eben so sorgsam zu verhüllen suchte, wie vor fremden Leuten.

Schon seit einiger Zeit bemerkte Rosa, daß ihre Mutter sich mit einem Gedanken trage, bei dessen Ausführung sie auf die Hülfe des Herzogs Johann von Schwaben rechne. Wußte sie auch anfänglich nicht, worin der eigentliche Plan derselben bestehe, so konnte sie doch wenig Gutes erwarten, da sie den blutigen Haß kannte, den Elsbeth gegen alle Glieder der habsburgischen Familie und namentlich gegen König Albrecht nährte. Die Jungfrau fühlte Mitleiden mit dem Prinzen, dessen Loos dem ihrigen in gewisser Beziehung so ähnlich war. Vom Mitleid aber zur Liebe ist der Schritt so leicht, daß man ihn gethan hat, ehe man es gewahr wird. Diese Erfahrung machte auch das Röschen von Gäbistorf. Der geheimnißvolle Besuch auf dem Schlosse Wart entschied für immer über des Mädchens Herz. Sie sah den braunen, männlichkühnen Jüngling, sie sah, wie bei ihrem Saitenspiele die Thräne von seinem wilden Auge floß. Und die arme Harfnerin liebte den stolzen Fürstensohn. In demselben Momente weissagte die Alte dem Prinzen. Der Tochter, die den verborgenen Sinn der mütterlichen Rede besser faßte, als alle Anwesenden, ging ein fürchterliches Licht auf über Das, was die Mutter vorhatte. Ein Blitzstrahl erleuchtete den schrecklichen Abgrund, an dem sie stand, das Paradies winkte, aber der Weg zu dem Paradiese gieng durch die Hölle. Sie verließ die Burg Wart — doch der

Friede des Gemüthes war dahin. Sollte sie unglücklich, oder der Jüngling, den sie liebte, zum Verbrecher werden? Unselige Doppelfrage! Ein heftiger Kampf wogte in Röschens stiller Brust; da ging sie in den Tempel Gottes — und der bessere Theil ihres Wesens siegte: Sie warnte den Prinzen vor den Fallstricken ihrer Mutter.

Doch, das weiß der Leser bereits. Aber von dem Zustande, in welchem Rosa an jenem Abend sich befand, hat er dessenungeachtet nur einen schwachen Begriff. Sie war, bis die Nacht einbrach, im Dachstübchen bei Maria, ihrer gichtkranken Freundin, gewesen, wo sie wiederholt äußerte, wenn sie nur sterben könnte. Endlich zog sie, um das Fieber der Letztern nicht zu erhöhen, sich in das Zimmer zurück, das die Mutter den Sommer über zu bewohnen pflegte, so lange die Menge der Kurgäste die Anwesenheit einer Schröpferin nöthig machte. Lange saß sie hier, in stummem Schmerze vor sich hinstarrend, einer leblosen Bildsäule vergleichbar. Das Blatt des Buches, das vor ihr lag, war benetzt von den Thränen, die wie Perlen über die bleichen Wangen der Dulderin sich ergoßen. Düster brannte die Lampe. Da drang der Abendwind, mit dem Dufte der blühenden Bäume vermischt, durch das halbgeöffnete Fenster und flüsterte wie Geistesgelispel in den Saiten der Harfe, die an der Wand lehnte. Das Mädchen, gleichsam von unsichtbarer Hand an die treue Gefährtin seiner Freuden und Leiden gemahnt, griff unwillkürlich nach der glänzenden Harfe und schlug einige Akkorde, die sich wie sterbende Seufzer in der Nacht verloren. Dann, nach einem melancholischen, aber seelenvollen Vorspiel, erhob sie ihre schwarzen Augen zum Himmel und sang:

Durch die Abendlüfte
Wogen Blüthendüfte,
Wogt ein Balsammeer —
Doch, mein Herz bleibt schwer.

Tausend Sterne wallen
Durch des Himmels Hallen,
Einer nur bleibt fern —
Ach, der Liebe Stern.

Nie wird der mir scheinen,
Darum muß ich weinen,
Und mein Lied tönt bang —
Ach! wie Grabgesang.

Plötzlich fuhr die Jungfrau mit einem Rufe des Schreckens oder der Ueberraschung von dem gepolsterten Stuhle empor. Sie ließ das Instrument sinken und blickte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, unverwandt nach der Thüre. Denn dort stand ein Ritter, ein reichgekleideter Jüngling, in lauschender Stellung, entzückt, wie es schien, von dem Zauber der Töne, und versunken im Anschauen der lieblichen Harfnerin. Es war der Herzog Johann. Als dieser bemerkte, welchen Eindruck seine Gegenwart auf Röschen gemacht habe, nahm er lächelnd sein mit Pfauenfedern geschmücktes Baret vom Haupte, verneigte sich und sprach: „Habe ich Dich erschreckt, schönes Mädchen?"

„Ein wenig. Allerdings" — lautete die Antwort. „Ich dachte gerade —" Röschen wollte sagen, sie habe gerade nicht an den Herzog gedacht. Weil aber das eine Unwahrheit war, indem sie leider nur zu sehr mit der Erinnerung an ihn beschäftigt gewesen — so stockte sie und ihr Antlitz glühte wie Purpur.

„Du willst sagen, Du habest nicht an mich gedacht" — ergänzte der Prinz. „Das glaube ich wohl. Indessen ist es mir leid, denn mir ist es ganz anders gegangen. Ich war im Geiste immer bei Dir und ich hatte keine Ruhe, bis ich Deine holde Gestalt wieder sah."

„Man sieht wohl," erwiederte Röschen, „daß Ihr gewohnt seid, den Damen am Hofe süße Sachen zu sagen. Bedenkt aber, gnädiger Herr, daß ich die Tochter der Elsbetha von Gäbistorf bin, und daß ein solcher Scherz bei mir übel angebracht ist."

„Und woher weißt Du denn, daß ich scherze? Nein, Röschen, was ich hier rede, ist Ernst, heiliger Ernst. Es ist wahr, Deine Mutter treibt ein Gewerb, das sie wohl besser unterlassen würde. Du hast mich gewarnt, daß ich nicht auf die Weissagungen derselben gehen solle. Ich danke Dir für Deine redliche Theilnahme. Nimm hier diesen Ring, als Zeichen meiner Erkenntlichkeit und meiner Liebe. Aber sei unbesorgt. Die dunkeln Orakelsprüche Deiner Mutter schaden mir nichts. Mag sie immerhin von Königstöchtern und

Königskronen faseln: Herzog Johann hat schon eine Königin und diese ist der Engel von Gäbistorf. Ja, Röschen, ich liebe Dich aus vollem, warmem Herzen — und wenn Du mich wieder liebst, so gilt mir das mehr, als alle Kronen der Welt."

Bei diesen Worten hatte der fürstliche Jüngling einen kostbaren Edelstein von dem Finger gezogen und die Hand des Mädchens damit geschmückt. Rosa wußte nicht, wie ihr geschah. Als aber Johann sie an's Herz drückte und einen feurigen Kuß auf ihre Lippen preßte, — da war sie nicht mehr auf Erden. Der Augenblick, wo zwei unverdorbene Herzen sich finden, wo das Evangelium: Ich liebe Dich! von dem bebenden Munde flüstert und wie himmlisches Echo vom bebenden Munde zurücklispelt — welch' ein Augenblick! Ewigkeiten von Wonne in der engen Begrenzung flüchtiger Minuten. Hätte ich Geßners, Wielands, Göthes Darstellungsgabe, so würde ich diese Scene ausmalen Zug für Zug. Jetzt aber lege ich bescheiden die Feder nieder, die weitere Entwickelung der Einbildungskraft meinen Lesern oder Leserinnen überlassend, die wohl auch wissen, was Liebe ist.

Doch nein! ich muß meine Pflicht als Geschichtsschreiber erfüllen und berichten, daß Johann und Röschen ziemlich unsanft aus ihrem Liebestraume aufgeweckt wurden. Auf ein Mal stand Elsbetha von Gäbistorf vor ihnen, phantastisch gekleidet, wie sie dem unterirdischen Gewölbe entronnen, wo die Geisterbeschwörung stattgefunden hatte. Eine Weile schaute die Alte schweigend zu, wie Johann ihre Tochter zärtlich im Arme hielt und mit ihren Locken spielte, der Anblick schien sie zu vergnügen, wilde Freude zuckte durch die beweglichen Muskeln ihres Angesichts. „Nicht übel," hob sie mit ihrem widerlichen Lachen an, „nicht übel, während die Löwin fort ist, kommt der Waidmann in's Nest und will das Junge holen. Die Jungfrau aber spricht nicht: Gehe bei meiner Thüre vorbei; die Tochter der Hexe von Gäbistorf antwortet nicht: Meine Mutter wird zürnen, wenn ich mein Herz hänge an den fremden Mann und sie einsam lasse in den Tagen ihres Alters. Denn sie folgt dem Gebote der Natur. Liebe ist des Weibes Leben, wie ein gewisser Jemand mich lehrte. Wo die Blume duftet, da flattert die Biene, und wo die schöne Dirne sitzt, da stellt auch der Jüngling sich ein. Wenn nun aber die Alte kommt und sagt: Ziehe

von hinnen, es gibt viele schöne Töchter im Lande; wo Du eine zum Weibe begehrst, da wirst Du willkommen sein, im Königspalaste wie in der Strohhütte; ich habe aber nur dieses einzige Kind, das gebe ich keinem Bettler, und wenn es auch ein fürstlicher Bettler wäre, — ja wohl, wenn die Alte von Gäbistorf kommt und also sagt, wie dann?"

Wer Röschens Zartgefühl und Johanns heftiges Temperament kennt, der kann sich einigermaßen vorstellen, wie das Röschen erschrack und wie der Prinz von Erstaunen und Unwillen ergriffen wurde. Ehe aber die Tochter die böse Laune der Mutter beschwichtigen konnte, und ehe Johann Zeit fand, nähere Erklärungen zu fordern, trat Elsbeth vor ihn hin und sprach in würdiger Haltung und mit größerer Besonnenheit, als solches bei ihr sonst üblich war. „Runzelt Euere Stirne nicht, edler Herzog! und glaubet nicht, daß der Wahnsinn also rede aus dem alten Weibe. Wohl mag ich, wenn die finstere Stunde über mich sich herabsenkt, die Bilder der Dinge mit den Dingen selbst verwechseln. Das Unglück, das ich erlitten, es hat das Saitenspiel meiner Seele verstimmt, und ich fühle es zuweilen nur zu lebhaft, daß meine Gedanken entzügelte Rosse sind, die kein Fuhrmann leitet mit sicherer Hand. Aber jetzt ist die böse Stunde vorüber und mein Geist ist rein und leicht, wie die Luft nach dem tobenden Gewitter. Merket daher auf meine Rede und fasset sie wohl zu Herzen. Diese Jungfrau ist nicht, was sie zu sein scheint. Ihr erblicket in ihr nur die Tochter der Schröpferin von Baden oder der Hexe von Gäbistorf und Ihr seid zu ihr gekommen, weil ihr schönes Antlitz Euch gefiel und weil der Mann des Hofes sich wenig daraus macht, mit falscher Liebe das Herz des Kindes zu berücken, das aus der Hütte der Armuth stammt. Aber wisset, das Mädchen da ist edel, so edel, wie Ihr. Ich sah einst zwei Männer ausreiten, der eine war Euer Vater und der andere war der Vater dieses Mädchens; Euer Vater ritt zur Linken und er fand sich nicht erniedrigt, daß der andere ihm zur Rechten ritt. Dieses Mädchen ist mehr, als es scheint, Ihr aber seid weniger, als Ihr scheinet. Ihr seid Herzog, und wenn mich meine Berechnungen nicht täuschen, so hat das Schicksal Euch zu Großem auserkoren. Aber der Mann, der sich Euern Oheim und Gerhab nennt, hält Euch gefangen in un-

würdiger Vormundschaft und er geht damit um, Euch zum Bettler oder, was nicht viel besser ist, Euch zum Pfaffen zu machen. Verschonet also meine Tochter mit Euern Besuchen, bis Ihr das Joch der Knechtschaft von Euch geworfen, bis Ihr Euern Oheim gezwungen, Euch die Güter heraus zu geben, die Euch gebühren nach menschlichem und göttlichem Rechte. Du Rosa aber nimmst die Harfe und folgst mir sogleich. Unsers Bleibens in dieser Stadt ist keine Viertelstunde mehr. Es ist da drunten etwas vorgefallen, was unser Leben in Gefahr bringt. Fort! ehe die Büttel des Mannes uns packen, der jetzt den deutschen Thron entehrt. Mit diesen Worten schob sie die Tochter zur Thüre hinaus. Der Prinz, der ihnen nachging, wie ein Träumender, sah, daß Elsbeth und Röschen in einen Kahn stiegen, der von der Erstern stromabwärts gesteuert wurde. Der Mond schien hell, die Wellen blitzten. Röschen erhob ihre Hand; Johann aber konnte nicht unterscheiden, ob die Jungfrau eine Thräne abwische oder ihm einen Kuß zuwerfe. Da hüllte ein Gewölk, das um den Mond sich lagerte, den Strom und den Kahn in die Schatten der Nacht.

13.

Nachtessen im Hinterhof.

„So zweifelt Ihr also nicht mehr an der Gewißheit des Krieges?“ fragte Graf Werner von Homburg den Mann, der ihm zur Seite ging.

„So wenig, als ich an meinem eigenen Dasein zweifle,“ erwiederte der Churfürst von Mainz. Der König hat diesen Aufstand absichtlich hervorgerufen, die schlichten Bergbewohner haben die Falle nicht bemerkt und sind hineingegangen. Der Vorwand zur Strafe ist gegeben, sie werden ihren Aufstand mit dem Verluste der althergebrachten Freiheit büßen. Was früher in Oesterreich, Steiermark und Krain geschah, das wiederholt sich jetzt in Uri, Schwyz und Unterwalden. Albrecht rechnet fein.“

„Aber wie kommt es, gnädiger Herr und Fürst, daß Ihr zu die-

fem Kriege gegen die Waldstätte riethet? Ihr habet doch auch keine sonderliche Ursache, diesem Albrecht grün zu sein oder die Vergrößerung seines Hauses zu fördern."

„Weil ich auch rechne," versetzte Churfürst Peter. Er schaute erst rechts und links, ob Niemand in der Nähe sei, der sie beide belausche. Dann raunte er dem Grafen Werner leise in's Ohr: „Ich lege dem Einäugigen viel Flachs an die Kunkel, damit er beschäftigt sei und nicht sehe, was ich spinne. Wer zu viel anfängt, der vollendet gewöhnlich zu wenig."

„Ich verstehe Euch nicht ganz," entgegnete der Graf. „Zwar weiß ich, daß Ihr böhmischer Kanzler seid und daß Ihr es nicht gerne sehet, daß Albrecht die böhmische Krone auf das Haupt seines zweiten Sohnes bringen will. Daher dürfte es für Euere dortigen Plane allerdings erwünscht sein, wenn Albrecht seine Kräfte theilen müßte."

„Je nun!" fiel der Churfürst ein, der sich auf diesen Text nicht weiter einlassen wollte. „Was haltet Ihr von dem Herzog Johann von Oesterreich?"

„O! der würde für die Böhmen sich besser schicken, als der Sohn Albrechts. Wenn die Krone Böhmens dem gegeben werden soll, dem sie gebührt, so muß Johann sie empfangen," sprach der Graf.

„Aber," fuhr der Churfürst fort, „was wird Johann thun, falls es zum Kriege gegen die Waldstätte kommt, wird er seine Dienstmannen wider die Freunde seines Vaters ziehen lassen? Ich und der Graf Eberhard von Würtemberg haben ihm jüngst tüchtig zugesprochen, daß er doch vom König die Aufhebung der Vormundschaft verlangen solle, indem hiefür jetzt der günstige Zeitpunkt vorhanden sei."

„Eben das sagten wir ihm gestern auch auf dem Schlosse Wart, aber der Herzog schien sich von einem solchen Schritte nicht viel zu versprechen."

„Ihr waret gestern auf dem Schlosse Wart?" fragte der Churfürst lebhafter, als er sonst zu thun pflegte. „War da nicht auch ein altes Weib zugegen? Eine Art von Geigerin oder Wahrsagerin? man nennt sie nur die Hexe von Gäbistorf?"

„Ich sah die Alte nicht," versetzte Homburg, „aber sie soll vor meiner Ankunft auf dem Schlosse gewesen und dem Herzoge geweissagt haben."

„Und wie nahm der die Weissagung auf?“

„Ich weiß nicht. Nur so viel konnte ich aus den Neckereien des Walter von Eschenbach bemerken, daß die Tochter der Alten dem Prinzen wohl gefallen. Aber was wollen Euer Gnaden hier mit dem alten Weibe?“

„Mein lieber Graf,“ antwortete der Churfürst leise, aber bedeutungsvoll, „das alte Weib hält einen dunkeln Faden in ihrer Hand, der leicht zum Fallstrick werden könnte für den König Albrecht und für des Königs Kinder. Der Pfalzgraf Rudolf, der von Albrecht tödtlich beleidigt worden, ist ein Tochtermann des unglücklichen Königs Adolf von Nassau. Und dieser hat mir gewisse Familiengeheimnisse eröffnet, in welche ich früher selbst nicht eingeweiht war. Doch, genug, daß Elsbeth mit dem Prinzen redete. Morgen finden wir wohl mehr Zeit, über die Sache zu sprechen. Hier stehen wir vor dem Hinterhofe, alle Fenster sind beleuchtet und die Herren haben, wie es scheint, die Einladung des wackern Abtes zahlreich angenommen.“

Mit diesen Worten traten der Churfürst und der Graf in die Herberge, denn auch sie gehörten zu Denen, die Theil nehmen sollten an dem glänzenden Nachtessen, das der Abt Heinrich von St. Gallen veranstaltet hatte. Die Sache verhielt sich, wie folgt: Schon seit Jahren hatte das weiland so berühmte Stift St. Gallen Vieles zu leiden von der wachsenden Größe des habsburgischen Fürstenhauses. Es machte einen Theil der Politik des Königs Rudolf und seines Sohnes Albrecht aus, daß sie bald Oesterreich den Klöstern als Kastvogt aufdrängten, bald die Aebte nöthigten, einzelne Besitzungen der Gotteshäuser um geringen Preis zu veräußern. So war St. Gallen um die Herrschaft Grüningen gekommen. Und als Abt Wilhelm sich den länderfüchtigen Planen des habsburgischen Hauses standhaft widersetzte, hatte derselbe keine gute Stunde mehr bis an sein Lebensende. Er wurde vielfach befehdet und das dem Stifte St. Gallen gehörige Städtchen Wyl durch Albrecht eingenommen und zerstört. Zwar erhielt sein Nachfolger, der Abt Heinreich, vom Könige so viel, daß er das Städtchen wieder aufbauen und bevölkern durfte. Allein, der Gewinn war nicht groß. Kaum war Wyl neu gebaut und bevölkert, so zog Albrecht die Stadt zu seinen Handen, unter dem Vorwande, sie gehöre an des Reiches Vogtei. Ob dieser neuen Unbill

bekümmert, ritt Abt Heinrich mit seinen Freunden und Dienstmannen im Mai 1308 nach Baden, woselbst er den König unterthänig bat, daß er die Stadt Wyl, die das wahre Eigenthum des Gotteshauses St. Gallen sei, diesem doch gnädiglich wieder zustellen möchte. Allein der König fastete, war übel zu sprechen und sagte, er wolle am künftigen Tage dem Abte Bescheid ertheilen. Abt Heinrich, mit dem Gange der Dinge am Hofe wohlbekannt, suchte diese Zeit zu benutzen, um sich und dem Kloster eine günstige Stimmung zu erwecken in der nähern Umgebung des Königs selbst. Daher veranstaltete er im Hinterhofe, wo er seine Herberge genommen, ein glänzendes Nachtmahl, zu welchem nebst dem Churfürsten von Mainz, dem Herzog Ludwig von Baiern und dem Herzog Johann von Oesterreich auch viele andere Herren und Ritter eingeladen wurden.

Als nun der Churfürst von Mainz und der Graf von Homburg anlangten, fanden sie bereits eine zahlreich versammelte Gesellschaft. Der Abt hatte es an nichts fehlen lassen, was dem Gaumen seiner Gäste schmeicheln konnte. Fürstlich besetzt war die Tafel. Manches Gericht trugen die Wärter des Wirthes auf, mancher Humpen wurde geleert. Immer wärmer wurden die Herzen, immer freier die Zungen. Jetzt erhob der Churfürst von Mainz den silbernen, mit vergoldetem Schnitzwerk verzierten Trinkkelch, in wohlgeordneter Rede die Gesundheit des Fürstabtes von St. Gallen ausbringend und wünschend, daß der, welcher der Könige Herzen lenkt wie Wasserbäche, den hochwürdigen, für sein Stift so väterlich besorgten Greis segne, daß seine Reise nach Baden mit einem günstigen Erfolge gekrönt werde. Der Abt Heinrich dankte verbindlich für diesen Trinkspruch, doch wollte er es sich und seinen Dienstmannen nicht verbergen, daß ihm noch große Steine des Anstoßes im Wege liegen und daß er nächst Gott seine Hoffnungen vorzüglich auf seine Freunde und Wohlthäter setze, die beim Könige durch Rath und Fürwort so viel vermöchten.

Herzog Johann war bis jetzt ein ziemlich stummer Gast gewesen, selbst die Anspielungen Balms und Eschenbachs auf die schöne Unbekannte hatte er nur mit bitterm Lächeln beantwortet. Eben kehrte er von dem Fenster zurück, wo Hünenberg ihm in leiser, aber bewegter Darstellung erzählt hatte, wie es ihm auf dem Steine zu

Baden ergangen sei. Da sprach der Abt von St. Gallen, sich gegen Herzog Johann und Herzog Ludwig verneigend: „Diesen fürstlichen Jünglingen hier möchte ich besonders mich zu einem gnädigen Fürworte empfohlen haben. Bedenket doch, daß Gott das lohnen wird, was Ihr dem frommen Stifte des heiligen Gallus zu liebe thut."

„Verlasset Euch nicht auf mich, oder Ihr seid mehr, als verlassen," versetzte barsch Herzog Johann. „Ich bin nichts als ein fürstlicher Bettler am Hofe meines Oheims. Das Erbe meiner Mutter ward mir geraubt, und das Erbe meines Vaters gefällt meinem Vormunde so wohl, daß er es nicht von Handen geben will. Es geht mir damit, wie Euch mit der Stadt Wyl. So oft ich die Sache in Anregung bringe, ist es zur unrechten Zeit. Heute fastet er und morgen hat er nicht genug, heute fehlt es ihm in dem Rücken und morgen an dem Herzen. Wendet Euch daher an meinen Vetter da, Herzog Ludwig ist beim Könige besser angeschrieben."

„Getroffen!" erwiederte Herzog Ludwig von Baiern, „die Sonne der königlichen Huld blendet mir die Augen so stark, daß ich, wie Ihr, nichts mehr sehe, weder von dem Erbe meines Vaters, noch von demjenigen meiner Mutter. Die beiden Neffen werden von Albrecht mit gleicher Strenge bevormundet; nur hat der König bei Euch weniger Vorwand, als bei mir. Mein Bruder Rudolf, den Gott verdammen möge, und die Schuldenlast, die auf dem Baierlande ruht, das hat dem Könige als Scheingrund dienen müssen, mich zu bevogten. Aber — das sag' ich Euch, Vetter — in zwei Jahren sind die Schulden abbezahlt. — Zögert Albrecht dann noch mit der Zurückgabe meiner Ländereien, so werde ich nicht so lange geduldig zusehen, wie Ihr. In meinen Adern fließt das Blut Ludwigs des Strengen, der des eigenen Weibes nicht verschonte, als er seine Hausehre verletzt glaubte. Auch habe ich Freunde, die im Nothfalle mich nicht stecken lassen werden."

„Wie könnet Ihr aber, trotz der Zahl Euerer Freunde, zu Euerm Rechte gelangen, wenn der König Euern Vorstellungen das Ohr verschließt, der König, der Euer Vormund und Oheim ist?" fragte Johann empfindlich.

„Das weiß ich jetzt freilich nicht," antwortete Herzog Ludwig, indem er den Humpen sich füllte und schlau nach dem Fragenden

hinüberblinzelte. „Aber kommt Zeit, kommt Rath. Als der Schurke von Schluder sich meinem Bruder zum Werkzeuge hingab, der ebenfalls mein Gerhab und Vormund sein wollte, — da sprach ich: Ist Niemand, der mich an diesem Buben rächt? Wenige Tage später lag Schluders Leichnam auf der Straße. Und man erzählte: er sei von den Reisigen des Herzogs Ludwig von Baiern erschlagen worden."

„Ich habe davon gehört," nahm Rudolf von Wart das Wort, „ich habe davon gehört; aber Schluder war, so viel ich weiß, weder Euer König, noch Euer Oheim."

„Allerdings war er das nicht," entgegnete Ludwig; ein wenig verlegen darüber, daß die Rede, die nur dem Herzog Johann gegolten, auch von Andern vernommen worden war.

„Ei was?" fiel Werner von Homburg lachend ein. „Vergebet Euern Feinden, thut Gutes denen, die Euch beleidigen. Und wenn Einer Euern Mantel will, so gebet ihm den Rock auch dar. So predigen unsere Priester. Nicht wahr, Herr Abt von St. Gallen? Indessen üben die Herren selber nicht, was sie von Laien fordern. Es gibt manchmal verdammt hitzige Pfaffen. Wissen die Herren schon von dem Vorfalle in Basel? Was? nicht? wäre es möglich? Gut! so will ich Euch eine Neuigkeit erzählen, aber tretet auf meine Seite des Tisches herüber, damit die zechenden Kumpanen dort nicht Alles vernehmen."

„Es ist Euch bekannt, daß der König bisher immer verschob, die Reichslehen dem Bischofe Otto von Basel zu bestätigen, weil Albrecht es bis zur Stunde nicht verschmerzen kann, daß meine Wenigkeit die Herrschaft Homburg an das dortige Stift verkauft hat. Als daher Albrecht bei seiner Zurückkunft aus Böhmen vor einigen Tagen auf St. Petersberg im Hofe der Mönche ankehrte, ließ der Bischof sich durch Hugo zur Sonne vorstellen und bat um Bestätigung der Reichslehen. Otto trug einen Dolch bei sich, mit dem festen Vorsatze, bei einer abschlägigen Antwort denselben dem Könige in die Brust zu stoßen. Ritter Hugo hatte bald Ursache, zu bereuen, daß er den Bischof dem Könige vorgestellt. Was will dieser lange Zauberer? fragte Albrecht zornig. Der Bischof, welcher die deutsche Sprache nicht verstand, aber aus dem barschen Tone des Königs schloß, der Inhalt der Rede laute ungünstig, griff nach der Seiten-

tasche und fragte, was der König gesagt habe. Hugo aber, des Bischofs Vorsatz durchschauend, antwortete behend: Der König sagte, Ihr sollet morgen wiederkommen, er wolle Euch alsdann willfahren. Deß war der Bischof wohl zufrieden und begab sich nach Hause. Hätte der Wälsche aber deutsch verstanden, so wäre der König jetzt nicht in Baden, sondern — —"

„Sondern in der Hölle" — ergänzte Balm.

„Ei! es ist doch eine herrliche Sache um die Sprache der Nibelungen. Es sollte sie Jedermann kennen," fiel Eschenbach ein. „Daß doch Bischof Otto schon so viele deutsche Verse gelesen hätte, als ich! — Ich gäbe einen Finger von der Hand dafür."

„Sachte! sachte!" warnte der Churfürst von Mainz mit drohendem Finger. „Führet mir nicht so wunderliche Reden."

„Je nun! liegt darin etwas Böses," sprach Eschenbach, „wenn ich wünsche, daß ein Bischof, der so viele deutsche Schafe hat, doch auch die deutsche Sprache kennen möchte. Ihr seid der Erzbischof, Ihr hättet Euerm Nachfolger es einschärfen sollen, wie wohl es einem Bischof von Basel kommen könne, wenn er mitunter auch ein Wörtlein deutsch verstehe,"

„Was Ihr doch für ein abscheulicher Mensch seid," erwiederte der Churfürst. „Jetzt treibt Ihr nun noch Spott mit der Geschichte; und doch solltet Ihr Gott danken, daß er die Gefahr so gnädiglich abwendete, in welcher das glorreiche Haupt des römischen Reiches schwebte. Denket nur, in welcher traurigen Lage wir uns befänden, wenn der Tollkopf von Basel unglückselig genug gewesen wäre, sich an dem Gesalbten des Herrn zu vergreifen."

Die Umstehenden, die wohl wußten, wie die Sache gemeint war, lachten bitter. „Da werdet Ihr als Erzbischof dem Bischof wohl tüchtig den Leviten lesen für seine sündhaften Gedanken?" fragte Eschenbach. „Das darf ich nicht," versetzte der Churfürst, „denn der Bischof von Basel steht nicht unter dem Erzbischofe von Mainz, sondern unter demjenigen von Besançon."

„Nun, so könnet Ihr doch als Vorfahrer im Amt und als geistlicher Mitbruder ihm an's Herz reden und ihm sagen, wie kostbar die Zeit sei, wie man günstige Gelegenheiten nicht verpassen sollte u. s. w." — spöttelte Balm.

„Ihr meinet also nur so eine Art von frommem Zuspruch sub rosa?“ fragte der Churfürst.

„Machet es, wie Ihr wollet,“ rief Eschenbach, „nur vergesse nicht, ihm einzuschärfen, daß es eine herrliche Sache sei um die deutsche Sprache und den italienischen — Stahl.“

Diese ruchlosen Scherze, die nur zu deutlich zeigten, daß der Haß gegen Albrecht und die Macht des Weines in den Sprechenden auf einen gleich hohen Grad gestiegen sei, würden vielleicht noch lange fortgedauert haben, wenn nicht ein unerwarteter Zufall dazwischen gekommen wäre. Aber auf ein Mal stürzte der Wirth in den Saal und rief: „Es brennt droben in der Stadt! Gnädige Herren! es brennt. Das Lärmhorn vom Thurme tönt. Sie sagen, der Bischof von Basel stehe vor den Thoren.“

Diese Nachricht jagte die Zecher von ihren Sitzen auf. Was, der Bischof von Basel? Wäre es möglich? Hurrah! die Schwerter, die Rosse zur Hand! In wenig Augenblicken war das Zimmer leer. Der Churfürst von Mainz schüttelte ungläubig sein Haupt, doch folgte er den Andern auch in den Hof und Garten nach, zu sehen, was an der Sache sei.

14.

Böse Zeichen am Himmel und böse Plane auf der Erde.

Und nun, was war es? Ein blinder Lärm, wie Churfürst Peter richtig geahnet hatte, ein blinder Lärm, der durch eine Lufterscheinung veranlaßt worden. Der Mond war bereits hinter den Tannen des Berges hinabgesunken. Da verbreitete sich auf ein Mal ein helles röthliches Licht über den ganzen Horizont, so daß es den Bewohnern der großen Bäder vorkam, das Städtchen fange an zu brennen. Der alte Thurmwart, der ohnehin zu tief in's Glas gesehen, ließ sich täuschen und stieß in das Feuerhorn. Allmälig verschwand das Nordlicht. Aber jetzt sah man über der Königsburg sieben Kometen, die prächtig leuchteten, wie die drei Sterne im Gürtel des Orions. Die Kometen bildeten einen Kreis, in welchem eine läng-

liche schwarze Wolke sich befand. Leute, die ein schärferes Auge oder eine lebhaftere Phantasie besaßen, wollten in dem schwarzen Flecken einen Sarg erblicken, auf welchem sogar das weiße Kreuz zu erkennen sei. Die Erscheinung mochte ungefähr zehn Minuten gedauert haben, als die Kometen erloschen und Alles wieder in's Dunkel der Nacht versank.

Jedermann weiß, daß man damals in den Naturwissenschaften die Fortschritte noch nicht gemacht hatte, deren sich unser Zeitalter erfreut. Monds- und Sonnenfinsternisse, Nordlichter, Kometen u. s. w. galten allgemein für Zeichen des göttlichen Zornes, für Vorboten großer Unglücksfälle und Landplagen. Der Leser wird sich daher nicht darüber verwundern, wenn wir sagen, daß auch die Gäste im Hinterhofe zu Baden nicht frei waren von den Vorurtheilen ihrer Zeit. Aus dem Garten, wo sie die Lufterscheinung bis zu ihrem Erlöschen mit heimlichem Schauer angestaunt hatten, begaben sich die Herren und Ritter allmälig in den Saal zurück. Als daher der Abt von St. Gallen sich äußerte: „Ich fürchte, diese Kometen bringen uns nichts Gutes," pflichteten ihm die Meisten bei. Der Eine redete von bevorstehendem großen Krieg, der Andere von Mißwachs, ein Dritter glaubte, so müsse es in den letzten Zeiten kommen, der böhmische Bruder Berchthold habe solches schon 1255 geweissagt. Vielen Anklang fand die Erklärung, daß der Sarg die Pest und die Kometen die sieben Kurfürstenthümer bedeuten, und daß also Gott das deutsche Reich mit einem „Sterbend" heimsuchen wolle. Die Unterhaltung nahm eine ziemlich theologische Richtung, was aber Keinem auffallen durfte, der die vielen Geistlichen an der Tafel und die Menge der geleerten Humpen in Anschlag brachte. Churfürst Peter hörte dem immer lebhafter werdenden Meinungskampf mit gewohntem kaltem Lächeln zu. „Was lächelt Ihr, gnädiger Herr?" fragte Abt Heinrich. „Ich denke, wenn es am Ende nur nicht gehe, wie den Kindern Israel, die Gott mit der Pest heimsuchte, weil der König David gesündigt. Doch, da haben wir nichts zu gefährden, die Gerechtigkeit sitzt jetzt auf dem Throne der Deutschen. Nicht wahr, Prinz?" Mit diesen Worten wollte sich der Churfürst von Mainz an den Herzog Johann wenden. Allein der saß nicht mehr an seinem Platze.

Rudolf von Wart, Rudolf von Balm und Walter von Eschenbach hatten des Herzogs Abwesenheit schon früher bemerkt und ihn überall gesucht. Besonders war es Eschenbach nicht recht, denn er fürchtete, der Prinz möchte um Rosa's willen sich davon geschlichen haben, ein Schritt, der ihm gefährlich oder doch mißdeutet werden konnte. Endlich sagte der Herr von Finstingen, der Herzog sei noch drunten im Garten.

Wirklich verhielt es sich so. Während die Uebrigen sich nach dem Erlöschen der Lufterscheinung in das Haus hinauf verfügt hatten, war Johann im Garten zurückgeblieben. Die Nachtluft wehte so kühl durch die blühenden Bäume, und Johann hatte der Kühlung von nöthen. Seine Pulse klopften wild, sein Kopf brannte wie Feuer, und in seinem Herzen tobten grimme Leidenschaften wie die Flammen eines Vulkans, die vergeblich einen Ausweg suchen. Die Erfahrungen der letzten vierundzwanzig Stunden zogen an seiner Seele vorüber wie die phantastischen Gestalten eines wirren Fiebertraumes. Dem verwaisten Fürstensohne, der Jahre lang umsonst nach einem Wesen sich gesehnt, das ihn ganz begriffe und verstände, war sein innigster Wunsch erfüllt. Er hatte das Mädchen kennen gelernt, das der Allerbarmer für ihn erschaffen. In's Paradies der Liebe hatte Johann sich flüchten wollen, um die Ungerechtigkeit seines Oheims verschmerzen zu können. Aber auch hier trat ihm sein Oheim wie ein feidseliger Genius entgegen. „Ich gebe meine Tochter keinem Bettler, und wenn es auch ein fürstlicher Bettler wäre" — sprach die wundersame Alte. Ein stolzes Wort, ein Wort der Verachtung, das der Herzog an dem mächtigsten Ritter mit dem Schwerte gerächt hätte. Der Hexe von Gäbistorf aber konnte er dieses Wort gar nicht übel nehmen; denn sie war Rosa's Mutter. Sie hatte Recht, daß sie ihre Tochter einem Manne nicht anvertrauen wollte, der von seinem ganzen reichen Erbe keine einzige Hufe Landes sein nennen konnte. Was ist ein Fürst, der trotz seiner Titel nicht einmal eine Strohhütte besitzt, in die er mit dem Mädchen seiner Seele sich flüchten könnte vor der Wuth der Elemente und vor der Unbill der Menschen? „Bettler, elender Bettler!" brummte Johann zwischen den Zähnen, „Bettler, elender Bettler!" hallte jeder Winkel seines Herzens zurück. Und mit verschränkten Armen starrte er mehr als

eine Stunde hinab auf die rauschenden Wogen der Limmat. Es war ihm immer, er sollte die Barke wieder vorbeifahren sehen, auf welcher die Alte mit dem himmlischen Mädchen entschwunden. Der Fremde, der am Garten vorüberging, hielt die Gestalt, die unbeweglich dastand, in der Beleuchtung, die vom Fenster sich ergoß, für irgend eine Bildsäule, mit welcher der Wirth den Garten geziert habe. Eine der Mägde aber erzählte in der Küche, da drunten stehe ein Ritter, der nicht wohl bei Trost scheine, er schaue immer ins Wasser hinab, als ob er sich selbst ein Leid anthun wollte.

„Endlich haben wir den Herrn, nach welchem alle Welt fragt," rief Eschenbach, der mit Finstingen, Balm und Wart in den Garten trat. Prinz! hier ist ein Ritter, der mich ersuchte, daß ich ihn Eurer Hoheit vorstelle." „Ah! der Herr von Finstingen!" entgegnete Johann. „Ja, gnädiger Herr, ich komme," sagte Finstingen, „um mich über Das zu entschuldigen, was heute Morgen vorfiel. Es war mir gewiß herzlich leid, daß ich Zeuge des unartigen Benehmens sein mußte, das der Herzog Leopold sich gegen Euch erlaubte. Ich wußte nicht, ob ich dem Herzog oder seinem ungezogenen Narren mehr zürnen sollte, und ich fürchtete nur, Euere Hoheit möchte mein Stillschweigen als Billigung des plumpen Spaßes auslegen."

„Lassen wir das gut sein, mein lieber Herr von Finstingen. Ich bin solcher Auftritte so gewohnt, daß sie für mich nichts Befremdendes mehr haben. Da mein Oheim den Herzog Leopold mit Land und Leuten belehnt, während er mich, den ältern Neffen, für unfähig erklärt, mein elterliches Erbe anzutreten, so ist es nicht zu verwundern, wenn dem stolzen Vetterlein der Kamm schwillt. Den Hofnarren hingegen habe ich vielleicht mit Unrecht gezüchtigt; der ehrliche Kuni hat mir mit dem Erzbischofe wahrscheinlich einen Wink geben wollen, den ich erst später verstand. Ich wußte damals noch nicht, daß man mit dem Plane umgehe, mich zum Pfaffen zu machen, um dann mein Eigenthum mit besserer Manier an sich zu reißen. Jetzt weiß ich es. Was der Narr mir andeutete, das hat die Heilige aus Ungarn des Weiten und Breiten mir auseinander gesetzt. Was dann Euer Stillschweigen betrifft, guter Herr von Finstingen, so machet Euch darüber keinen Kummer. Ich weiß, daß Ihr Rücksichten gegen Leopold zu beobachten habet. Ich nehme Euch Euer Stillschweigen gar nicht

übel. Das durfte ich gar nicht erwarten, daß Ihr meinetwegen Euch mit dem Vetter Leopold überwerfen würdet. Im Gegentheil, ich muß es schon für etwas halten, wenn man nur schweigt. Glaubet mir, Herr von Finstingen, ich bin in dieser Beziehung nicht verwöhnt. Meine vertrautesten Freunde haben es noch nicht weiter gebracht, als daß sie schwiegen."

Balm, der den Stich wohl fühlte, der in dieser Wendung lag, nahm das Wort und sprach: „Gnädiger, wenn Stillschweigen ein Fehler ist, so solltet Ihr uns zuerst selber ein besseres Beispiel geben. Von der Beleidigung, die Ihr heute von Leopold erfahren, wußte ich wenigstens nichts." „Wir auch nichts!" fügten Wart und Eschenbach hinzu, „bis der Herr von Finstingen vorhin einige Andeutungen fallen ließ."

„Und warum hätte ich es sagen sollen?" erwiederte Johann, — „Was hätte mir das geholfen? Es ist ja das nicht die erste Beleidigung, die ich zu verschmerzen habe; der Zustand meiner Schmach schreibt sich weder von heute, noch von gestern her. Oft goß ich meine Klagen in den Schooß meiner Freunde aus. Und was habe ich dabei gewonnen? Sie halfen mir klagen, sie tranken mit mir einen Humpen auf das Verderben des Mannes, der mir mein Eigenthum vorenthält, und dabei blieb es. Nicht ein Einziger von Euch, Ihr Herren, hat für mich so viel gewagt, als der junge Hünenberg, nicht ein Einziger von Euch trat vor Albrecht hin und sagte: Es ist nicht recht, daß Du Deinen Neffen jetzt noch in unwürdiger Vormundschaft hältst. Gib, o König, unserm Lehnsherrn gütlich, was ihm gebührt, oder gewärtige, daß seine Dienstmannen ihm mit dem Schwerte zu der Gerechtigkeit verhelfen, die sein königlicher Oheim ihm verweigert gegen Pflicht und Gesetz. Ihr seid wohl tapfere Männer in der Schlacht, aber diesem Albrecht gegenüber seid Ihr furchtsam wie Tauben, geduldig wie Lämmer. Ihr hattet nicht das Herz, den Verkauf Eurer Besitzungen dem einäugigen Krämer abzuschlagen, — wie könnte ich Euch zumuthen, daß Ihr für den Jüngling in die Schranken tretet, für den verwaisten Jüngling, der nichts mehr und nichts weniger ist, als ein fürstlicher Bettler. Dieser Homburg, dieser Abt von St. Gallen, dieser Bischof von Basel, selbst die Hirten im Gebirg, ja weiß Gott, Priester und Bauern

machen uns zu Schanden. Wir sind zum Spott der Kinder geworden, selbst Weiber weisen mit Fingern auf uns hin. Das bin ich satt, Ihr Herren. Gehet nur wieder hinauf in den Saal, spület den Aerger über Eure Erniedrigung im Wein hinunter. Ich aber gehe nicht mehr hinauf. Zur Herberge kehre ich zurück. Ihr könnet mich ja bei dem Abte mit Kopfweh entschuldigen. Das Wort, das der Herzog Ludwig sprach, brennt mich wie Feuer. Ich darf ihm nicht mehr in's Auge schauen. Ich habe Freunde, sagte er, die mich im Nothfalle nicht stecken lassen. Als der Schurke von Schluder sich meinem Bruder zum Werkzeuge hingab, der ebenfalls mein Gerhab und Vormund sein wollte, — da sprach ich: Ist Niemand, der mich an diesem Buben rächt? Wenige Tage später lag Schluders Leichnam auf der Straße. Und man erzählte: Schluder sei von den Reisigen des Herzogs Ludwig von Baiern erschlagen worden."

„So lautete das Wort Ludwigs, das mich wie Feuer auf der Seele brennt. Habet Ihr es gehört? Ja wohl! Ihr hörtet es, aber Ihr schwieget fein still. Und ich schwieg auch. Der Lärm über die Lufterscheinung kam mir ganz erwünscht, ich verkroch mich in die Schatten der Nacht und weinte darüber, daß ich keine Freunde habe. Ja, ich bin zum Unglück geboren. Mein Vater starb, ehe ich geboren ward, meine arme Mutter und meinen wackern Oheim Wenzel raubte mir der Tod während meiner Kindheit. Es bleibt mir nichts als mein Oheim Albrecht und meine Dienstmannen. Albrecht ist mein Vormund und macht mich zum Bettler. Meine Dienstmannen sehen das, zucken die Achseln und — schweigen."

Hier brach die Stimme des Redenden, er konnte die Thränen nicht länger zurück halten und fing an zu schluchzen wie ein Kind.

„Nein! Herzog! die Dienstmannen schweigen nicht," entgegnete Walter von Eschenbach, Ihr habet allerdings Freunde, gnädiger Herr, treue Freunde, die bereit sind, Leib und Leben, Gut und Blut für Euch einzusetzen. Aber Ihr mißkennt sie und macht ihnen Vorwürfe, welche sie desto tiefer kränken müssen, je weniger sie solche verdienen. Erst heute habe ich über Eure Angelegenheiten mit dem Könige Rücksprache genommen. Deß ist dieser Mann da Zeuge. Ich berufe mich auf Herrn von Finstingen, er hat Alles gehört, was zwischen dem König und mir verhandelt wurde."

„Ja wohl!“ fiel Finstingen ein, „ich kann versichern, daß an Herrn Walter von Eschenbach gewiß die Schuld nicht liegt, wenn die Sache nicht bald zu einem gedeihlichen Ziele geführt wird.“

„So? Du hast mit meinem Oheim gesprochen? heute? was sagte Albrecht? Wie kamst Du dazu?“

„Als ich in Zürich vom Rathhause her über die Brücke ritt, sah mich der König, der just in der Herberge zum Schwert am Fenster stand. Sogleich ließ er mich in die Stube hinauf kommen, weil er gerne von mir vernommen hätte, wie die Landsgemeinde in den Waldstätten ausgefallen sei. Ich konnte ihm keinen Aufschluß geben, weil ich etliche Tage im Thurgau gewesen sei und verwies den König an den Junker Hünenberg, der hierüber bessern Bescheid wüßte als ich. Hingegen ergriff ich diesen Anlaß, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der Herzog Johann nun bald zwanzig Jahre alt sei und daß bei diesen schwierigen Zeitläufen mir und andern Dienstmannen sehr viel daran liegen müsse, daß unser Lehnsherr der bisherigen Vormundschaft enthoben werde. Welche Antwort mir darauf wurde, kann der Herr von Finstingen sagen, er stand hart neben dem König.“

„Ja wohl kann ich es sagen, fuhr Finstingen fort. „Albrecht wurde bleich wie Wachs. Herr Ritter, sprach er, wenn ich Euch gut zu Rathe bin, so mischet Euch nicht in Dinge, die Euch nichts angehen. Glaubt mein Vetter Johann, er sei alt und klug genug, Land und Leut zu regieren, so mag er mir selber deßhalb das Ehrenwort anthun. Es will mich aber schier bedünken, die Aufhebung der Vormundschaft liege dem Knaben weniger am Herzen, als Euch und Euersgleichen. Warum? das wundert mich keineswegs. Ich habe zwar nur noch ein Auge, aber mit diesem sehe ich schärfer, als mancher Andere, der zwei Augen hat. Ihr könnet das gelegenheitlich Euern guten Freunden Tägerfeld, Balm und Wart auch melden; sie wissen dann in Zukunft vielleicht etwas Besseres zu thun, als dem unreifen Knaben Flöhe in die Ohren zu setzen, die diesem nur Unruhe und seinen Verführern noch Schlimmeres, als bloß Unruhe, schaffen dürften.“

„Seht!“ rief Johann, „immer das gleiche Lied. Ich bin ihm ein Knabe, ein unreifer Knabe, und wenn ich hundert Jahre alt

würde. Du hättest den Heuchler fragen sollen, wie viel denn sein Bube, der Herzog Leopold, älter sei."

„Nur Geduld!" entgegnete Eschenbach, „das that ich wirklich. Als Albrecht zu Ende war, sprach ich: Den Vorwurf der Verführung weise ich von mir und meinen Freunden zurück. Wenn aber der achtzehnjährige Herzog Leopold, der auch kein Frohnfastenkind ist, zum Regieren alt genug ist, während Herzog Johann mit zwanzig Jahren noch ein Knabe sein soll: so habe ich und andere Leute allerdings zwei Augen. Sind diese auch nicht so scharf, wie ein Königsauge, so sehen sie doch, was Recht und Unrecht ist, so gut, vielleicht noch besser, als ein Königsauge."

„Hast Du ihm das in's Angesicht gesagt? Wohl, Du bist ein treuer, redlicher Freund. Walter, verzeihe mir, wenn ich vorhin im Mißmuth mit harter Rede Dich kränkte. Komm, laß Dich umarmen, Herzensbruder! Nein, wer solche Freunde hat, der ist noch kein Bettler, obgleich ein Schuft auf dem Throne der Deutschen sitzt."

„Er sitzt dort nur so lange, als wir wollen," fiel Eschenbach ein. „Die alten Recken, von denen unsere Lieder singen, hätten mit einem solchen Burschen nicht viel Federlesens gemacht. Ich wüßte nicht, warum wir mehr machen sollten. Ihr habet da von Schluder gesprochen, dessen Leichnam auf der Straße lag, sobald Herzog Ludwig seinen Reisigen einen Wink gab. Wohlan! gnädiger Herr! gebet uns auch einen solchen Wink. Morgen geht der König in die Messe. Wohlan! soll ich den Schurken am Hochaltare niederstechen? Ja oder nein! Prinz. Nicket nur mit dem Kopfe — und ich schwöre es Euch bei meiner Ritterehre, Albrecht soll nicht mehr lebendig aus der Kirche kommen."

„Topp! ich bin dabei!" rief Balm.

„Nur sachte, Ihr Leute, etwas sachte," bemerkte jetzt Ritter Rudolf von Wort. „Lassen wir das Herz nicht mit dem Kopf davonlaufen. Man fängt nicht mit dem Niederstechen an. Ich dächte, es gäbe noch bessere und gesetzliche Wege, um unserm Herzoge zum Rechte zu verhelfen. Bevor aber diese Mittel in Anwendung gekommen sind, können vernünftige Leute und Biedermänner, wie wir, nicht von Gewaltthat sprechen. Es scheint, der König habe Eschenbach, Balm und mich im Verdacht, als ob die Entlassung von der

Vormundschaft nicht eigentlich des Herzogs Wunsch, sondern vielmehr unser Tand sei. Er schließt das daraus, weil der Mündel diesen Wunsch noch nie gegen den König selbst geäußert hat. Ja, Albrecht gibt zu verstehen, er nehme es auf die hohe Achsel, daß der Neffe ihm noch nie die Ehre angethan habe, ihn um die Aufhebung der Vormundschaft zu begrüßen. Gut! Hier ist ja der Weg vorgezeichnet, den wir einzuschlagen haben. Mein Rath ist, der Herzog soll abwarten, was unser Freund, der Ritter von Tägerfeld, der nach Klingnau zum Grafen von Oettingen reiste, uns für eine Antwort in Beziehung auf das Schiedsgericht zurückbringt. Ist diese eingetroffen, möget Ihr morgen oder übermorgen vor den König treten und mit Anstand, aber in klaren, dürren Worten es aussprechen: Ich habe nun das Alter der Volljährigkeit erreicht, und verlange, daß meine Erbe mir zu eigener Verwaltung herausgegeben werde."

„Mein Oheim lügt," versetzte der Prinz, „er lügt wie ein ehrloser Mann, wenn er behauptet, ich habe den Wunsch nach Freisprechung nie geäußert. Mehr als ein Mal that ich das, aber er wollte mich nicht verstehen, oder er speiste mich mit Hofbescheid ab. Und gerade so wird er es morgen wieder machen. Geschieht aber das — dann nehme sich der königliche Schurke in Acht. Ich befinde mich jetzt in einer Stimmung, wo ich für nichts gut sein möchte, und wo der Oheim und der Gesalbte des Herrn bei mir nur blutwenig gilt. Sieht er in mir nur einen unreifen Knaben, so könnte ich leicht bei dieser Gelegenheit auf den Einfall gerathen, ihn fühlen zu lassen, daß ich doch wenigstens die Faust eines Mannes führe."

„Da könnte freilich aus Uebel noch Aerger werden," sprach Rudolf von Wart. „Und doch begreif ich Alles. Aber es kommt mir da ein Gedanke. Der Churfürst von Mainz soll Euch zum Könige begleiten. Der Erzbischof ist ein kluger, erfahrener Herr, der in besonnener, wohlgesetzter Rede die Scheingründe Albrechts zu widerlegen weiß. Er ist ein alter Freund Eueres Hauses. Er war Euerm hochseligen Vater schon ein treuer Diener und Euch selbst immer ergeben und wohlgesinnet von Eurer Kindheit an."

„Das ist ein glücklicher Einfall, ich muß ihn unterstützen," sagte Herr von Finstingen. Auch dem Prinzen leuchtete die Sache ein.

„Peter Eichspalter mich begleiten? Wohl! das läßt sich hören. Es sei! Der Mann ist treu und lauter wie Gold, aber auch schlau und gewandt wie eine Schlange. Bringt der meinen Oheim nicht dazu, daß er mir mein Erbe herausgibt, so bringt es kein Mensch in der Welt dazu.

„Zweifelt nicht, die Sache wird gehen," erwiederten Wart und Finstingen. Hingegen meinte Balm, er möchte noch nicht darauf schwören.

„Gesetzt aber auch, die Verwendung des Churfürsten sei nutzlos, was fangen wir dann an?" fragte Johann.

„Ach! Kommt Zeit, kommt Rath. Brechen wir hier ab. Der Ort und der Augenblick ist ohnehin übel gewählt; auch reden die Herren lauter, als es eigentlich sein sollte. Ich weiß nicht, ist es das Rauschen des Stromes, oder hat sich dort im Gartenhause etwas geregt. Genug!, gehen wir in den Saal hinauf." Mit diesen Worten verließ Wart die Uebrigen, indem er im Garteu herum die Runde machte, ob nicht ihr Gespräch vielleicht von einem Uneingeweihten belauscht worden sei.

„Damit ist mir aber noch nicht geholfen," murmelte Johann unwillig. „Schlägt morgen die Unterredung mit dem König fehl — weß hab' ich mich dann von Euch zu versehen, Ihr Freunde?"

Das ist der letzte Versuch," entgegnete Eschenbach. „Führt der nicht zum Ziele, so stechen wir ihn nieder."

„Ist das Dein Ernst?"

„Ich schwöre es bei meiner Ritterehre! wo das Wort nichts mehr vermag, da muß das Schwert helfen," — lautete Eschenbachs Antwort.

„Was sagen hier die beiden Ritter dazu?" fragte Herzog Johann weiter.

„Recht oder Rache!" antwortete Balm und Finstingen. Alle Drei boten dem unglücklichen Prinzen die Hand zur Bekräftigung des mündlichen Versprechens. Johann drückte Eschenbach, Balm und Finstingen der Reihe nach an sein stürmisches Herz. Hierauf begaben sie sich mit einander nach der Herberge, wo Rudolf von Wart ihrer bei der Hausthüre wartete.

15.

Der Klausner und der Beichtende.

Wir wissen nicht, wie es dem Leser erging am Schlusse des letzten Kapitels. Uns wollte es vorkommen, der Herzog Johann betrete hier eine Bahn, die unmöglich zu einem erfreulichen Ziele führen könne. Zwar war der Rath, den Rudolf von Wart gab, der Rath eines vernünftigen Mannes, und es that uns ordentlich wohl, daß er Wasser in das Feuer des fürstlichen Jünglings goß, während das Benehmen der andern drei Ritter eher geeignet schien, die glimmenden Gluten noch stärker anzufachen. Allein wie lange wird Wart die Oberhand behaupten? wird er nicht seinen Einfluß verlieren, wenn die Unterredung mit Albrecht kein günstiges Ergebniß liefert? Johanns ungestümes Temperament, der Haß, den er von Jugend auf gegen Albrecht einsog, der Verlurst der böhmischen Königskrone, die Furcht am Ende, auch um das väterliche Erbe betrogen zu werden, vor Allem aus aber die romantische Liebe zu dem unbekannten Mädchen: das waren zu viele Elemente der Aufregung. Auch muß man nicht vergessen, daß Johann in einem Zeitalter lebte, das von dem unserigen wesentlich verschieden war. Heut zu Tage macht sich nur zu oft eine gewisse Schlaffheit geltend; die Menschen lassen sich freilich selten bis zu eigentlichen Verbrechen fortreißen, aber man kann sie deßhalb nicht immer loben, denn diese scheinbare Selbstbeherrschung ist nicht eine Frucht der Tugend, sondern der Entnervung, die mit unserer verfeinerten Lebensweise in genauem Verhältnisse steht. Am Willen zum Bösen fehlt es auch unserer Zeit nicht, wohl aber an der Thatkraft, die zur Ausführung des Bösen erfordert wird. In den Tagen des Königs Albrecht war es anders, das ganze Zeitalter trug das Gepräge einer gewissen Rohheit. Unsere Väter waren Söhne der Natur. Stark in der Liebe und in dem Hasse, gaben sie sich wenig Mühe, die Leidenschaften ihres Herzens zu zügeln oder zu bemänteln. Leicht erregbar in ihren Begierden und bald entschlossen zur That wählten sie den Weg, der am kürzesten zum Ziele führte; den Vorwurf der Gewaltthat scheuten sie nicht, denn ihr liebster Beweis war das Schwert, und weil sie mit dem eigenen Leben

nicht geizten, so schonten sie es auch an dem Feinde nicht sonderlich. Damit sich indessen meine Leser von der hier geschilderten Zeit keine allzu düstere Vorstellung bilden, so wollen wir doch daran erinnern, daß es eine geistige Macht gab, vor welcher die eisernen Ritter sich in größerer Ehrfurcht beugten, als die Weichlinge unserer Tage. Ich meine die Macht der Religion. Wo Recht und Gesetz verstummen mußten vor dem Waffengeräusch endloser Fehden, da trat die Religion, diese Tochter des Himmels, auf den blutgetränkten Boden und gebot, das Bild des Gekreuzigten im Arme, ihren Gottesfrieden den erhitzten Kämpfern. Wenn der Burgherr im Gefühle seiner höhern Geburt den Landmann bedrückte und mit eiserner Ruthe den armen Leibeigenen züchtigte, dann mahnte ihn wohl der Diener des Evangeliums daran, daß wir Alle einen Vater im Himmel haben und daß wir Alle Brüder sind in Christo. Und wenn der Raubritter den wehrlosen Wanderer plünderte, wenn er auf dem Adlerneste seines bethürmten Schlosses Kaiser und Reich trotzte und die weinende Unschuld lachend hinabwarf in das dunkle Verließ: dann schreckte wohl ein kühner Priester oder ein entschlossener Mönch den ruchlosen Frevler mit den Schauern einer vergeltenden Ewigkeit. Wahr ist es, die Warnungen der Religion wurden oft im Rausche der Leidenschaft überhört, und der Gedanke an jene Welt fing häufig erst dann an zu wirken, wenn es zu spät war. In diesem Falle aber wirkte er nur um so großartiger, tragischer. Stark und offenkundig, wie die Sünde, stark und offenkundig war auch die Reue. Eigene Schulden oder die Vergehungen naher Anverwandten zu sühnen, begab sich der Jüngling oder die Jungfrau in's einsame Kloster. Getäuscht in des Herzens süßesten Gefühlen oder mächtig ergriffen von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge gab der Ritter seine Güter der Kirche und den Armen und zog am Pilgerstabe nach dem heiligen Grabe oder er floh das Gewühl der Menschen und baute sich eine Hütte im abgelegenen Thale oder auf der Höhe des waldigen Berges. Was man auch gegen das beschauliche Leben jener Zeit einwenden und mit Recht einwenden mag, Eins bleibt doch wahr: dieses entschiedene Zurücktreten aus der menschlichen Gesellschaft, dieses unbedingte Hingeben an eine höhere Welt hat für unsere Einbildungskraft etwas Ergreifendes und Erschütterndes.

Einer der berühmtesten Einsiedler unserer Schweizergeschichte ist unstreitig Berchtold Strebel von Ostringen. Er war in seiner Jugend ein glänzender Ritter am Hofe des Kaisers Rudolf gewesen, vor welchem er im Turniere zu Lausanne 1275 seine Gewandtheit im Waffenspiele siegreich entfaltete, so daß er den ersten Preis davon trug. Allein dem schönsten Morgen folgt oft der gewittervollste Tag. Und das Schicksal scheint nicht selten den bunten Regenbogen des Glückes nur deßhalb über dem Lande unserer Kindheit auszubreiten, um uns nachher die Täuschungen des Lebens desto bitterer fühlen zu lassen. Etwas von der Art mochte auch Berchtold Strebel erfahren haben. Müde des irdischen Treibens, das gerade die edlern und tiefern Gemüther unbefriedigt läßt, entsagte er der Welt und zog sich zum frommen, Gott gewidmeten Leben in die Einsamkeit zurück.

Nicht weit von dem Dorfe Windisch eröffnete sich eine romantische Bergschlucht, wo ein wilder Gießbach zwischen dunkeln Tannen und grünen Buchen hinabeilt, bald über schroffe Wände und große Steine mit weißem Schaume niederrauschend, bald im weiten Felsenbecken mit sanftem Gemurmel sich sammelnd, als ob er den Jäger einladen möchte, zu trinken vom silberreiner Quelle oder sich unterzutauchen in den kühlenden Fluthen des beschatteten Bades. Viele kleine Brücken und Stege führen über den Bach. Da und dort unter der Weißbirke und unter der Trauerweide bemerkt man auch eine Bank oder einen Baumstamm, der dem Wanderer Ruhe gewährt. Immer jäher wird der Pfad. Zuletzt steigt man eine Leiter hinauf und sieht sich plötzlich in eine Höhle versetzt, welche die Berchtoldsgrotte heißt.

Hier lebte Bruder Berchtold mehr als zwanzig Jahre. Außerhalb der Höhle hatte er mit eigener Hand eine kleine Kapelle erbaut, in welcher der Berg Golgatha und das Leiden Christi in halb erhobener Arbeit zu schauen war. Vom schlanken Thürmchen erklang das heitere Glöcklein weithin in die von mächtigen Flüssen durchströmten Thäler, wenn der Einsiedler das Zeichen zum Gebete gab. Wie ein Stern leuchtete bei nächtlicher Stille die heilige Lampe durch die bunten Scheiben des kleinen Chors.

„Es ist hell da droben im Steingeklüft," sprach in der Nacht, von welcher wir hier reden, der Dorfwächter von Windisch zu seinem Gesellen, „mich däucht, ich sehe zwei Lichter, eines im Felsenkirchlein

und eines in der Höhle selbst. Der Hahn hat drüben in Gäbistorf schon gekräht und doch will ich wetten, Bruder Berchtold sitze noch in seiner Grotte und bete." Und wirklich so war's. Die Lufterscheinung über dem Steine zu Baden, die sieben Kometen und der verhängnißvolle Sarg waren auch von dem Eremiten bemerkt worden und hatten allen Schlaf aus seinen Augen verscheucht. Berchtold war nicht unbekannt mit den Sünden seiner Zeit, mit den Gebrechen der Kirche und des Staates. Er hatte die Wollust, die Hoffart und die Habsucht der Großen in der Nähe beobachtet. Die Zwietracht unter den Gliedern des neu aufgekommenen Regentenhauses, die Ländergier, die immer hungeriger wurde, je mehr sie gewann, die Menge ungerechter Fehden, die Arglist, mit welcher man das Volk zur Verzweiflung trieb, um seine Erhebung mit dem Verlurste althergebrachter Freiheiten zu bestrafen: alles Das war dem frommen Einsiedler nicht entgangen. Besonders schwer lag die Art, wie Albrecht zum Throne gelangt war, dem guten Manne auf dem Herzen. Der Sohn wandelt nicht in des Vaters Wegen, dachte er. Da soll ein großes stolzes Gebäude der Macht aufgeführt werden, aber der Boden, auf welchen man baut, ist hohl; die Hauptsache fehlt, das Fundament der Gerechtigkeit fehlt. Unschuldiges Blut schreit zu Gott um Rache. Der Gesalbte des Herrn ist gemordet worden und sein Mörder nennt sich nun selbst der Gesalbte des Herrn. So dachte er.

Und während man in Baden die Lufterscheinung bald wieder vergaß und fortschmauste bis gegen Morgen, saß der Einsiedler, welcher der Welt entsagt hat, sorgenvoll auf seinem Felsen, als ob er die Strafe Gottes abzuwenden hätte von dem Volke und von des Volkes Führern. Der Mann mit dem langen Silberbarte, mit dem kahlen Haupte, mit dem andachtsvollen Blicke, er hatte etwas Ehrfurchterregendes. Wie er die Lampe auf die Stufen des Altars stellte, den Psalter aufschlug, niederkniete, die magern Hände aus den weiten Aermeln des faltenreichen Gewandes erhob und mit Inbrunst an sein Herz drückte, da mahnte er an den Patriarchen Abraham, als er den Herrn um Gnade anflehte für Sodom und Gomorrha. Das Blatt des Buches, das vor dem knieenden Greise lag, zeigte den Psalm. Mit lauter Stimme fing Berchtold an zu beten:

„Merk' auf, o Du Hirt Israels, der Du Joseph leitest, wie die

Schafe. Erscheine, der Du auf den Cherubim sitzest. Erwecke Deine Macht vor Ephraim, Bergamin und Manasse und komm uns zu Hilfe!"

„Bekehre uns, o Gott, und laß Dein Angesicht leuchten, so werden wir errettet. Herr, Gott der Heerschaaren, wie lange wirst Du zürnen über dem Gebete Deines Volkes?"

„Du speisest sie mit Thränenbrod und tränkest sie mit Thränen in großem Maße."

„Du setzest uns unsern Nachbarn zum Zanke und unsere Feinde spotten unsern Gott. Zebaoth, tröste uns, laß leuchten Dein Antlitz, so genesen wir."

Bei dieser Stelle hielt der Einsiedler inne; denn es war ihm vorgekommen, eine Stimme rufe ihn bei seinem Namen. Eben wollte er im Gebete wieder fortfahren, da drangen in seine Ohren die Worte: „Bruder Berchtold! wo bist Du?" der Alte erhob sich, zündete einen Kienspan an, trat aus der Höhle und leuchtete in die Tiefe hinab. „Ist Jemand da?" fragte er. „Ja!" lautete die Antwort. Und eine männliche Gestalt stieg auf der Leiter an der Felswand empor. Oben angelangt, trat der Mann in die Grotte, indem er sich ehrfurchtsvoll vor dem Klausner verneigte. Und als Berchthold die brennende Fackel dem Ankömmling näher in's Antlitz hielt, erkannte er einen Ritter, der auch unsern Lesern nicht mehr fremd ist. Es war nämlich der Herr von Finstingen.

Was dieser so spät noch in der Grotte des Einsiedlers wollte? Ihr sollet es sogleich erfahren. Der Leser wird sich wohl noch erinnern, daß Finstingen einer der drei Ritter war, welche im Garten des Hinterhofes gelobten, sie wollen sich am Könige, falls dieser sich länger weigere, dem Neffen das schuldige Erbe herauszugeben, blutig rächen. Wie Finstingen zu diesem kecken Versprechen gelangt war, das schien ihm bei näherm Nachdenken selber ein halbes Räthsel. Eigentlich stand er mit dem Herzog Johann durchaus nicht auf vertrautem Fuße. Nur der Umstand, daß er zufälliger Weise Augenzeuge sein mußte, wie plump der wilde Herzog Leopold und wie hart der habsüchtige König gegen den nächsten Blutsverwandten handelten, hatte ihm etwelche Theilnahme für den unglücklichen Jüngling eingeflößt. Auch fürchtete er, Johann möchte in ihm einen Feind er-

blicken und in günstigern Tagen es ihm gedenken, daß er Zeuge seiner Erniedrigung gewesen. Als sich daher der Anlaß darbot, wo er ungesehen von Leopold und Albrecht im Garten und im Dunkel der Nacht dem Prinzen ein paar freundliche Worte sagen konnte, so benutzte er den Anlaß gerne. Die Versicherung seiner Theilnahme war also nichts mehr und nichts minder, als das Kompliment eines Mannes, der etwas auf Lebensart hält und es mit Niemanden verderben will. Zwar fühlte Finstingen wohl, daß er etwas zu weit gehe, als er dem Prinzen gelobte, er werde, wenn der König nicht entspreche, unter Denen sein, die sein Recht mit dem Schwerte unterstützen. Aber wie konnte er anders? Der Herzog legte ihm diese Versicherung ja beinahe auf die Zunge, und Eschenbach und Balm gingen mit der Zusage voraus, und der Wein, der fatale Wein, that das Uebrige. Indessen machte Finstingen sich anfänglich aus der Geschichte nicht viel, er betrachtete den Handschlag im Garten nur als eine nachdrucksame Ergebenheitsbezeugung, die vielleicht am Morgen schon von Johann und seinen Freunden vergessen sein dürfte. Was verspricht man nicht alles, wenn man einen kleinen Hieber hat! Gut und Blut will man für den Freund einsetzen, man will seine Ehre rächen, sterben sollen seine Feinde, und wenn es Kaiser oder Pabst wäre, mit jedem Humpen steigt die Selbstaufopferung, mit jedem Glase wächst der edle Zorn. Am Morgen aber weiß man von dem ganzen Treiben kein Wort mehr, man lächelt ob der Großmuth von gestern und läßt in Gottes Namen leben, was gerne lebt.

So sah Finstingen anfänglich die Sache an. Erst beim Abschied vom Hinterhofe, als Johann ihn einlud, am Vormittag in seine Herberg zu kommen, um die Ausführung des gefaßten Planes zu besprechen, erst da gingen dem Manne die Augen auf über dem Abgrund, an den seine Unvorsichtigkeit ihn geführt hatte. Daß Albrecht sich durch den Churfürsten von Mainz bestimmen lassen werde, dem Neffen das Erbe herauszugeben, das schien mehr als zweifelhaft und leicht dürfte dem Churfürsten eine Antwort werden, wie sie Eschenbach davon getragen. Und in diesem Falle war Johann entschlossen, Gewalt zu gebrauchen und dem Könige nach dem Leben zu stellen. Königsmord! — schon der bloße Gedanken an dieses Verbrechen erfüllte den Ritter mit Entsetzen. Was Otto von Wittelsbach einst gethan, das

sollte sich hier wiederholen. Ein Komplott hatte sich in unglückseliger Stunde gebildet, um Hand an den Gesalbten des Herrn zu legen — ein königsmörderisches Komplott. Und von diesem Komplotte war er selbst ein Mitglied. „Gesetzt, die That gelinge," sprach Finstingen zu sich selbst, „wie stehen die Thäter da vor der ganzen Welt? wird nicht das mächtige Haus Oesterreich, werden nicht alle Fürsten des Reiches sich zur Rache erheben? wird nicht ein neuer Kaiser die Acht und der Papst den Bann über uns aussprechen? Und was hat Albrecht mir gethan, daß ich meine Seele mit solchem Fluche beladen sollte. Gesetzt aber, die That mißlinge — was wird dann unser Lohn sein? Albrecht wird den Willen für das Werk nehmen, mit Rad und Galgen wird er uns bestrafen. Dieser Johann zieht seine Freunde alle mit sich in den Abgrund; dieser Eschenbach, Balm und Wart, ja, wer nur die leiseste Kunde von dem Plane hatte, wehe ihnen! sie sind alle Männer des Todes."

So gedachte Finstingen, der jetzt plötzlich so nüchtern geworden war, als ob er keinen Tropfen Weins getrunken hätte. Je länger er die Sache überlegte, desto fürchterlicher erschien ihm das Netz, in welches er verstrickt worden war, desto weniger wußte er, wie er sich aus der Schlinge ziehen sollte. Hingehen und dem Prinzen gestehen, er sei überrascht worden, er könne nicht zu Planen stimmen, die gegen das Leben des Königs gerichtet seien? Dann würde der Herzog ihn als eine Memme, als einen Wortbrüchigen behandeln, und das Verbrechen würde vielleicht doch vollführt. Oder sollte er geradezu zum Könige gehen und ihm offenbaren, was sein Neffe wider ihn im Schilde führe? Er also zum Verräther werden an dem unglücklichen Fürstensohn und seinen wackern Freunden? Nein! solcher Schändlichkeit war ein Finstingen nicht fähig.

Gerne hätte er den Ritter Rudolf von Wart in's Geheimniß gezogen und ihm gesagt, welche Plane hinter seinem Rücken geschmiedet würden. Aber er wußte nicht, wo derselbe seine Herberge genommen, alle Nachfragen waren vergeblich. Es war, als sei er plötzlich in die Erde gesunken. Einer der Knechte versicherte, Rudolf von Wart sei fortgeritten, wohin, ob nach Zürich oder in's Lager von Fürstenstein, das wisse er nicht. Diese Nachricht, die sich nachher freilich als ungegründet erwies, schlug den Muth des Freiherrn von Finstin-

gen vollends zu Boden. Er erblickte in der plötzlichen Entfernung des klugen Mannes die schweigende Erklärung, daß es dem Ritter auch nicht mehr geheuer scheine in der Umgebung des Herzogs Johann. Die Vorstellungen, daß vielleicht die Unterredung im Garten von uneingeweihten Ohren belauscht worden sei und daß Wart davon vielleicht Wind erhalten und deßhalb entflohen sei — diese Vorstellung machte das Maß seiner Angst voll. In dieser Noth gedachte er eines treuen Freundes, den er seit Jahren nicht besucht hatte. Rasch schwang er sich auf sein Roß und sprengte nach Windisch hinunter. An der Stelle angelangt, wo der Bergbach aus der Thalschlucht hervorrauscht, band er seinen Braunen an eine Erle und arbeitete sich zu Fuß dem Bache nach hinauf zur Höhle des frommen Berchtold.

Was wir hier kurz erzählten, das schilderte Finstingen weitläufig und mit den lebhaften Farben eines grauenhaft erregten Gemüthes. Lange und mit gespanntem Ernste hörte der Einsiedler zu. Er schwieg noch eine Weile, als der Ritter bereits geendigt hatte. „Wann der Gelust empfangen hat, so gebiert er die Sünde; die Sünde aber, wann sie vollendet ist, gebiert den Tod. Hättest Du nicht auf beiden Achseln Wasser tragen wollen, hättest Du nicht dem Weine die Herrschaft gelassen über Deine Seele, so ständest Du jetzt nicht im Bunde der Menschen, die nach dem Blute ihres Königs dürsten. Und würde Albrecht nicht Reichthum und Macht höher schätzen, als Recht und Gott, so würde der Waise ihm nicht auflauern, wie ein gereizter Löwe. Wer Blut säet, der wird Blut erndten," sagte Bruder Berchtold in strengem Tone. Dann kniete er nieder an den Stufen des Altares und schrieb einen Brief, den er versiegelte und dem Ritter gab mit den Worten: „Das ist nun die Buße für Deine Sünde, das Du heute nach der Messe dem Könige selber diesen Zettel überreichest. Komm und folge mir,"

Berchtold zündete die harzige Wurzel einer Kiefer an und stieg die Leiter hinab. In der rechten Hand die Fackel, in der linken den Stock tragend, wandelte der greise Eremit. Ehrfurchtsvoll folgte ihm der Ritter im bunten Prunkgewand. Zauberhaft wirkte der röthliche Fackelglanz in der romantischen Schlucht, kräftige Schlaglichter ergossen sich in das Dunkel der Nacht. Das Kirchlein, das

weiß in die Tiefe hinabschaute, der Garten Gethsemane, wo das Bild des betenden Heilandes war, und die Gestalten der schlafenden Jünger in Wachs, ein kleiner Friedhof mit Denkmalen und Kreuzen, schäumende Wasserfälle nnd zitternde Wellen, schwarze Gebüsche, wunderliche Felsenmassen und gespensterartig sich erhebende Baumstämme: alles Das kam und ging in seltsamer Beleuchtung vor den Blicken der beiden Wanderer vorüber. Ein Rembrandt hätte hier mit Entzücken verweilt, doch Diese achteten weder des röthlichen Schimmers, noch des Schattens in nächtlicher Kluft. Höhere Sorgen beflügelten ihre eilenden Schritte. Als sie zu der Stelle gelangt waren, wo das angebundene Pferd stand, kniete Finstingen nieder. Der Mann Gottes schlug das Kreuz und segnete ihn. Dann schwang sich der Ritter auf das ungeduldig scharrende Roß. „Gehab Dich wohl! Du gehst jetzt zum König, ich aber begebe mich hinab nach Rheinfelden, hinab zur Königin. Gott sei mit Dir und mit mir." Berthold sprach's, löschte die Fackel, zog die Riemen seiner Fußsohlen an, und in entgegengesetzter Richtung entfernten sich Beide, dort der Ritter auf dem stolzen Renner und hier der Bruder mit dem bescheidenen Stab.

16.

Lange Nasen und blutige Hände.

Die Sonne war schon vor einigen Stunden im Osten aufgegangen. Mehr als ein Geläute hatte von der Schloßkapelle, von dem Kloster Meerstern und von den verschiedenen Kirchthürmen des Städtchens herab die Gläubigen zur Mette und zur Messe eingeladen. Weithin über das von der Limmat durchflossene Thal leuchtete im hellen Schimmer des schönen Maimorgens der königliche Stein von Baden. Am Fuße desselben, in den Gassen der Bürger, regte sich fröhliches Leben und droben im Hofe und auf den Schanzen, welche die weiße Veste mit einem Gürtel von grünen Matten umgaben, mischte sich kriegerischer Lärm mit wildem Gelächter. Auf einer Wiese, dem Burgthor gegenüber, lag eine Heerbande ungarischer

Reiter. Es waren das grimmig aussehende Männer, in halb asiatischer Tracht, mit langen Zöpfen und Bärten, die sich in mancherlei Gruppen zwischen den bunten Zelten und um die Baraken vertheilten. Die Einen striegelten die Pferde und ritten sie zur Tränke oder zur Schwemme. Die Andern hatten große Feuer angezündet, über welchen ein dampfender Feldkessel hieng oder eine Art von Bratspieß sich drehte. Die Wache vor dem Thore spielte Würfel. Da aber diese Helden nicht sonderlich bei Kassa zu sein schienen, so wurde dem, welcher zu wenig geworfen, eine Kluppe an die Nase gehängt, die er so lange tragen mußte, bis er von einem Mitspieler, der eben so unglücklich geworfen, abgelöst wurde. Einen bessern Theil hatte die Gesellschaft gewählt, die, vom Thore und dem Lager entfernt, zwischen den Reben sich vergnügte. Dort schmausten in aller Stille drei Ungarn einen Schafbock, den sie in der abgewichenen Nacht einem Bauern gestohlen. Großmüthig spendeten sie von dem Raube auch einigen Bettelweibern, die an ihrer Seite saßen, und reiche Lobsprüche erhielt der Wein, den eine Marketenderin aus dem mächtigen Kruge einschenkte, den sie schlau im Keller des Engelwirthes gefüllt hatte, während ihre schöne Tochter dem albernen Kellerjungen von großen Ehren und vornehmen Liebschaften weissagte.

Am lautesten tönte es im Schloßhofe. Dort übte sich ein Theil der Mannschaft im Schießen, indem die bärtigen Bogenschützen ihre langen Pfeile nach einer aufgesteckten Scheibe versandten. Die Anwesenheit des Herzogs Leopold, der diese Uebung verordnet und einige Preise ausgesetzt hatte, erhöhte den Eifer. Der Jubel dessen, der das Schwarze getroffen, das Fluchen und die Ausreden dessen, der fehlgeschossen, die Schadenfreude der Zuschauer, das Rufen des Befehlshabers und des Zeigers, die Töne einer fremden Sprache, untermengt mit deutschen Wörtern, die leidenschaftlichen Geberden dieser halb wilden Menschen, — alles das vereinigte sich zu einem interessanten, lebenvollen Bilde. Was aber ein schallendes Gelächter nach dem andern erregte, das war wieder der bekannte Spaßmacher des Herzogs Leopold, Kuni von Stocken. Heute hatte der Hofnarr eine riesenhafte Nase von Pappendeckel angehängt, die vermuthlich mit seinen durch Bienenstich aufgeschwollenen Backen im Verhältniß stehen sollte. So oft nun ein Bogenschütze einen Pfeil nach der Scheibe

abgeschickt hatte, streckte Kuni, der neben dem Zeiger sich hinter dem Stamme einer Linde verborgen hielt, mit Zeichen des Beifalls oder des Tadels seine lange Nase hervor. Das machte den Gesellen unbändigen Spaß.

Es entstand eine Pause. Ueber die Schloßbrücke sah man den Herzog Johann und den Churfürsten von Mainz schreiten. Sobald der Narr ihrer ansichtig wurde, ging er mit gravitätischer Haltung den Kommenden entgegen und empfing sie mit tiefen Bücklingen. „Schon gut, Kuni, schon gut,“ sagte Johann bitter lächelnd, denn er gedachte, daß er gestern den ehrlichen Burschen zu hart behandelt habe, und doch war er bei seiner gegenwärtigen Stimmung eben so wenig geneigt, in des Zwerges fade Possen einzugehen. Kuni mochte das merken und bot daher seine Hand dem Churfürsten, mit den Worten: „Guten Tag, Herr Kolleg^e!“ Der Churfürst erwiederte: „Ei, haben die Bienen Dich auch an die Nase gestochen?“ Der Narr schüttelte bedeutungsvoll den Kopf: „Die Sache hat einen andern Grund. Ich habe ein neues Amt erhalten. Weil der Markgraf von Brandenburg ausgeblieben, so hat der einäugige Herr Vetter droben mich zum Seckelmeister des heiligen deutschen Reichs gemacht. Neue Aemter wirken auf die Nase. Drum' trag ich meine Nase so hoch. Versteht mich der Herr Gevatter?“ Dabei stellte sich der Spaßvogel auf die Zehen und reckte seine Nase so mächtig, daß er mit derselben beinahe diejenige des Erzbischofs berührte. Herzog Leopold und seine Bogenschützen lachten, wie unsinnig. „Was hältst Du aber“, begann der Churfürst wieder, „Kuni, was hälst Du dort am Arme? Soll das wohl der Seckel des Reiches sein? Mich will aber schier bedünken, er sehe aus, wie ein Mehlsack. Hast ihn vermuthlich einem Müller gestohlen.“ „Fehlgeschossen!“ rief der Hofnarr, „siehe da, Gevatter! es ist ein Pfaffensack, er hat keinen Boden. Habe ihn bei einem geistlichen Herrn entlehnt.“ Bei diesen Worten hob Kuni den Sack in die Höhe, welchem er wirklich den Boden weggeschnitten hatte. „Warum hat aber der Sack keinen Boden?“ fiel Herzog Johann ein. „Hm!“ kicherte Kuni mit schlauem Blinzeln, „der einäugige Herr Vetter sagt, er könne keinen andern brauchen. Es muß viel hinein in diesen schönen, königlichen Sack, schau nur hinab in den Bodenlosen. Schon hat der alte Herr das deutsche Reich und das ganze

Böhmenland eingesteckt, morgen packt er die Schwyzer-Alpen mit Herden und Hirten und übermorgen die Grafschaften Elsaß, Habsburg und Kiburg ein. Merkst, Brüderlein, warum der Sack keinen Boden hat?" fragte der Hofnarr leise, indem er die Schellenkappe abnahm. „Ich merke," sprach Johann und warf ihm, ohne daß es Jemand gewahr wurde, ein Goldstück in die Mütze. „Wenn Du aber", fuhr er laut fort, „Alles in Deinen bodenlosen Königsseckel packst, was bleibt uns dann übrig?" „Lange Nasen — Juheissa lange Nasen für die ganze Welt!" schrie das Bürschlein, wie besessen. „Die beiden Herren sind wahrscheinlich auch gekommen, eine lange Nase zu holen. Hier steht die meinige zu Diensten; zugelangt! nur frisch zugelangt; Ihr müsset dann den alten Herrn da droben nicht weiter bemühen, sondern könnet sogleich wieder in's Wirthshaus zurückkehren." So rief Kuni, die Nase von Pappendeckel abnehmend und sie dem Herzog Johann und dem Churfürsten entgegenhaltend.

„Kuni! Kuni! sei nicht wieder so unartig gegen so hohe Personen," rief Herzog Leopold mit übel unterdrücktem Lachen. Johann warf ihm einen Blick der Verachtung zu und schritt mit dem Churfürsten schweigend durch die Haufen ungarischer Bogenschützen nach dem Schlosse hin. Denn diese beiden Männer befanden sich im Besitze eines Aktenstückes, von welchem sie, trotz der ungünstigen Weissagungen des Hofnarren, sich bei'm Könige einen glücklichen Erfolg versprachen. Vielleicht erinnert sich der Leser noch, daß der Erzieher Johanns, der Ritter Konrad von Tägerfeld, sich nach Klingnau begeben hatte, um den Grafen Ludwig von Oettingen zu vermögen, daß er das längst über Johanns Erbansprüche niedergesetzte Schiedsgericht einberufe und die beiden Parteien vorlade. Tägerfeld hatte den Zweck erreicht und war in der vergangenen Nacht mit einer gesiegelten Urkunde nach Baden zurückgekehrt, durch welche sowohl der König Albrecht, als sein Neffe, Herzog Johann, aufgefordert wurden, sich innert vier Wochen in Konstanz einzufinden, um ihre Forderungen vor dem Schiedsgerichte auseinander zu setzen. Die Gründe, warum die Richter einmal die Sache zur Hand zu nehmen wünschten, waren in diesem Schreiben so klar und bündig entwickelt, daß der Churfürst und der Prinz hofften, Albrecht werde, wenn er nicht allen

Anstand verletzen wolle, dieses Mal einem richterlichen Spruche in der obwaltenden Erbfrage nicht mehr entgehen können. Daher näherten sich Beide dem Schlosse getrosten Muthes.

Als Beide zum Thore gekommen waren, erkundigte sich der Churfürst von Mainz bei einem Edelknaben, der die Treppe herunter kam, nach dem Befinden des Königs. Der Junker schüttelte bedenklich das Haupt und gab zu verstehen, daß sein Herr eine sehr üble Nacht gehabt habe. „Hat die Majestät Fieber?" fragte der Churfürst, der von seinen Zeitgenossen für einen der geschicktesten Aerzte Europas gehalten wurde. „Viel Fieber, auch zeigte sich das Nachtwandeln wieder," entgegnete der Edelknabe. „Ich und mein Bruder hatten den Dienst im Vorzimmer. Der König schlief, wie wir bemerkten, sehr unruhig. Es war, als ob er in der Schlacht zu sein glaube und mit einem Gegner heftig kämpfe. Eine Weile später stieß er einen grellen Schrei aus und verlangte, daß man den blutigen Schatten entferne, der vor seinem Bette stehe. Eben rathschlagte mein Bruder und ich, ob wir in die Kammer hineingehen und den Schlafenden aus seinen bösen Träumen aufwecken sollten, siehe, da trat der König in seinem Nachtgewande in unser Zimmer, bleich, wie Gips, das Auge geschlossen und eine Fackel in der Hand. Ohne das Auge zu öffnen, ging er auf ein Tischchen zu, auf welchem ein Becken mit Wasser stand und fing an, eifrig die Hände zu waschen. Nachdem er mit diesem Geschäfte etwa eine Viertelstunde fortgefahren, besah er die Hände, schüttelte den Kopf, stieß einen tiefen Seufzer aus, der meinem Bruder und mir durch Mark und Bein ging, es schmerzlich beklagend, daß er die Blutflecken von der Hand nicht wegbringen könne. Darauf schien es, als fürchte er von Jemand gesehen oder gehört worden zu sein, und eilig verfügte er sich wieder in sein Gemach, wo er dann ruhiger schlief bis gegen Morgen.

„Pflegt der König diese Waschung oft vorzunehmen?" fragte der Churfürst. „Ja!" lautete die Antwort, „so oft er das Traumwandeln hat." „Wie oft ist Letzteres der Fall?" „Alle Wochen zwei bis drei Mal, entgegnete der junge Mensch, mit der Bitte, daß doch der Churfürst seines Gebieters sich annehmen möchte, indem es scheine, daß der Leibarzt des Königs diesem Uebel nicht gewachsen sei. „Da ist nicht gut helfen," bemerkte mit Achselzucken der Chur-

fürst. Im Hinaufgehen aber flüsterte er dem Herzoge zu: „Böse Könige haben ihre Hölle auch und für die unruhigen Träume, die aus einer blutbefleckten Seele emporsteigen, weiß die Kunst weder Pulver noch Kraut. Indessen ist es recht, wenn der König nicht wohl geschlafen, die bösen Träume haben ihn vielleicht für unser Vorhaben etwas mürbe gemacht."

Die Hoffnung, welche der Churfürst hier aussprach, ruhte, wie der Erfolg zeigt, auf sehr schwachen Füßen. Mag ein schlechten Mann um Mitternacht seine Vergehungen noch so sehr bereuen, seine guten Vorsätze alle sind verschwunden, wenn der heitere Morgen in sein Zimmer lacht. Von der Wahrheit dieses Satzes konnten der Herzog und sein Begleiter sich nur zu bald überzeugen. Sie hatten sich bei'm Könige durch einen Kammerdiener melden lassen. Aber sie mußten einige Augenblicke warten, weil eben der Abt von St. Gallen bei dem Könige war, um zu bitten, daß ihm die Stadt Wyl zurückgegeben würde. Im Vorzimmer wußte man nicht, welche Wendung die Audienz nahm, man hörte nur, daß die Unterhaltung sehr lebhaft war. Endlich aber stürzte der greise Abt heraus mit allen Zeichen der Verzweiflung, und der Junker, welcher den Dienst hatte, führte den Churfürsten und den Prinzen beim Könige ein.

„Es ist mir sehr angenehm," begann Albrecht, „daß Ihr mich von diesem lästigen Besuch befreiet. Der Abt Heinrich von St. Gallen ist der zäheste Graukopf, den ich in meinem Leben gesehen habe. Doch schickte ich ihn in sein Kloster solchermaßen zurück, daß ihn kaum je die Lust mehr anwandeln wird, sich am Hofe der Habsburger sehen zu lassen. Die Mönche haben weder mich noch meinen Vater geliebt, daher kann auch keine Rede davon sein, daß ich ihnen die Stadt Wyl zurückstelle."

Kaum aber hatte der König diese Rede vollendet, so öffnete sich die Thüre von neuem und der Abt Heinrich von St. Gallen stand wieder im Zimmer, das er vor wenig Augenblicken verlassen hatte. „Bevor ich von dem Steine von Baden scheide," hob der alte Mann in der heftigsten Gemüthsbewegung an, „muß ich doch diesen Herren eine Geschichte erzählen, welche ich vordem gelesen habe."

„Es war einmal ein König, der hieß Ahab. Und er sah den Weinberg eines Mannes, welcher hieß Naboth, und derselbige ge-

fiel seinen Augen wohl, so daß er zu dem Manne sprach: Lieber, gib mir Deinen Weinberg; denn er gefällt meinen Augen besser, als alle die Güter und Gärten, die ich schon besitze. Nabot aber antwortete: der Weinberg ist mir nicht feil, weder um viel, noch um wenig, denn er ist das Erbe, das ich von meinem Vater geerbt habe. Da ergrimmte der König in seinem Herzen, so daß er den Mann tödten ließ und den Weinberg, den er um Geld nicht hatte kaufen können, wegnahm mit Gewalt. Als nun Ahab hingegangen war, den Weinberg zu besehen, und als er der Trauben sich freute, welche ihm wuchsen am sonnigen Hügel: da trat ein Mann vor den König, der Prophet Elias, der redete also: Freue Dich Deines Weinberges nicht und werde nicht guter Dinge bei dem Weine, der quillt von Naboths Acker. Denn an der Stätte, wo das Blut des armen Mannes geflossen, soll einst auch Dein Blut fließen, o König, und die Hunde sollen es lecken vor dem Angesichte Deines Volkes. Und es geschah später nach dem Worte des Propheten."

„Fasset diese Geschichte wohl zu Herzen, Ihr Herren! Der arme Naboth bin ich, und der ungerechte Ahab steht da vor unsern Augen. Du, o König Albrecht, hast mir die Stadt genommen und dem frommen Stifte, dessen Vorsteher ich bin. Ich will nun heimziehen in mein Gotteshaus und beten, daß der Raub Dir die Früchte trage, die Du verdienst; ich will beten, daß die Hunde Albrechts Blut lecken mögen, wie sie einst Ahabs Blut leckten. Und wenn ich das gebetet habe, so will ich mich niederlegen und sterben."

So sprach der alte Abt von St. Gallen, zitternd und schluchzend vor Wuth. Dann warf er die Thüre zu und entfernte sich, wie er gekommen war.

16.

Der Abschlag und der Brief des Einsiedlers.

Die Worte des Abtes ließen einen tiefen Eindruck zurück. Der König, der Churfürst und der Herzog standen einige Augenblicke da in schweigender Ueberraschung. Endlich hob der Churfürst mit gewohn-

tem leichtem Lächeln an: „Das ist eine harte Rede, wer mag sie hören? Doch muß man sie ihm zu gute halten, der Mann ist alt und der Verlurst der lieben Stadt Wyl geht ihm nahe zu Herzen." „Ja wohl," entgegnete Johann, „wer Unrecht zu leiden glaubt, der pflegt seine Worte nicht auf der Goldwage abzuwägen. Wo harte Thaten geschehen, muß man sich über harte Worte nicht wundern. Auf jeden Fall dürfte es besser sein, man hätte den Mann nicht zu solcher Verzweiflung getrieben und dem Kloster St. Gallen gelassen, was dasselbe besessen von Alters her." Albrecht stellte sich, als habe er den Wink des Neffen nicht verstanden. Er wendete sich daher gegen den Churfürsten und sagte: „Ich verzeihe dem alten Schwachkopf. Von dem ließ sich nichts Besseres erwarten, denn er war ein unwissender, hartnäckiger Tropf von jeher. Es ist nur zu bedauern, daß unsere Klöster solche Männer zu ihren Vorstehern wählen können. Ich achte jeden Stand, wenn er die Eigenschaften besitzt, die zu seinem Stande gehören. Von Weibern fordere ich Zucht, von Kriegern Muth und von Priestern Gelehrsamkeit." In diesem Anhängsel lag ein gewisser Doppelsinn. Da Peter unstreitig einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit war und in dieser Beziehung den Abt Heinrich weit übertraf, so schien es, als wolle der König sagen, er wisse zu unterscheiden und hätte einen Mann, der die Weihe der Wissenschaftlichkeit besessen, nicht so hart behandelt. So gefaßt war es dann eine Art von Entschudigung in Hinsicht auf den Abt und ein Kompliment in Hinsicht auf den Churfürsten. Es konnte aber auch ein Seitenhieb darin liegen, daß jeder Stand bei seinem Wirkungskreise bleiben sollte, und daß gelehrte Beschäftigungen dem Geistlichen besser anstehen würden, als politische Ränkesucht oder lärmendes Waffengeräusch. Eichspalter wußte wohl, wie er das Wort zu nehmen habe. Aber er stellte sich, als fühle er den verborgenen Stich nicht.

„Ne sutor supra crepidam! lautete der bekannte Spruch," entgegnete ehrerbietig der Churfürst. „Cuique suum! Schuster, bleibe bei'm Leist, denn Jedem gehört das Seine. Es ist männiglich bekannt, daß die königliche Majestät von dem Grundsatze ausgeht: Es soll Jeder thun, was seines Standes ist, und Jeder empfangen, was ihm nach göttlichen und menschlichen Rechten gebührt. Darum

erscheint aber auch der Deutsche mit der getrosten Hoffnung vor dem deutschen Königsthrone, er werde da nicht abgewiesen werden, wenn er um das bittet, wozu sein Stand und alte heilige Uebung ihn berechtigt. Von dieser Hoffnung ermuthigt, wagt es nun auch Herzog Johann, ein wichtiges Gesuch bei königlicher Majestät einzureichen, und ich, als alter Diener des Hauses, erlaube mir, seine Bitte zu gnädiger Willfahrung zu empfehlen. Der Jüngling hier ist von fürstlicher Geburt, das Blut königlicher Anherren rollt von Vater und Mutter her in seinen Adern. An der Weihnacht des Jahres 1282 auf dem großen Hof und Reichstag zu Augsburg hat der hochselige römische König Rudolf in Gegenwart und mit Verwilligung aller Fürsten und Stände des Reiches seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf zu Grafen von Habsburg und Kyburg, zu Landgrafen von Elsaß, zu Herzogen und Fürsten des Reiches gemacht und ihnen gemeinsam die Fürstenthümer Oesterreich, Steiermark, Krain, Ponteau und die windische Mark als erbliche Reichslehen verliehen."

„Ich weiß das," unterbrach Albrecht den Redner, denn ich war auch dabei, aber was soll das?"

„Je nun! Herzog Johann wünscht, daß Eure Majestät geruhen möchte, seine Mündigkeit auszusprechen und ihm die Ländereien zu eigener Verwaltung zu übergeben, die ihm durch den Tod seines hochseligen Vaters als Erbe zugefallen sind," erwiederte gelassen der Churfürst.

„Glaubt denn," begann der König spitzig, „glaubt denn mein Neffe, sein Erbe werde von mir so schlecht verwaltet? Ich habe größern Dank für meine Bemühungen erwartet."

„Das eben nicht," erwiederte gleich spitzig der Herzog, „aber ich möchte meinen Oheim, der sonst mit Geschäften überhäuft ist, nicht länger mit Dingen belasten, die ich selber besorgen kann."

„Um Vergebung!" verbesserte der Churfürst. „Mein Herr, der König, würde die Sache mißverstehen, wenn er dieser Bitte irgend eine Art von böser Absicht unterlegen wollte. Bewahre der Himmel! Im Gegentheil. Der Herzog anerkennt mit Dank, was Eure Majestät während der Zeit seiner Minderjährigkeit für ihn gethan. Allein das hohe Vorbild der Regentenweisheit, das ihm vom deutschen Throne entgegenstrahlt, weckt ihn aus seiner bisherigen Unthätigkeit und

spornt ihn an zu edler Nachahmung. Fürst sein und treue Völker beglücken ist der schöne Beruf, den die Vorsehung mit der Geburt ihm gab, ein Beruf, in welchem der Prinz nicht sowohl ein glänzendes Vorrecht, als vielmehr eine heilige Pflicht erkennt."

Der König nahm indessen wenig Kunde von der Art, wie Peter die Rede des Prinzen gefälliger zu ergänzen suchte, sondern wiederholte des Letztern Schlußwort: „die ich selber besorgen kann. Was doch die jungen Leute nicht alles meinen! Kaum haben sie die Kinderschuhe ausgezogen, so wollen sie schon an das Staatsruder sich setzen und regieren. Herr Churfürst, Ihr seid ein Gelehrter. Erzählet doch meinem Neffen die Geschichte von einem jungen Menschen, der sich vermaß, den Sonnenwagen zu lenken, und der darüber die Welt und sich selbst in's Verderben stürzte."

„Aha!" lächelte der Churfürst, „Eure Majestät spielen auf die heidnische Fabel an, auf die Fabel vom Sonnengotte und seinem Sohne Phaëton."

„Wir haben es hier nicht mit heidnischen Fabeln zu thun," fiel Johann ein, „sondern mit der Wahrheit, daß ich das Alter meiner Mündigkeit erreicht habe und daß ich gesonnen bin, mich nicht länger behandeln zu lassen, als ob ich ein Kind oder ein blödsinniger Tropf wäre."

„Wie alt bist Du denn?" fragte Albrecht.

„Zwei Jahre älter, als Euer Sohn Leopold, den Ihr selber für alt genug haltet, Land und Leute zu regieren."

„Bei meinem Sohne Leopold walteten eigenthümliche Verhältnisse, die bei Dir nicht vorhanden sied. Doch, Du bringst, wie es scheint, solches nicht in Anschlag. Bist Du denn wirklich so lüstern nach der Regierung und hältst Du das Herrschen in der That für eine so große Seligkeit? Johann! Johann! wenn Du wüßtest, wie viele Sorgen man mit dem Fürstenmantel anzieht, wahrlich, Du möchtest die Stunde wohl erwarten, wo er Dir um die Schultern gelegt wird."

„Mag sein," antwortete der Prinz, „mag sein! Allein das liegt im Blut. Herrschsucht war von jeher der Fehler der Habsburger. — Und was die Sorgen anbetrifft, so denke ich, dieselben werden mich nicht stärker drücken als Andere. Mir scheint, es komme

viel darauf an, wie man zur Herrschaft und zur Regierung gelangt. Ich begehre nur, was mir gebührt. — Oheim — wollet Ihr mir es geben?"

„Daran darfst Du nicht zweifeln," sprach der König, „allein Du weißt, daß ich und Dein Vater zugleich mit Habsburg, Kiburg Elsaß, Oesterreich, Steiermark, Krain, Ponteau und der Mark belehnt wurden. Um nun unsere gegenseitigen Ansprüche auszumitteln, bedarf es doch einiger Zeit. Jetzt aber habe ich keine Zeit. Ich hoffe, wir werden uns über unsere gegenseitigen Ansprüche in Minne verständigen können. Wäre solches nicht der Fall, so müßte das Schiedsgericht die Sache ausmitteln. Du weißt, daß der Graf Ludwig von Oettingen, der Graf Burkhard von Hohenberg, der Graf Eberhard von Würtemberg und der Graf Otto von Straßberg in diesem Falle das Richteramt zu üben haben."

„Sehr wohl, erwiederte Johann, „am Schiedsgerichte liegt die Schuld der Verzögerung nicht; denn dieses ist schon seit sechsundzwanzig Jahren niedergesetzt."

„Du meinst gewiß, diese Herren haben nichts zu thun, als sich mit Deinen Erbansprüchen zu befassen. Ich zweifle aber sehr, ob es ihnen gelegen wäre, wenn sie jetzt einige Wochen oder Monate zusammensitzen müßten, um unsere Sachen auszumachen" — sagte der König.

„Diesen Zweifel können wir glücklicherweise lösen," fiel der Churfürst ein. Bei diesen Worten überreichte er dem Könige mit schlauem Lächeln die Urkunde, durch welche beide Parteien vorgeladen wurden zur endlichen Erledigung der schon lange hängenden Erbfrage. Nachdem Albrecht mit gerunzelter Stirne das Schreiben gelesen hatte, so sprach er: „Es ist richtig, der Zweifel ist gelöset. Die Herren scheinen geneigt, sich mit der Sache zu befassen. Es muß aber nicht bloß den Richtern und dem Neffen gefällig sein, zu erscheinen, sondern auch mir, dem Oheim. Da Du nun für gut befunden, hinter meinem Rücken diese Einladung zu veranlassen, so erkläre ich Dir, daß Du warten mußt, bis ein Zusammentritt auch mir gelegen ist."

„Gut," sagte der Prinz. „Wie lange soll ich nun noch warten?"

„So lange", versetzte Albrecht, „die Fehde mit den Gebirgsbewohnern und der Krieg in Böhmen dauert, kann ich über die Sache nicht eintreten."

„Eure Majestät spannen doch die Geduld auf eine zu harte Probe," sprach der Churfürst. „Da können noch Jahre hingehen, lange Jahre."

„Da kann ich nicht helfen. Ihr habet nun Beide meinen Willen gehört — es ist mein letztes Wort." Albrecht machte mit der Hand ein Zeichen — und der Herzog und der Churfürst entfernten sich, der erstere barsch und einige unverständliche Worte in den Bart brummend, der zweite glatt und höflich, aber ein vielsagendes Lächeln im schlauen, stechenden Blick.

Kaum hatten die beiden Männer den Schloßhof durchschritten, wo Kuni ihnen richtig wieder seine lange Nase anbot, so meldete ein Kammerjunker dem Könige den Freiherrn von Finstingen. Albrecht nickte leicht mit dem Kopfe, und der Ritter trat ein. — In sichtbarer Verlegenheit wankte er vorwärts bis in die Mitte des Saales. Dort ließ er auf ein Knie sich nieder und überreichte seinem Monarchen einen Brief. Der König nahm das Schreiben, öffnete es und zog sich an ein Bogenfenster zurück. Er las es, stutzte und warf sein finster rollendes Auge auf den Ritter. Er las den Brief zum zweiten und zum dritten Male. Finstingen kniete noch immer am Boden. Endlich nahte sich ihm Albrecht und erlaubte ihm aufzustehen und fragte:

„Finstingen, kennet Ihr der Inhalt dieses Briefes?"

„Ja! Nein! den eigentlichen Inhalt nicht — aber aus einigen Andeutungen, die mir gemacht wurden, kann ich die Sache halb und halb errathen" — lautete die Antwort des Mannes, der in banger Ungewißheit schwebte über die Wirkung seiner Botschaft.

„Gut! der Klausner schreibt mir da: es sei ihm offenbart worden, daß mein Leben in großer Gefahr stehe, wenn ich nicht unverzüglich gewissen Zumuthungen eines meiner Anverwandten entspreche. Was meint er aber damit? einen Traum? eine himmlische Erleuchtung? ein Geheimniß, das ihm unter dem Siegel der Beichte anvertraut, oder irgend einen Bären, der ihm von einer besoffenen Kriegsgurgel oder von einem schlauen Ränkeschmied aufgebunden worden. Hat Bruder Berchtold Euch nicht aufgetragen, mir die Art dieser Offenbarung genau zu bezeichnen?"

Der Ritter verneinte diese Fage.

„Warum kam der Einsiedler nicht selbst hieher, wenn er eine so wichtige Eröffnung zu machen hatte? Es würde sich wohl der Mühe gelohnt haben. Traute er etwa der Quelle nicht recht, aus welcher er geschöpft? Wo sahet Ihr den Mann Gottes?"

„Ich hatte", erzählte Finstingen, „vergangene Nacht des Guten ein Bischen zu viel gethan und konnte nicht wohl schlafen. Den Katzenjammer aus dem wüsten Kopf zu vertreiben, machte ich Morgens früh einen Spazierritt. So stieß ich bei Windisch auf den Eremiten, den ich seit Jahren kenne, und er gab mir dieses Schreiben, mit der Bitte, daß ich es gleich nach der Messe überreiche."

„So? gleich nach der Messe?" Albrecht ging einige Male das Zimmer auf und ab — „gleich nach der Messe?" murmelte er. — „Jetzt geht mir ein Licht auf — der Brief hätte vor der Audienz kommen sollen — das Spiel ist abgekartet — der Einsiedler ist das Werkzeug einer höhern Hand und die Lebensgefahr ist das Mährchen eines Mannes, den ich gar wohl kenne.

Der Freiherr von Finstingen war ganz erstaunt über das, was er hörte, und da er nur zu gut wußte, wie es um die Sache stand, warf er sich auf's Neue vor dem König nieder: „Ich bitte und beschwöre Eure Majestät!" rief er, daß dieselbe doch ja die Sache nicht zu leicht nehme. Der fromme Bruder hat seine Warnung gewiß nicht aus der Luft gegriffen. Aus ihm spricht Gottes Seimme — glaubet das, gnädiger Herr. Wenn der Klausner unter dem Verwandten den Herzog Johann versteht, was ich zu vermuthen Ursache habe, so muß man nicht vergessen, daß der Prinz jung und feurig ist, und daß er wohl kluge und besonnene Freunde besitzt, aber auch solche, die vielleicht noch heftiger sind, als er. Ich will Keinem zu nahe treten. Aber ich erinnere mich, was Walter von Eschenbach sich gestern herausnahm, als in der Herberge zum Schwerte die Rede auf den Prinzen kam. Darum vereinige ich meine Warnung mit derjenigen des frommen Bruders Strebel. Ich bitte und flehe, daß Eure Majestät dem Herzog Johann entspreche und ihm sein väterliches Erbe herausgebe, damit endlich der Stoff den giftigen Zungen entzogen werde, die mit ihren Verdächtigungen hohe Personen, ja selbst das Haupt der Christenheit nicht verschonen."

„Finstingen! Du bist kühn," unterbrach ihn Albrecht, „Dein

„Eure Majestät spannen doch die Geduld auf eine zu harte Probe," sprach der Churfürst. „Da können noch Jahre hingehen, lange Jahre."

„Da kann ich nicht helfen. Ihr habet nun Beide meinen Willen gehört — es ist mein letztes Wort." Albrecht machte mit der Hand ein Zeichen — und der Herzog und der Churfürst entfernten sich, der erstere barsch und einige unverständliche Worte in den Bart brummend, der zweite glatt und höflich, aber ein vielsagendes Lächeln im schlauen, stechenden Blick.

Kaum hatten die beiden Männer den Schloßhof durchschritten, wo Kuni ihnen richtig wieder seine lange Nase anbot, so meldete ein Kammerjunker dem Könige den Freiherrn von Finstingen. Albrecht nickte leicht mit dem Kopfe, und der Ritter trat ein. — In sichtbarer Verlegenheit wankte er vorwärts bis in die Mitte des Saales. Dort ließ er auf ein Knie sich nieder und überreichte seinem Monarchen einen Brief. Der König nahm das Schreiben, öffnete es und zog sich an ein Bogenfenster zurück. Er las es, stutzte und warf sein finster rollendes Auge auf den Ritter. Er las den Brief zum zweiten und zum dritten Male. Finstingen kniete noch immer am Boden. Endlich nahte sich ihm Albrecht und erlaubte ihm aufzustehen und fragte:

„Finstingen, kennet Ihr der Inhalt dieses Briefes?"

„Ja! Nein! den eigentlichen Inhalt nicht — aber aus einigen Andeutungen, die mir gemacht wurden, kann ich die Sache halb und halb errathen" — lautete die Antwort des Mannes, der in banger Ungewißheit schwebte über die Wirkung seiner Botschaft.

„Gut! der Klausner schreibt mir da: es sei ihm offenbart worden, daß mein Leben in großer Gefahr stehe, wenn ich nicht unverzüglich gewissen Zumuthungen eines meiner Anverwandten entspreche. Was meint er aber damit? einen Traum? eine himmlische Erleuchtung? ein Geheimniß, das ihm unter dem Siegel der Beichte anvertraut, oder irgend einen Bären, der ihm von einer besoffenen Kriegsgurgel oder von einem schlauen Ränkeschmied aufgebunden worden. Hat Bruder Berchtold Euch nicht aufgetragen, mir die Art dieser Offenbarung genau zu bezeichnen?"

Der Ritter verneinte diese Fage.

„Warum kam der Einsiedler nicht selbst hieher, wenn er mir eine so wichtige Eröffnung zu machen hatte? Es würde sich doch wohl der Mühe gelohnt haben. Traute er etwa der Quelle nicht recht, aus welcher er geschöpft? Wo sahet Ihr den Mann Gottes?"

„Ich hatte", erzählte Finstingen, „vergangene Nacht des Guten ein Bischen zu viel gethan und konnte nicht wohl schlafen. Den Katzenjammer aus dem wüsten Kopf zu vertreiben, machte ich Morgens früh einen Spazierritt. So stieß ich bei Windisch auf den Eremiten, den ich seit Jahren kenne, und er gab mir dieses Schreiben, mit der Bitte, daß ich es gleich nach der Messe überreiche."

„So? gleich nach der Messe?" Albrecht ging einige Male das Zimmer auf und ab — „gleich nach der Messe?" murmelte er. — „Jetzt geht mir ein Licht auf — der Brief hätte vor der Audienz kommen sollen — das Spiel ist abgekartet — der Einsiedler ist das Werkzeug einer höhern Hand und die Lebensgefahr ist das Mährchen eines Mannes, den ich gar wohl kenne.

Der Freiherr von Finstingen war ganz erstaunt über das, was er hörte, und da er nur zu gut wußte, wie es um die Sache stand, warf er sich auf's Neue vor dem König nieder: „Ich bitte und beschwöre Eure Majestät!" rief er, daß dieselbe doch ja die Sache nicht zu leicht nehme. Der fromme Bruder hat seine Warnung gewiß nicht aus der Luft gegriffen. Aus ihm spricht Gottes Seimme — glaubet das, gnädiger Herr. Wenn der Klausner unter dem Verwandten den Herzog Johann versteht, was ich zu vermuthen Ursache habe, so muß man nicht vergessen, daß der Prinz jung und feurig ist, und daß er wohl kluge und besonnene Freunde besitzt, aber auch solche, die vielleicht noch heftiger sind, als er. Ich will Keinem zu nahe treten. Aber ich erinnere mich, was Walter von Eschenbach sich gestern herausnahm, als in der Herberge zum Schwerte die Rede auf den Prinzen kam. Darum vereinige ich meine Warnung mit derjenigen des frommen Bruders Strebel. Ich bitte und flehe, daß Eure Majestät dem Herzog Johann entspreche und ihm sein väterliches Erbe herausgebe, damit endlich der Stoff den giftigen Zungen entzogen werde, die mit ihren Verdächtigungen hohe Personen, ja selbst das Haupt der Christenheit nicht verschonen."

„Finstingen! Du bist kühn," unterbrach ihn Albrecht, „Dein

Diensteifer treibt Dich schier über die Schranken. Je nun! es ist wohlgemeinte Sorge für unsere Majestät — ich verzeihe. Aber laß das gut sein, Du hast Deine Pflicht gethan, Du hast mich gewarnt — weitere Staatsfragen gehören nicht in den Bereich Deiner Beurtheilung. Gehe jetzt! Du bist in Gnaden beurlaubt."

Der König sprach es und der Ritter stand auf, zögerte — verbeugte sich und ging.

14.

Das Geschenk.

Wenn die Götter beschossen haben, einen Mann zu verderben, so verblenden sie ihm den Sinn, sagt irgendwo ein Alter. Dieser Ausspruch enthält eine tiefe Lebenswahrheit. Große ausgezeichnete Geister lassen sich zuweilen zu Unternehmungen verleiten, deren Thorheit und Verderblichkeit auch der beschränkteste Kopf einsieht, sie verfolgen mit einer an Wahnsinn gränzenden Beharrlichkeit die einmal betretene falsche Bahn; sonst besonnene und entschlossene Männer fangen im entscheidenden Momente an zu zögern oder sie geben plötzlich einem unbegreiflichen Leichtsinne sich hin, und wo die Gefahr beim ersten Blicke in die Augen fällt, wo der Verrath sich mit Händen greifen läßt, da setzen sie den klarsten Anzeichen, den dringendsten Warnungen einen unbesiegbaren Unglauben entgegen. Man denke an Julius Cäsar, Napoleon, Wallenstein, Waldmann u. s. w. Woher das? Es ist das jene dunkle Macht, die das Zünglein in der Wagschale großer Weltbegebenheiten durch einen leichten Windhauch regiert, jene dunkle Macht, die mit unsichtbarer Hand den Fallstrick auswirft, in welchem dem kühne, glückliche Verbrecher schnell und sicher sich fängt. Nemesis hieß diese Macht bei den Griechen, Vorsehung, vergeltende Hand Gottes heißt sie bei uns Christen.

Auch über dem deutschen Könige Albrecht schien jene geheimnißreiche Macht zu walten in dem Augenblicke, wo der Freiherr von Finstingen ihm den Brief überreichte, den der Einsiedler Berch-

told geschrieben. Gehörte auch Albrecht nicht in die Reihe der großen geistreichen Männer, so besaß er doch einen gewissen Scharfblick und einen hohen Grad von Menschenkenntniß. Und da er selbst zu Allem fähig war, wenn sein Vortheil es erheischte, so traute er auch Andern nicht viel Besseres zu, was zur Folge hatte, daß er immer auf seiner Hut war und sich nicht leicht von einem Gegner überlisten ließ. Zu andern Zeiten hätte daher Albrecht aus dem verlegenen Benehmen des Ritters bald geschlossen, dieser müsse mehr wissen, als er zu wissen vorgebe. Allein jetzt hielt die Nemesis dem Mörder Adolfs von Nassau die Hand vor die Augen, so daß er den Abgrund nicht sah, an welchen seine Habsucht ihn geführt hatte. Statt in Finstingen einen reuigen Sünder zu erblicken, der eine vom Beichtiger auferlegte Buße zu erfüllen habe, brachte des Königs argwöhnische Einbildungskraft den Churfürsten von Mainz mit dem Bruder Berchtold in Verbindung. Und das verrückte ihm sogleich den ganzen Gesichtspunkt.

Hätte Albrecht den wahren Zusammenhang geahnet, so wäre ihm die Anzeige sehr erwünscht und der schwache Finstingen ein willkommenes Werkzeug gewesen, um die Verschworenen in die Falle zu locken. Ein Anschlag auf des Königs Leben, wohl gar ein mißlungener Mordversuch, — man denke sich, was solch ein Majestätsverbrechen für Waffen gegen den unglücklichen Johann geboten haben würde. Einen Reichstag zusammenberufen, den Prinzen zum Tode verurtheilen oder in ein Kloster stecken, sein Erbe einziehen und die eigenen Söhne damit belehnen, das wäre gerade eine Politik gewesen, wie Albrecht sie liebte. Allein dieser glaubte nicht an eine wirkliche Gefahr, er hielt das Ganze für ein Mährchen, das Peter Eichspalter ersonnen, um die Aufhebung der Vormundschaft des Prinzen zu beschleunigen, „Der schlaue Pfaffe spielt wieder seine Ränke. Ich soll um jeden Preis meinem Neffen das väterliche Erbe herausgeben, damit ich geschwächt werde und den Krieg in Böhmen nicht mit dem gehörigen Nachdruck führen könne. Wären meine Hände gebunden, so wären diejenigen des Kanzlers dann um so freier und es würde ihn um so weniger Mühe kosten, mich um die böhmische Krone zu betrügen. Richtig dahinaus will der arglistige Spitzkopf. Das ist der Grund, weßhalb er mit dem Alten auf dem Berge dieses Gaukelspiel verabredete. Während er selbst eine Audienz nachsucht und für die Frei-

lassung Johanns kein süßliches Fürwort einlegt, muß ein Brief des Einsiedlers anlangen und mich durch Vorspiegelung einer drohenden Lebensgefahr mürbe machen. Verdammter Pfaffe! Glaubst Du denn ich sei so feige, wie Du? oder hälst Du mich für so dumm, daß ich Deine Pfiffe nicht durchschaue? Possen! Daß Du mich warnen lässest, das ist mir ein sicherer Beweis, daß an der ganzen Geschichte kein wahres Wort ist. Stände mein Leben in Gefahr, Du würdest die Hände reiben und schweigen. Heuchler! ich kenne Deine Großmuth. Aber halt! — ich will Dich in Deinem eigenen Netze fangen. List wider List!"

So sprach der König zu sich selbst. Dann aber legte er eine Weile sinnend den Finger an die Nase und plötzlich, als sei ihm klar geworden, wie man den Erzbischof im eigenen Gewebe verstricken könne, plötzlich zog er die Klingel und ließ durch einen Edelknaben den Ritter Walter von Kasteln vorbescheiden. Und als der Ritter eintrat, sagte Albrecht: „Höre, Walter! Du mußt sogleich in die Stadt hinab zu dem Herzog Johann und mir einen Auftrag an ihn ausrichten. Das Geschäft erfordert einen treuen, umsichtigen Mann. Darum schicke ich Dich. Begreifst Du?"

Bevor wir aber dem Leser erzählen können, worin dieser Auftrag bestanden habe, müssen wir selber uns für einige Augenblicke in die Herberge des Prinzen verfügen. Wart, Balm und Eschenbach befanden sich in einem der Zimmer des Herzogs. Alle waren gespannt auf das Ergebniß des Morgenbesuches bei'm König. Unberührt blieben die mit Malaga gefüllten Gläser eines zierlich gearbeiteten Kredenztisches. Ernst und schweigend stand Wart am Fenster und schaute bald auf die wogende Limmat hinab, bald zum stolzen Schlosse empor. Ein Seufzer drang aus seiner Brust, denn er dachte an die Heimath, an Weib und Kind. Die Füße über einander geschlagen, lehnte Eschenbach an einer Ottomanne und sang zur Zither ein süßes Lied von der Macht der Minne. Das zarte Nachspiel, das wie ein Herdenreihen begann, verlor sich aber bald unter der Hand des Sängers und ging in die marschähnliche Melodie eines wilden Kriegsliedes über. Hastig schritt Balm mit seinen klirrenden Spornen das Zimmer auf und ab, langte nach dem Schwerte, das an der Wand hing und schwang es prüfend durch die Luft.

Da kam Herzog Johann in Begleitung des Konrad von Tägerfeld zurück und schilderte hoch aufgeregt, welch ein Empfang ihm auf dem Steine geworden. Getäuschte Erwartung, Unwille und Rachelust fuhren wie Gewitterschauer über die kräftigen Gesichtszüge der Ritter. Wart schüttelte den Kopf darüber, daß Albrecht auch jetzt noch sich weigern könne, dem volljährigen Neffen das väterliche Erbe herauszugeben. Balm erinnerte daran, daß er das Nutzlose dieses Besuches vorausgesehen habe. Eschenbach fand nicht Worte genug, um seinen Abscheu gegen den Mann des Unrechtes auszudrücken, der über der Leiche Adolfs sich zum deutschen Königsthron emporgeschwungen. „Nun, was rathet Ihr mir jetzt?“ fragte Johann. Alle waren darüber einig, daß Albrecht mit der Absicht umgehe, das Erbe seines Mündels auf niederträchtige Weise an sich zu reißen. Eben so einig waren die Ritter darüber, daß man die Unterdrückung der Gebirgsbewohner und die Beendigung des bömischen Krieges nicht abwarten dürfe, weil Albrecht, wenn er Niemand mehr zu scheuen hätte, noch weniger zur Herausgabe der herzoglichen Länder würde zu bewegen sein. Man ging noch weiter: man gedachte, wie der junge König Wenzel auf eine räthselhafte Weise ermordet und dadurch dem ländersüchtigen Albrecht der Anlaß geboten worden sei, die böhmische Krone an das eigene Haus zu bringen. Besorgnisse für das Leben des Prinzen machten sich geltend. „Es ist richtig, mein Oheim ist zu Allem fähig und mein nächster Erbe, falls man mich an einem schönen Morgen todt im Bette oder auf der Straße finden würde. Allein jetzt leb' ich noch — und darum frage ich, was wollen wir thun? Rathet mir mir, treue Freunde!“

„Ich weiß nichts Besseres,“ sagte Tägerfeld, „als den Grafen von Oettingen von der Sache in Kenntniß zu setzen.“

„Da ist guter Rath theuer,“ antwortete Wart. „O nein!“ sprach Eschenbach. „Es bedarf nur etwas Muth, — das Uebrige gibt sich von selbst.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Wart.

„Es gibt hier nur ein Mittel, um unserm Lehnsherrn zu seinem Rechte zu verhelfen,“ erwiederte Eschenbach, „das Schwert. Bei der ersten Gelegenheit stoßen wir dem einäugigen Schurken den kalten Stahl in die Brust. Ich bin bereit.“

„Zum Königsmord?“ fragte Wart.

„König oder Knecht — das gilt mir gleich,“ versetzte Eschenbach, „den Räuber tödte ich, ob ich ihn unter Lumpen oder unter dem Purpurmantel erkenne. Ein König minder oder mehr wird die Welt nicht aus dem Geleise bringen. In einer halben Stunde haben die Churfürsten wieder einen andern gemacht.“

„Kennt Ihr das Schicksal, das Otto von Wittelsbach traf, als er seine Hand in das Blut des Königs Philipp getaucht hatte? Glaubet Ihr, es werde Euch besser ergehen?“ fragte Tägerfeld.

„Ich denke hier nicht an mich.“

„Auch nicht an Eure junge Gattin?“

„Hier steht mein Lehnsherr,“ sagte Eschenbach, „an den denke ich und an das Unrecht, das er von dem Schurken zu erdulden hat, der sich seinen Oheim nennt.“

„Und wird der Königsmord das beste Mittel sein, unserm geliebten Herzoge zum Rechte zu verhelfen? Ich bezweifle es sehr,“ entgegnete Wart.

„Zeige ein besseres Mittel? Schwager!“ fiel Balm ein.

„Ja! zeiget einen andern Weg!“ wiederholten Johann und Eschenbach.

„Guter Rath ist theuer,“ entgegnete Wart, „aber ehe ich zum Meuchelmorde die Hand biete, will ich lieber für offenen Aufstand stimmen. Setzet Euch, gnädiger Herr! in's Einverständniß mit dem Bischof von Basel und mit dem Abte von St. Gallen, mit den Hirten im Hochgebirge, mit dem Grafen von Würtemberg. Werfet Euch in eins von Euern Schlössern, versammelt Eure Dienstmannen um Euch her, und verlanget von Albrecht mit bewaffneter Hand die Länder, die Euch nach menschlichen und göttlichen Gesetzen gebühren. Ich will dabei sein; es ist ein offener, redlicher Kampf, wie er wackern Rittern geziemt. Aber zum Meuchelmord — nein! zum feigen, hinterlistigeu Meuchelmord, zum Königsmorde könnte Rudolf von Wart nie sich verstehen. Das wäre eine Dienstleistung, zu welcher mein Lehenbrief mich nicht verpflichtet.“

„Und ich hoffe, den Sohn des Herzogs Rudolf zu einem tüchtigen Fürsten und Ritter, nicht aber zu einem Mörder gebildet zu haben,“ sprach Tägerfeld.

Kaum war sein Wort vollendet, so trat der Knecht Russaling in's Zimmer mit der Anzeige, daß ein prächtiger Zug von Rossen vor der Herberge des Prinzen Halt mache und daß Letzterer gebeten werde, für einige Augenblicke aus dem Fenster zu schauen. Es geschah. Russaling hatte wahr geredet. Hundert schön geschirrte Pferde standen vor dem Hause, Araber, Engländer, Spanier, Neapolitaner, Normannen, Meklenburger, starke Schlachtrosse und leichte, flüchtige Renner, kurz, eine eigentliche Augenweide für jeden wackern Reiter. Es waren lauter auserlesene Thiere aus dem königlichen Marstall. Fünf Knechte waren bei dem Zuge, jeder derselben hatte zwanzig Gäule zu führen. Anfänglich siegte der Reitergeist in Johann und seinen Freunden, aufmerksam bewunderten sie den stattlichen Zug und wohl Niemand hätte geahnet, daß von diesen Männern so eben der ernste Gegenstand verhandelt worden wäre, mit welchem der Leser sattsam bekannt ist. Der Prinz war der Erste, der wieder auf seinen frühern Gedankengang zurückkam. „Was sollen die Gäule?“ rief er aus dem Fenster dem Stallmeister des Königs, Walter von Kasteln. „Fängt der König noch an, den Roßhandel zu treiben?“

– Ob Kasteln die letzten Worte des Herzogs nicht hörte, oder nicht hören wollte, das vermag ich nicht zu entscheiden. Genug! der Ritter trat sogleich in den Saal und sprach: „Ich will Euer Durchlaucht sogleich die verlangte Auskunft geben. Mein Herr, der König, sendet mich mit diesen Rossen zu Euch. Es ist dem Könige hinterbracht worden, daß sein Neffe, Herzog Johann, ihm nach dem Leben stelle. Seine Majestät betrachtet diese Anzeige als böswillige Verleumdung, sie kann des eigenen Bruders Sohn keiner solchen Niederträchtigkeit fähig halten. Der König erblickt in dieser Geschichte nur einen Beweis, daß sein Anverwandter von bösen Freunden umgeben ist, die ihn mit Argwohn erfüllen und dann die Aeußerungen seines Mißmuthes verrathen, um auf diesem Wege Zwiespalt zu pflanzen zwischen Oheim und Neffe, damit sie selber um so ungestörter im Trüben fischen können. Wenn der Herzog heute eine abschlägige Antwort bekam, so waren daran höhere Staatsrücksichten schuld, und wenn der Abschlag etwas herbe klang, so ist das dem Umstand zuzuschreiben, daß der Prinz in der Wahl seines Fürsprechs nicht ganz

glücklich war. Der König sendet dem Herzoge hier hundert auserlesene Rosse, weil er weiß, daß sein Neffe ein tüchtiger Reiter ist; damit verbindet er den väterlichen Rath: Johann möge vor gewissen Füchsen sich hüten und nie an der huldvollen Gesinnung des Mannes zweifeln, der sein Oheim und sein König ist.

So sprach der Ritter Kasteln. Dem Prinzen lief es während der Rede des Boten kalt und warm durch alle Glieder, er wurde bald roth, bald bleich. Nach kurzem Stillschweigen sammelte er sich aber so weit, daß er erklärte, er nehme das Geschenk an und lasse dem König den verbindlichsten Dank vermelden.

19.

Die Teufelsherberge und ihr Geheimniß.

Ein Blitzstrahl, der aus hellem Himmel zwischen die vier Männer gefahren wäre, würde weniger Erstaunen bewirkt haben, als die seltsame Botschaft des Ritters von Kasteln. Als der Letztere das Zimmer verlassen hatte, sahen Johann und seine Freunde stumm und verblüfft einander an. „Was soll das? Ich verstehe den Ritter nicht ganz," begann Rudolf von Wart. „Ich eben so wenig," sprach Tägerfeld. Allein eine kurze Auseinandersetzung dessen, was man während ihrer Abwesenheit im Garten des Hinterhofes verabredet hatte, verschaffte ihnen das nöthige Licht. „Wir sind verrathen," sagte der Prinz, „aber wer hat uns verrathen?" „Das wird kein Räthsel sein, über dem wir uns den Kopf zerbrechen müssen," entgegnete Balm. „Es ist mir von Anfang an sonderbar vorgekommen, daß der glatte Schafskopf nicht hier ist, dem wir gestern unser Geheimniß so unvorsichtig preisgaben. Zwar ließ es sich denken, daß vielleicht ein Uneingeweihter jene Unterredung im Garten belauscht haben könnte und besonders hätte Eschenbach diese Erklärung vorgezogen, weil er es gewesen, der den Ritter von Finstingen in den vertrauten Kreis der Freunde des Prinzen eingeführt hatte. Indessen zeugte doch zu Vieles wider Finstingen, vor Allem seine Charakterlosigkeit und sein mehr als verdächtiges Ausbleiben." Eschenbach und Balm wollten daher

sogleich Finstingen aufsuchen, um zu erfahren, wie man mit diesem Menschen daran sei. „Wenn sich unser Argwohn bewährt," sagten sie, „so wollen wir an diesem Schurken eine Rache nehmen, daß in Zukunft alle Verräther sich an seiner Züchtigung spiegeln können."

Das verbat sich aber der Herzog alles Ernstes. Er wollte nicht zugeben, daß die beiden Hitzköpfe die frühere Unbesonnenheit durch eine zweite verbessern oder vielmehr verschlimmern. Die Erscheinung des Ritters von Kasteln hatte auf Johanns Gemüth einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Sein von Argwohn und Groll getrübtes Auge hatte früher in Albrecht nur einen vom blinden Glücke gekrönten Verbrecher gesehen, von welchem auch nicht ein Zug einer wahrhaft königlichen Gesinnung oder eines ritterlichen Edelmuthes bekannt war. Was daher auch Wart dagegen einwenden mochte, Johann erblickte in der Ermordung seines ungerechten Vormundes nur einen Akt der Nothwehr, den der Buchstabe des Gesetzes wohl verdammen, das Gefühl jedes unparteiischen Biedermannes aber entschuldigen mußte. Jetzt hatte sich das Blatt auf ein Mal gewendet. Jetzt stand Johann da als ein junger, unbesonnener Brausekopf und Albrecht war der weise Oheim, der den Neffen väterlich warnte, daß er sich nicht durch falsche Rathgeber in's eigene Verderben stürze. Johann stand da als ein entlarvter Majestätsverbrecher, den der König, wenn er die eigennützigen Absichten gehabt hätte, die ihm Jahre lang untergeschoben worden, nun mit einem Schlage um Eigenthum, Ehre, Freiheit und Leben bringen konnte. Aber dafür dachte Albrecht zu groß, zu edel; er verzieh dem irregeleiteten Fürstensohne und fügte der Verzeihung einen Beweis königlicher Gnade bei, der dafür bürgte, auch die übrigen Wünsche des Herzogs würden in Erfüllung gehen, sobald die Geschäfte des Krieges dem Könige für solcherlei Fragen mehr Zeit lassen. So wenigstens legte Johann die Sache aus. Er stimmte daher jetzt den früher von Wart geäußerten Ansichten bei und verwarf jeden fernern Gedanken an gewaltthätige Maßregeln mit Abscheu. Ja, er ersuchte den Ritter Rudolf von Wart, daß er Eschenbach und Balm begleite, und darüber wache, daß Finstingen kein Haar gekrümmt werde, wenn dieser etwa als charakterloser Schwätzer oder wohl gar als niederträchtiger Verräther zum Vorscheine kommen sollte.

Eschenbach lächelte. „Was soll das Lächeln?" fragte der Herzog. „Um Verzeihung!" entgegnete Eschenbach, „ich kann unmöglich anders. Ich sehe hier ein Wunder, wie ich es noch in keiner Legende gelesen habe."

„So ergeht es mir auch," fügte Balm hinzu. „Albrecht muß hexen können — auf natürlichem Wege läßt sich die Verwandlung unsers Herrn nicht erklären. Ich gehöre auch zu den kecken Gesellen, denen das Herz im Leibe lacht, wenn sie einen hübschen Gaul erblicken. Wäre ich aber ein Fürstensohn und ein Anderer streckte die Hand aus nach meinem Erbe: so ließ ich mir die Augen nicht blenden, und wenn er mir tausend Rosse schenken würde. Erst Land und Leut' und dann die Pferde!"

„Haltet Ihr mich denn für ein Kind?" erwiederte Johann empfindlich. „Wähnet Ihr, diese Rosse machen mir so viele Freude, daß ich darüber die Ansprüche an mein väterliches Erbe vergesse? Ich hätte namentlich von Eschenbach, dem Freunde unserer Minnesänger, besser verstanden werden sollen. Nicht das Geschenk, sonden die Gesinnung, die im Geschenke sich offenbarte, hat mich umgestimmt. Ich fühle, daß ich meinen Oheim mißkannte — das beschämt mich. Großmuth gegen Großmuth ist der Wahlspruch des ächten Ritters. Der König hat mir vertraut, ich will ihm wieder vertrauen. Ich will warten, bis Albrecht aus eigenem Triebe mir mein Erbe zurückgibt, und wenn ich auch ein Jahr, wenn ich zwei Jahre warten soll. Ihr kennet nun meine Absicht, es bleibt bei derselben — und nun kein Wort weiter. Auf dem Steine sehen wir uns wieder, zu Mittag an der Tafel des Königs."

Die drei Dienstmannen begaben sich nach der Herberge des Ritters von Finstingen. Tägerfeld ging zum Churfürsten von Mainz, ihn zu berathen über das, was jetzt nach der mißlungenen Audienz zu thun sei. Dem Rudolf von Wart war ein Stein vom Herzen gewichen, er wünschte sich Glück, daß der Prinz von seinen gefährlichen Planen zurück gekommen. Und er dachte im Stillen darüber nach, ob nicht Albrechts günstige Stimmung vielleicht benutzt werden könnte, um die Befehdung der Waldstätte zu hintertreiben. Anders war die Stimmung seiner Begleiter. Eschenbach und Balm theilten die rosigen Täuschungen des Herzogs nicht. Sie

kannten Albrechts ländersüchtige Absichten und die rücksichtslose Beharrlichkeit, womit er ein in's Auge gefaßtes Ziel zu verfolgen pflegte; sie wußten, daß der schlaue Einäugige dann am meisten zu fürchten sei, wenn er am freundlichsten sich gebehrde. Entweder weiß der König nichts Bestimmtes über die Gefahr, die ihm drohte: dann ist das Geschenk und die Botschaft nur eine Finte, um den arglosen Neffen auszuforschen und mit Mißtrauen gegen seine Freunde zu erfüllen; oder er weiß um unsere Plane, und dann schwebt das Schwert ob dem Haupte des Prinzen und ob den Häuptern Derjenigen, die ihm zur verwegenen That gerathen. Verschoben ist nicht aufgehoben. Erst wird Albrecht uns verderben und sodann den Prinzen. Darum ist es Wahnsinn, daß Johann auf halbem Wege stehen bleibt. Gerade jetzt sollte das Werk beschleunigt werden. So dachte Eschenbach und zum Theil auch Balm. Aber sie begnügten sich durch Kopfschütteln, Achselzucken und leise hinter dem Rücken des Ritters von Wart geflüsterte Worte sich ihre Besorgnisse anzudeuten. Hingegen sprachen sie es unverholen aus, daß man darüber in's Klare kommen müsse, ob und wie viel Finstingen geplaudert habe, eine Behauptung, die Wart gerne zugab, allein mit der ausdrücklichen Bedingung, daß man glimpflich mit dem Manne verfahre und des Spruches nicht vergesse: Wenn Du Vögel fangen willst, so mußt Du nicht mit Bengeln drein werfen.

Inzwischen war der Herzog Johann in den Stall hinabgestiegen, die Rosse zu beschauen. Er liebkosete, streichelte und tätschelte sie. Etliche der feurigsten Hengste ließ er durch Russaling aus dem Stalle führen und über das Pflaster sprengen. „Gnädiger Herr! wollet Ihr nicht einen kleinen Spazierritt machen auf dem Araber da?“ sprach Russaling, „ich wüßte einen Ort, wo Ihr sehr willkommen wäret.“ „Wie meinst Du das?“ fragte der Prinz. Hierauf erzählte der Knecht: Es sei diesen Morgen ein Bettler da gewesen, Schwarzjoggelis Bub, mit dem elenden Arm, den man nur den Wassermann nenne, weil er gewöhnlich an der Steig zu Winterthur sitze und den Vorübergehenden vom dortigen Brunnen einen frischen Trunk anbiete, um etwa ein Almosen zu erhalten. Dieser Bettler habe dann gesagt, Herzog Johann möchte doch heute Vormittag, wo immer möglich, nach Gäbistorf kommen, in das Haus, das nicht weit von

der Fähre steht und die Teufelsherberge heißt. Auf die Anfrage, in wessen Namen die Einladung gemacht werde, habe der Bettler geantwortet, die Person wolle nicht genannt sein, der Herzog werde dieselbe schon errathen, es sei Jemand, mit dem der Herr gestern im Wirthshause zum Raben gesprochen habe. Also erzählte der Knecht Russaling mit pfiffigem Blinzeln. Johann ließ sich die Sache nicht zwei Mal sagen. Im Nu saß er auf dem Araber und jagte von dannen. Russaling folgte ihm mit den Augen, bis Roß und Reiter um die Ecke bog und verschand. Darauf besah er schmunzelnd das Trinkgeld, das der Prinz ihm in die Hand gedrückt. Und als er gegewahrte, daß es ein Goldstück sei steckte er es vergnügt in die Tasche. Das gibt wieder manche Halbe, sprach er zu sich selbst. Das ist noch ein Prinz, der auch wie ein Prinz bezahlt — kein Knauser, wie der einäugige Schurke dort auf dem Stein, der redliche Edelleute und fromme Gotteshäuser um ihr Eigenthum bringt. Sapperment! ein Goldstück, das hat sich gewaschen. Ich gehe nun in den Hirschen hinauf und trinke eine Halbe auf das Wohlsein des Herzogs Johann. Kommt mir aber wieder einer von Leopolds Knechten und rümpft die Nase über den Herzog, so soll mich Gott verdammen, wenn ich nicht dem Hofschranzen mein Messer bis an's Heft in den Leib bohre.

Doch genug! wir lassen den vierschrötigen Russaling in den Hirschen hinauf gehen, oder in den Hasen, wie es ihm beliebt, und begleiten wir dafür den fürstlichen Jüngling auf der Straße nach Gäbistorf, oder noch besser, eilen wir ihm nach der Teufelsherberge voraus.

Nicht weit von Gäbistorf, am Ufer der Reuß, erhob sich ein schwarzer Fels, auf dessen Gipfel eine alte Mauer zwischen Tannen und Eichgebüsch emporragte. Ob es die Trümmer eines abgebrannten Burgstalls oder die verwitterten Reste eines Heidentempels gewesen — das können wir nach so langer Zeit hier nicht mehr entscheiden. Die großen, unbehauenen Steine in der Mauer schienen allerdings für die erstere Ansicht zu sprechen; zwei Säulen hingegen und ein gebrochener Bogen mehr auf römische Bauart hinzudeuten. Vielleicht ließen sich beide Ansichten vereinigen durch die Annahme, daß hier die Ueberbleibsel verschiedener Bauarten zu schauen seien. Zwischen der festen Schloßmauer und den kannelirten Tempelsäulen

stand eine hölzerne Hütte, deren flaches Schindeldach durch mächtige Steine gegen die Wuth der Winde geschützt war. Da die Hütte des Kamins entbehrte, so hatte der überall durchdringende Rauch das Dach und das Gebälk des gerickten Hauses geschwärzt, als ob es die Werkstätte eines Schmiedes wäre. Dunkel erhoben sich Fels und Mauer und Hütte zwischen hangenden Epheuranken und schwellendem Eichengesträuch. Ein Geschichtsforscher hätte in ihnen vielleicht düstere Schatten erblickt, die über den Gräbern des untergegangenen Vindonissas trauerten. Allein so poetisch waren die Bewohner von Gäbistorf nicht. Sie zuckten die Achseln und nannten den schwarzen Felsen und die schwarze Hütte, besonders seit die alte Elsbeth mit ihrer Tochter dort wohnte, nur die Teufelsherberge.

Nach einem raschen Ritte langte Herzog Johann bei der Fähre an. Er übergab den schweißtriefenden Renner einem Bauer, der hart an der Landstraße den Acker pflügte, und ließ sich durch zwei Schiffer über die Reuß stoßen. Nachdem er erfahren, daß die Hütte auf dem Felsen wirklich den Namen der Teufelsherberge führe, stieg er, ohne auf das Kopfschütteln der Männer zu achten, den verfallenen Fußweg empor. Ungeduldig heftete er seinen Blick auf die Thüre des Hüttchens; denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß die schöne Rosa ihm die geheimnißvolle Einladung zugeschickt habe. Aber er spähete umsonst. Anfänglich däuchte es ihm, ein schwarzer Ziegenbock liege auf einem vorragenden Felsstein, als aber der Prinz näher kam war das Thier verschwunden; sei es nun, daß die bizarre Bildung des Felsens das Auge getäuscht, oder, daß der Bock sich vor dem Fremdling in's Gebüsch geflüchtet hatte. Vielleicht war es auch ein anderes Thier gewesen. Denn als Johann den langen Hausgang durchschritten und, weil die Thüre offen stand, die Stube betreten hatte, bemerkte er einen großen schwarzen Pudel unter dem Tische. Der Hund erhob, ohne sich von der Stelle zu regen, ein klägliches Geheul, indem er den Kopf nach der Seitenstube drehte, als ob er seine Gebieterin benachrichtigen wollte, daß ein Fremder es wage, die gewohnte Ruhe des Hauses zu stören.

Die Nebenstube bildete eine Art von Apotheke. Auf den Gestellen an der Wand herum erblickte man Gläser und Arzneibüchsen mit lateinischen Inschriften und chemischen Zeichen bemalt. Große Brannt-

weinflaschen mit Wasserköpfen, Menschenherzen, abgenommenen Händen, ausgestopfte Vögel, Thiergerippe, Todtenschädel u. s. w. standen auf dem Tische und dem Femstergesimse. Papierrollen, Bücher, Musikblätter, Geige, Aderlaßzeug, Schröpfköpfe, Globus, Windofen, Blasebälge — Alles stand oder lag, wie es sich eben traf, auf Kamin, Tischen, Stühlen und Boden da. Und mitten in diesem wilden Wirrwarr saß auf einem grün gepolsterten Lehnstuhle, in astrologische Berechnungen vertieft, die Frau des Hauses, die alte Elsbeth von Gäbistorf. Als diese auf das Geheul des Pudels hin das sinnende Haupt vom Blatte erhob und, gleichsam aus ernsten Träumen erwachend, den neuen Gast vor sich stehen sah, ging sie dem fürstlichen Jüngling langsam entgegen und hieß ihn mit ehrerbietiger, aber würdevoller Verneigung willkommen in der einsamen Hütte des Thales. Dann öffnete die Alte ein drittes Zimmer, indem sie den Herzog ersuchte, in dasselbe einzutreten.

Johann wollte sich entschuldigen, daß er hier erscheine, obgleich er Grund habe, zu vermuthen, daß man seinen Besuch nicht erwartet habe. Da er aber nicht wußte, ob Elsbetha etwas von Röschens Einladung ahne, so lief er Gefahr, das gute Kind bloß zu stellen; er beschloß daher, der erhaltenen Einladung nicht zu erwähnen, sondern sich nur im Allgemeinen zu entschuldigen. Allein er konnte nicht zu Worten kommen. Der Pudel war inzwischen unter dem Tische hervorgekrochen, heulte und bellte immer stärker. Dadurch ermuntert fing auch ein alter Kater an, zu miauen, so daß es dem an solche Musik nicht Gewöhnten durch Mark und Bein drang. Umsonst gebot Elsbetha Stille; Hund und Katze fuhren in ihrem kläglichen Duette fort. Darüber erzürnt, warf das Weib zuerst den Kater zum Fenster hinaus, dann packte sie den Pudel am Halsband und schleppte ihn vor die Thüre, um ihn an die Kette zu legen.

Das verschaffte dem Prinzen gerade so viel Zeit, als er bedurfte, um sich flüchtig in dem Zimmer umzusehen, in welches er eingeführt worden war. Johann war überrascht, denn er befand sich in einem geschmackvoll eingerichteten kleinen Rittersaal, den wohl Niemand in dieser verrufenen Hütte gesucht hätte. An der einen Wand hing ein großes Gemälde, das eine Szene aus der helvetischen Vorzeit darstellte. Der römische Feldherr Allienus Cäcina sitzt eben zu Gericht

über den greisen Julius Alpinus. Die Tochter des Letztern, die schöne Julia Alpina, kniet zu den Füßen des rohen Rebellen und fleht, daß er doch ihren Vater nicht dafür strafen möchte, daß er dem rechtmäßigen Kaiser Galba treu geblieben sei. Umsonst! der rohe Krieger wendet sich gegen seine bewaffneten Rotten und befiehlt, den Unschuldigen zum Tode zu führen. Eine kurze Inschrift erzählte, Julia Alpinula sei im dreiundzwanzigsten Jahre gestorben aus Gram darüber, daß sie den Vater nicht zu retten vermochte. Am Schlusse standen, offenbar von weiblicher Hand geschrieben, die Worte: „Rosa, vergiß auch Du Deines unglücklichen Vaters nicht!" Auf der entgegengesetzten Wand war wieder ein Gemälde, von welchem aber Johann gar nichts erkennen konnte, weil es mit einem dichten schwarzen Schleier verhüllt war. Unter diesem geheimnißreichen Gemälde war eine Art von Grabmal zu schauen, mit der Inschrift: „2. Juli 1298."

Der Herzog hatte kaum Zeit, um diese Gegenstände flüchtig anzusehen, geschweige denn, um Vermuthungen anzustellen über Das, was seinem Auge sich darbot. Schnell war Elsbeth wieder da und lud den Jüngling ein, Platz zu nehmen.

„Der Enkel des Preziмislas wundert sich vielleicht, wer die Unbekannte gewesen, die es wagte, ihn in die einsame Hütte des Thales zu rufen, die von den Leuten, die für Alles einen Namen haben, die Teufelsherberge geheißen wird," — hob die Alte an.

„In der That wußte ich nicht," lautete die Antwort, „ob die Einladung von der schönen Rosa herrühre, oder von der weisen Mutter."

„Die Jungfrau ist nicht hier," sprach die Alte. „Was die Mutter kocht für den Kranken, der ihrer begehrt, das trägt die Maid gerne in die Hütte des Elends. Zum schmerzenstillenden Heilmittel gesellt Rosa stets das tröstende Wort und wohl auch die freundliche Gabe. Sie ist nach Brugg hinüber gegangen zur Wittwe, die das Fieber hat, und zum Sohne des Stadtwächters, ihm ein Kraut zu bringen wider das fallende Weh."

„Holder Engel," seufzte Johann, „daran erkenne ich Dein edles Herz."

„Und ich bin froh, daß sie von hinnen ging," fuhr Elsbeth fort,

„denn jetzt darf ich freier reden von dem Unglücke, das uns betroffen und von dem Schmerze, der Mutter und Tochter verzehrt.“

Der Prinz war ganz Auge, ganz Ohr, er versicherte, daß er innigen Antheil am Schicksale der Mutter und der Tochter nehme, und daß, wenn er etwas für sie thun könne, er sein Schwert und sein Leben zu ihrer Verfügung stelle.

„Bedenke, was Du sprichst,“ fiel die Alte ein, „ist das Wort, das Du redest, ein leerer Schall, der im Winde verweht? Will Rudolfs Sohn mit süßem Versprechen das schwache Weib bethören, oder will er die Unschuld schirmen, das Unrecht strafen?“

Johann legte die Hand auf das Herz, zum Zeichen, daß es heiliger Ernst sei.

„Ich glaube das,“ entgegnete die Frau. „Königsblut, Königssinn. Das Kind hat bitterlich geweint, weil mir gestern das harte Wort entfahren von dem fürstlichen Bettler. Aber ich beruhigte das Mädchen: Sei ohne Sorge! Der Fürstensohn wird der Mutter nicht zürnen, welche das Mägdlein schützt wie der Adler, der kreischend das Haupt des Hirten umschwebt, der das Junge ihm rauben will aus dem felsigen Nest. Johann kann nicht zürnen. Höhere Mächte treiben ihn zur Jungfrau aus der Fremde und im blutigen Glanz einen sich Johann's und Rosa's Lebenssterne.“

Der Herzog erwiederte, obgleich der Wahrheit nicht ganz getreu, er habe jenes Wort bereits vergessen gehabt, könne übrigens nicht verargen, wenn die reiche Lebenserfahrung der Mutter ängstlich besorgt mache für das Wohl einer solchen Tochter, auch dann nicht, wenn die Aengstlichkeit zu weit ginge, wie es allerdings in der vorliegenden Frage der Fall sein dürfte. Der Prinz läugnete nicht, daß er früher selbst etwelches Mißtrauen in die Absichten seines Oheims gesetzt habe, daß aber jetzt ein Ereigniß eingetreten sei, das die frühern Zweifel glänzend widerlege. Er erzälte weitläufig von der heutigen Audienz beim Könige und von dem Ergebnisse derselben. Allein die Darstellung brachte bei Frau Elsbeth nicht die gewünschte Wirkung hervor. So lange Johann schilderte, wie er auf dem Punkte gestanden, Hand an Albrecht zu legen, horchte die Alte mit gespannter Aufmerksamkeit, krampfhaft zuckten die Muskeln um den Mund und ein düsteres Feuer blickte aus den stechenden Augen. Als

der Jüngling aber des königlichen Geschenkes und der aufgehobenen Rachepläne erwähnte, da fuhr die Alte in die Höhe, wie eine gereizte Schlange und rief mit wildem hohlem Hohngelächter auf den Prinzen hinabschauend:

„Und damit hat der Heuchler Dein Herz gewonnen! hundert Rosse für ein Fürstenthum? Und Du gehst den Tausch ein? armer Junge! ein zweiter Esau — verkaufst Du die Rechte Deiner Geburt an ein Linsengericht?"

Umsonst versicherte der Herzog, daß das Geschenk nur darum Werth für ihn habe, weil es beweise, daß sein Oheim eine königliche Seele im Busen trage.

„Albrecht — und eine königliche Seele? fragte die Alte halb wahnsinnig vor Zorn. Fort aus dieser Hütte! Laß diese Zusammenstellung mich nicht zum zweiten Male hören, oder Rosa's unglücklicher Vater steigt blutig aus dem Grabe empor. Du weißt nicht, wer Rosa's Vater gewesen! Komm! Jüngling! Du sollst ihn schauen."

Mit diesen Worten hob Elsbeth den schwarzen Schleier von dem Gemälde an der Wand: „Kennt der Herzog Johann das Bildniß da," fragte die Frau ernst und feierlich.

„Gott! was seh' ich?" schrie Johann, „das Bild des Königs Adolf von Nassau! und das wäre Rosa's Vater? — Weib! wer bist Du?"

„Die Leute nennen mich jetzt die Hexe von Gäbistorf, einst nannten sie mich das schöne Fräulein von Idstein. Das waren bessere Zeiten, Prinz. Jetzt hause ich in der Teufelsherberge — damals wohnte ich auf dem stattlichen Schlosse, das über der Felsschlucht hing wie das Nest des Lämmergeiers. Weithin spähte mein forschendes Auge, ob der Ritter nicht komme, der meine Farbe getragen am Turniere. Er kam und jagte im nahen Walde. Und sein Liebchen auf dem Schlosse war ihm mehr, als Zepter und Krone. Kein Pfaffe hat zwar seinen Segen gesprochen — aber was fragt Elsbeth nach Pfaffen und Pfaffenwort? Rosa darf ihres Vaters sich nicht schämen. Aber Fluch dem Buben, der die Fahne des Aufruhrs erhob wider den rechtmäßigen König, Fluch dem Verbrecher, der Rosa's Vater mordete und Mutter und Tochter verjagte aus der hohen Burg, daß wir nun umherirren wie die Thiere des Waldes, die der Jäger ver-

folgt. Wohl hat der Mörder sich jetzt in den Purpurmantel gehüllt, und gerne möchte er die Welt bereden, der Raugraf habe den tödtlichen Streich geführt. Lüge! eitle Lüge! Albrecht ist der Mörder, Albrecht von Oesterreich, und kein Anderer! Elsbeth hat das Blut ihres Adolfs gesehen; sie wird nicht ruhen, bis sie auch das Blut Dessen sieht, der Adolf mordete. Verstehst Du die Alte von Gäbistorf? Ja Herr, es sind nicht Worte, die der Wind verweht — was ich sage ist heilige Wahrheit."

„Du liebst die schöne Rosa, edler Jüngling, und Du thust wohl daran; den sie ist eine Königstochter, wie Du ein Fürstensohn bist. Aber wisse, der Weg zu Rosa's Ehebette führt über Deines Oheims Leiche. Der Tag, an welchem Du kommst und sagst: Ich habe den Mörder Adolfs erschlagen, wie er seinen Herrn erschlug — der Tag soll Euer Verlobungstag sein. Du kennst nun den Preis, um welchen die Jungfrau erkauft wird. Gehe also! räche Dich und uns. Zitterst Du aber vor solchem Wagniß zurück, so laß Mutter und Tochter hier, laß uns allein mit unserm Schmerze; schleiche, Du Mann mit der furchtsamen Seele, schleiche alsdann stumm vorüber an den Ruinen des düstern Felsens; denn Du wärest hinfür zu klein, um die Schwelle dieser armen Hütte überschreiten zu dürfen."

20.

Berathungen auf dem Schlosse Rheinfelden.

„Was der Mensch säet, das wird er auch ernten." An der Wahrheit dieses Spruches hat schon Mancher gezweifelt, weil es ihm scheinen wollte, bei einem gewissen Grade von Schlauheit und Thatkraft könne der unglückliche Verbrecher den natürlichen Folgen seiner Werke nur zu oft entgehen und den Fluch seines Unrechtes hinüberwälzen auf das Haupt des Redlichen und Schuldlosen. Besonders neigen Leute, die im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen haben, sich zu dieser Ansicht hin. Und doch möchten wir gerade dem Staatsmanne anrathen, obigen Satz nie aus den Augen zu verlieren. Der Gegenpartei einen empfindlichen Stoß beizubringen, eines unbe-

quemen Nebenbuhlers los zu werden, das Ziel des Ehrgeizes und der Herrschsucht sicherer und schneller zu erreichen — stellt man gefährliche Grundsätze auf, oder man gibt das Losungszeichen zu ungesetzlichen, gewaltthätigen Maßregeln. Außerordentliche Umstände, sagt man, erfordern auch außerordentliche Maßregeln, der Zweck heiligt die Mittel, die Moral des Staates ist nicht diejenige des gewöhnlichen Lebens u. s. w. Kaum ist man aber am Ziele seiner Wünsche angelangt, so möchte man den Weg bedecken, der zum Ziele führte, oder man greift zum Schwerte der Gerechtigkeit, um den Verwegenen zu schrecken, welcher Miene macht, den gleichen Pfad zu wandeln. Allein die Gegenpartei hat ein gutes Gedächtniß; das Beispiel, das der Sieger gab, wird nachgeahmt; ein gewisser Hang zur Ungesetzlichkeit und zur rohen Selbsthilfe verbreitet sich über alle Klassen des Volkes, und Menschen, die zu andern Zeiten sich nicht mit Staatsfragen befaßt hätten, fühlen sich nun auf ein Mal berufen, den Dolch der Rache gegen den glücklichen Verbrecher zu richten.

Das war buchstäblich der Fall bei König Albrecht. Er hatte, von Stolz und Herrschsucht getrieben, sich mit dem gewissenlosen Erzbischofe Gerhard von Mainz verschworen, den Thron des rechtmäßigen Königs der Deutschen zu untergraben. Der Lehnsmann erhob sich wider den Lehnsherrn, dem er den Eid der Treue geleistet. Albrecht veranstaltete das frevelhafte Gaukelspiel, daß fünf Churfürsten, die dazu weder Fug noch Vollmacht hatten, den rechtmäßig gewählten König Adolf aus nichtigen Gründen und gegen deutsche Verfassung und Sitte schmählich absetzten. Ja, er vollendete das Werk der Finsterniß dadurch, daß er in offener Feldschlacht und mit eigener Hand seinen Herrn und König mordete. Eine fluchwürdige Saat, die keine erfreuliche Ernte bringen konnte. Zwar saß jetzt der Mann des Unrechtes auf dem Throne, von welchem er den ritterlichen Adolf hinabgestoßen; aber der Thron in dem Herzen seiner Unterthanen fehlte ihm, tausend und tausend wackere Männer haßten den Mörder im Purpurmantel.

Zwar hielt Albrecht mit eiserner Strenge seine offenen Feinde darnieder; aber er hatte einen Feind, den er nicht kannte. Adolf war tod — aber die Todten leben zuweilen fort. — Adolf hätte einen Racheschatten hinterlassen, der den Nachfolger zürnend um-

schwebte. Albrechts böser Genius war Elsbeth von Gäbistorf. Dieses halb wahnsinnige Weib war der Maulwurf, der mit dämonischer Beharrlichkeit den Thron Albrechts unterwühlte, ein unheimliches Gespenst, das grinsend die nächtlichen Netze wob, in welchen der Mächtige sich fangen sollte. Wie der Erzbischof Peter Eichspalter mit diesem Weibe stand, darüber fehlen uns nähere Aufschlüsse, doch scheinen gewisse Umstände darauf hinzudeuten, daß ihr Treiben dem schlauen Priester nicht ganz fremd war.

Genug! der Leser sieht nun, daß die Gefahr für Albrecht noch nicht vorüber ist. Wie indessen derselbe in Elsbeth von Gäbistorf seinen bösen Genius hat, so besitzt er auch einen guten in der Person des Bruders Berchtold Strebel von Oftringen, und es liegt nun in der Aufgabe des Erzählers, den Erfolg zu melden, den die Bemühungen des frommen Einsiedlers für das Heil des habsburgischen Fürstenhauses hatten. Allein zu diesem Zwecke müssen wir uns im Geiste nach Rheinfelden versetzen.

Dort befanden sich an dem in Rede stehenden Tage zwei Frauen in einem prächtig ausgeschmückten Zimmer. Auf dem Tische stand ein geöffnetes Käftchen, aus welchem dem Blicke köstliche Juwelen und goldene Ketten entgegen blitzten. Weibliche Kleider, kunstreich aus feinem Stoffe gearbeitet, lagen auf mit rothem Damast überzogenen Stühlen. Die jüngere Dame, die eben ein funkelndes Diadem in den Händen wiegte, ist den Lesern schon bekannt, Agnes, die verwittwete Königin von Ungarn. Die ältere Frau, die etwa fünfundvierzig Jahre zählen mochte, ein Weib von hohem, ehrfurchtgebietendem Anstande, war ihre Mutter, die Gemahlin Albrechts, die Königin Elisabetha. Agnes hatte ihrer Mutter in Rheinfelden einen Besuch gemacht, von wo aus beide Damen am kommenden Morgen nach Baden zu reisen gedachten. Weil sie nun die Prachtliebe des Königs kannten, so beriethen sie sich, wie sie auf eine ihrer Würde gemäße Weise bei diesem Anlasse erscheinen möchten.

Elisabetha. „Ich bin derselben Meinung, dieses Diadem und das schwarze Kleid von venetianischer Seide und die Perlen hier schicken sich am besten zusammen.“

Agnes. „Ein herrliches Diadem. Wie diese Steine blitzen, wie lebhaft ihr Feuer ist, wie rein ihr Wasser! Der Diamant da hat völlig die Größe eines Taubeneies.“

Elisabetha. „Es ist das Diadem, das der König vor zehn Jahren mir schenkte, als ich mit dem Erzbischof Konrad von Salzburg nach Nürnberg zog. Ich trug das Diadem lieber, als die schwere, mit Sammt ausgefütterte Krone."

Agnes. „Und doch sah ich die Krone einer römischen Königin noch lieber auf dem Haupte meiner Mutter. Den Augenblick, als der Erzbischof von Mainz Euch krönte, während der Vater selbst mit der Reichskrone auf dem Haupte neben Euch stand — nein! den Augenblick werde ich nie vergessen."

Elisabetha. „Ja wohl! Der 11. November des Jahres 1298 war ein glänzender Tag für das Haus Habsburg. 5500 Edle wareu anwesend, worunter 52 Fürsten und 20 Bischöfe sich befanden. Es sind nun schon zehn Jahre verschwunden, und mir ist, es sei erst gestern gewesen. Noch sehe ich es vor mir, wie am Tage nach der Krönung öffentliche feierliche Tafel gehalten wurde und wie die Erzbischöfe von Mainz und Köln sich um das Vorrecht stritten, neben dem Könige zu sitzen. Der Erzbischof Gerhard trug den Sieg davon. Er nahm seinen Platz zur Rechten des Königs, zur Linken wurde ein Platz für den König von Böhmen vorbehalten, dann kam ich und neben mich der Bischof von Konstanz."

Agnes. „Und ich gedenke immer noch, wie die Churfürsten bei der Tafel die Erzämter vollzogen und wie der Stolz des Königs von Böhmen gedemüthigt wurde. Umsonst schickte er unter dem Vorwande plötzlicher Unpäßlichkeit seinen Sohn ab, daß dieser das Amt eines Mundschenken verrichte. Er mußte selber kommen, die Krone auf dem Haupte und begleitet von seinem obersten Kämmerer mit Becher und Kanne von Gold. Wenzeslaus war ganz bleich vor Ingrimm, als er den Wein aus dem goldenen Fasse empfing und den gefüllten Becher knieend seinem Oberherrn darreichen mußte. Meine Seele erfreut sich, so oft ich dessen gedenke."

Elisabetha. „Es ist wahr, indessen ist die Freude nicht ungetrübt, wenigstens für mich nicht. Erinnerst Du Dich jenes Weibes noch, das in Trauergewänder gehüllt demüthig vor mir niederkniete?"

Agnes. „Ihr meinet die Nassauerin, die Wittwe Adolfs?"

Elisabetha. „Die arme Königin flehte, daß doch ich mich bei

Albrecht für sie verwende, damit er ihrem erschlagenen Eheherrn ein ehrliches Begräbniß in der Kaisergruft zu Speier gestatte und ihrem gefangenen Sohne Ruprecht die Freiheit wieder gebe."

Agnes. „Das Erstere konnte aber Albrecht nicht, weil Adolf von den Churfürsten abgesetzt worden war, und das Zweite nicht, weil Graf Ruprecht sich in den Händen seines Vetters befand, des Erzbischofs von Mainz."

Elisabetha. „Ich will nicht untersuchen, ob es nicht möglich gewesen wäre, wenn man ernstlich gewollt hätte. Allein mir wäre es, ich gestehe das, viel leichter um's Herz, wenn der Leichnam Adolfs in Speier beigesetzt worden wäre. Immer klingt das Wort der Wittwe in meinem Ohre wieder. Frau, rief sie kläglich aus, Frau, seid gerecht, macht, daß der König mir entspreche, damit Ihr nicht an ihm solch Unglück erlebet, wie ich Arme an meinem Herrn empfing."

Agnes. „Warum aber diese Aengstlichkeit? der Mann liegt ja im Kloster Rosenthal so gut in geweihter Erde, wie wenn man den Leichnam in Speier beigesetzt hätte."

Elisabetha. „Das sag' ich mir selber auch. Dennoch kann ich es nicht verwehren, daß von Zeit zu Zeit mich eine außerordentliche Angst beschleicht. Kindeseindrücke mögen freilich dabei mitwirken. Fünf Jahre war ich alt, als mein Bruder Konradin nach Neapel zog, Karl von Anjou zu bekriegen. Ich sah die Verzweiflung, mit welcher meine Mutter die Nachricht von der Hinrichtung ihres Kindes empfing. Anfänglich weinte ich bitterlich, dann aber befriedigte ich mein rachedürstendes Herz damit, daß ich in den Garten hinab ging und mit einem Stabe alle Mohnköpfe abschlug. Ich stellte mir vor, Karl von Anjou und seine Anhänger vor mir zu haben. Es ist mein weitestes Denken, aber der Eindruck ist mir geblieben. Immer fürchte ich, die Feinde unseres Hauses werden nicht ruhen, bis sie mir auch den Eheherrn getödtet haben. Der Widersacher und der Neider zählt Habsburg viele und schon mehr als ein Mal hing die Gefahr drohend ob Albrechts Leben. Du erinnerst Dich noch des Unglücksmahls in Wien, das eine unbekannte Hand mit Gift würzte, Du weißt, daß nur der Rath einer edeln Jungfrau ihn aus den Händen des Grafen von Geltern rettete. Und mit

welchen bösen Absichten der Bischof von Basel auf den Petersberg kam, das erzählte ich Dir gestern. Ach! der Vater ist gegen die Leute zu schroff, er besitzt die Gabe nicht, sich beliebt zu machen."

Agnes. „Dessen bedarf es auch nicht. Oder sollte der römische König Albrecht diesem hungerigen Adel schmeicheln? Zu schroff? Im Gegentheile, der Vater ist noch zu milde. An seiner Stelle würde ich mit dem Grafen von Geltern und mit dem Bischofe von Basel anders verfahren. Nicht umsonst ist dem Könige das Schwert der Gerechtigkeit gegeben; er soll es gebrauchen zum Schirme dem Guten und zur Strafe dem Bösen. Lehrt uns ja doch die heilige Schrift, daß Gott den König Saul verwarf, weil er nicht das ganze Volk der Amelekiten vertilgt hatte."

So redeten die beiden Frauen mit einander, als eine der Zofen erschien und meldete, daß der Eremit von Brugg im Hofe des Schlosses sei und dringend bitte, die Königin möchte ihm für einige Augenblicke Gehör verleihen, denn was ihn herführe, sei für die Königin selbst von großer Wichtigkeit und leide keinen Aufschub. Es hätte eigentlich dieses Nachsatzes gar nicht bedurft. Obgleich Mutter und Tochter, wie der Leser aus dem vorstehenden Gespräch entnehmen konnte, sich fühlten und obgleich sie nicht geneigt waren, der Würde ihres Standes das Geringste zu vergeben oder irgend eine dem Hause Habsburg angethane Beleidigung ungeahndet hingehen zu lassen, so theilten sie doch die Ansichten ihres Zeitalters in Beziehung auf die Religion; ein Ordensmann und besonders ein frommer Klausner war in den Augen der beiden Königinnen ein heiliges, beinahe übernatürliches Wesen. Im vorliegenden Falle wurde diese allgemeine Ehrfurcht noch erhöht durch die wirklich achtenswerthe Persönlichkeit des Angemeldeten und durch die Treue, die er von jeher dem österreichischen Fürstenhause bewiesen. Frau Elisabetha befahl, daß man den Einsiedler von Brugg ungesäumt vorlasse. Und als nun Bruder Berchtold, arm und dürftig gekleidet, aber in edler Haltung und mit bescheidenem Anstande eintrat in's reichgeschmückte Zimmer, da wurde ihm der Empfaug, den bei den Königinnen Israels ein Prophet gefunden hätte, wenn er gekommen wär, das strafende Wort des Herrn zu verkünden.

Mit Recht! denn der Einsiedler hatte etwas Prophetisches. Ohne

Rückhalt tadelte er die Eitelkeit der beiden Frauen, die am Flitter des Goldes und der Edelsteine sich weideten, während der Ernst des Lebens ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehme. Mit ergreifender Wahrheit schilderte er den Stolz und die Herrschsucht des Königs, der seine Unterthanen aussauge, um neue Unterthanen zu gewinnen und Wittwen und Waisen um das Ihrige bringe, damit das hochgestiegene Haus Oesterreich noch höher steige. Er mahnte Mutter und Tochter daran, daß es ihre heilige Pflicht sei, Wasser in die Flamme des königlichen Ehrgeizes zu gießen, wenn dieser nicht zum unseligen Feuer werden solle, das den Herrn und die Diener verzehre. Berchtold machte darauf aufmerksam, daß himmlische Zeichen ein großes Unglück verkünden, ja, er sagte am Schlusse seines Vortrages unumwunden heraus, es sei ihm in vergangener Nacht offenbart worden, daß Albrechts Leben in Gefahr stehe.

„O! Gott!" rief die Königin Elisabeth, „so hat meine Ahnung mich nicht getäuscht. Bitte, frommer Berchtold, bitte für uns zum Herrn, daß er das Verderben abwende. Das Gebet des Gerechten vermag viel. Versprich in meinem Namen, was Du willst. Ich will Almosen spenden, Kirchen und Klöster erbauen."

„Und ich will meine Stieftochter nöthigen, daß sie den Schleier nehme. Elisabetha, die Tochter des Königs Andreas von Ungarn, soll der Welt entsagen und im Kloster zu Töß sich dem Himmel weihen," sprach von Entsetzen erfaßt die Königin Agnes.

Der Mann Gottes aber wiegte sein greises Haupt und sagte: „Almosen spenden, Klöster bauen aus dem ungerecht erworbenen Mammon, ein unschuldiges Kind zwingen, daß es sich opfere für die Missethaten Eueres Hauses, ja, dazu seid Ihr fähig. Mit nichten! Gehorsam ist besser, als Opfer."

„Und was sollen wir denn thun?" fragten Mutter und Tochter mit einer Stimme.

„Geschehenes Unrecht wieder gut machen und den König bewegen, daß er endlich dem Waisen, dessen Vogt er ist, das nur zu lange vorenthaltene väterliche Erbe herausgebe," antwortete Berchtold.

Es würde den Leser ermüden, wenn wir die Gründe alle aufführen wollten, mit denen er seine Mahnung unterstützte und gefallene Einwendungen widerlegte. Genug! das Ende der Unterredung war,

daß die Frauen dem Einsiedler versprachen, sie wollen bei Albrecht sich verwenden, daß er ungesäumt die schon bestellten Schiedsrichter einberufe zur Ausmittelung der dem Herzog Johann zukommenden Ländereien. Und weil Gefahr im Verzuge zu liegen schien, so wurde beschlossen, daß die Reise nach Baden noch am gleichen Tage stattfinden sollte. Die Königin Elisabetha setzte sich und schrieb ein paar Zeilen, um ihrem Gemahle ihre Ankunft zu verkünden. Sie befahl, daß man einen sichern Boten mit dem Briefe nach Baden sende. Gebet das Schreiben mir, bat der Bruder; es wird Niemand dasselbe angelegentlicher besorgen, als ich. Auch bringt es vielleicht Nutzen, wenn ich Anlaß erhalte, selber mit dem Könige zu sprechen."

21.

Mißgriffe der Polizei.

Da nach einem bekannten Sprichworte die Abwechselung es ist, was Vergnügen schafft, so wollen wir uns nicht länger im Schlosse zu Rheinfelden aufhalten, sondern die Scene verändern. Von den Königinnen, deren Sorgen wir kennen lernten und die uns deßhalb nichts weniger als beneidenswerth erscheinen mußten, führen wir den Leser in eine Gesellschaft, die freilich nicht sonderlich vornehm aussieht, deren Höflichkeit aber das ersetzt, was ihr an Glanz und Ehre abgeht. Denke sich der Leser ein kleines Gehölz, das von der Straße, die Brugg mit Baden verbindet, durchschnitten wird. Dort hauste in dem Schatten der Tannen an dem in Rede stehenden Tage ein wunderliches Völklein, lumpichte Bettler, verkrüppelte Soldaten, Gauner, Wahrsagerinnen u. s. w., kurz, eine auserlesene Gesellschaft von etwa zwanzig bis dreißig Köpfen. Hier sah man eine Gruppe, die Körbe und Zeinen flocht, dort eine andere, die alte Pfannen ausbesserte oder zerbrochene Töpfe zusammenlöthete. Ein junges Weib hatte die Wiege losgeschnallt, welche sie sonst auf dem Rücken trug, und stillte den Säugling an der entblößten Brust. Die Alte, die neben ihr saß, hielt den Kopf eines zwölfjährigen Mäd-

chens auf dem Schoose und las gewisse Thierchen ab, die der Anstand nicht zu nennen erlaubt. Ein Theil der Mannschaft streckte sich im weichen Moos und schlief, während ein gewandter Gauner einige Burschen im falschen Würfelspiel unterrichtete, oder ihnen zeigte, wie man im Volksgewühle den Leuten die Taschen leeren könne, ohne daß sie es merken. Etwa ein halbes Dutzend Buben jauchzte im Dickicht des Waldes, wo sie Tannen erkletterten, um Vogelnester auszunehmen oder dürres Reis und Tannzapfen sammelten, um das Feuer zu nähren, das bereits angezündet worden. Denn hinter der Hecke an der Straße brodelte es lustig im dampfenden Kessel und rastlos drehte sich am hölzernen Bratspieß der ausgeweidete Hammel. Allmälig langten die Weiber an, die in den umliegenden Bauernhöfen Mehl und Butter gebettelt, wohl auch im Vorbeigehen die Hühnerställe geleert hatten, wie die Haufen von Eier und das erwürgte Federvieh sattsam darthat. Auch die Keller mochten nicht verschont worden sein; denn hie und da langte eine der Dirnen einen gefüllten Krug unter der Schürze hervor. Ja, ein bäumiger Kerl brachte auf seinem Nacken gar ein Fäßchen, das er, seinem zerfetzten Hemde nach zu schließen, kaum bezahlt haben dürfte.

So wurde denn gesotten, gebraten und gebacken, daß es eine wahre Herzensfreude war. Dann setzte sich die Gesellschaft der Hecke nach in's Gras. Die Mahlzeit begann. Groß schien der Hunger und größer noch der Durst. Anfänglich ging es ziemlich wortkarg zu, denn Jeder war darauf bedacht, daß er doch bei der gemeinsamen Erquickung nicht zu kurz komme. Als aber die erste Begierde nach Speise und Trank befriedigt war, erhob sich immer lauter Scherz und Gelächter. Wie Schneegestöber flogen links und rechts die derben, aber mitunter sehr gesalzenen, geistreichen Witze. Vielen Spaß verursachte der Grünhag an der Straße. Eine muthwillige Dirne hatte nämlich das Laub an den Stauden in die mit Butterteig gefüllte Pfanne eingetaucht und die Zweige wieder emporschnellen lassen, so daß am Ende die ganze Hecke wie mit Kuchen besäet war. „Wir sehen einem glücklichen Jahre entgegen," rief ein Bettler, nachdem er einen tüchtigen Zug aus der kreisenden Weinflasche gethan und schnalzend sich das triefende Maul gewischt hatte. „Wenn im Frühlinge schon die Hecken mit Kuchen blühen, was werden uns erst im Herbste die

Bäume und Reben bringen! Hurrah! Juheissa! die ehrsame Gesellschaft hier soll leben, die Bettler, Landstreicher und Beutelschneider und vor Allem die ehrbaren Jungfrauen, die im Walde Hochzeit machen und hinter dem Hage in's Wochenbett kommen!"

„Schon Recht!" erwiederte ein junger Bursche, indem er seine lumpige, aber schöne Nachbarin umschlang. „Wir schmausten heute wie Fürsten, aber die Hauptsache fehlt noch. Warum sagt Niemand etwas vom Tanzen? wo bleibt die Hexe von Gäbistorf? die alte Elsbeth?"

„Die hat heute andere Geschäfte," antwortete ein Bettler, den die Bande gewöhnlich Schwarzjoggelis Bub oder den Wassermann nannte. „Wenn wir heute einen Ball haben wollen, so müssen wir uns mit den Musikanten behelfen, die schon vorhanden sind."

Diese Auskunft schien zwar dem jüngern Volke nicht zu behagen, allein, man mußte nun aus der Noth eine Tugend machen. Der blinde Geiger trat vor und der alte Pfeifer, dessen Kropf beinahe so groß war, als der Dudelsack, den er blies. Ein Knabe schlug den Dreiangel. Und also begann der Ball. Lustig drehten, fingen und verschlangen sich die Paare auf der grünen Wiese.

Plötzlich aber wurde der Jubel unterbrochen. Ein Bube rannte daher und sagte, daß der Bettelvogt mit zwei Bewaffneten erscheine. Musik und Tanz hatte nun ein Ende. Man fing an aufzuräumen und einzupacken, und da die Gesellschaft nicht das beste Gewissen zu besitzen schien, so machten sich Einige aus dem Staube oder verbargen doch im Gebüsche die Gegenstände, von denen die Polizei keine Kunde haben sollte. Der Bettler aber, den sie den Wassermann nannten, ermahnte die Erschrockenen, daß sie doch nicht durch unzeitige Aengstlichkeit Verdacht erregen möchten, indem der bewaffnete Besuch wahrscheinlich ganz andern Leuten gelte.

Einige Augenblicke später erschien wirklich der Stadtwächter von Baden, mit einer mächtigen Helleparte ausgerüstet. Bei ihm befanden sich zwei andere Bewaffnete. Sie trugen eiserne Gugelhauben auf dem Kopfe, auch hatten sie Panzerhemden aus eisernen Ringen über das leinene, mit Hanf gesteppte Koller angezogen. Der Schild am linken Arme und die Lanze in der Rechten deuteten darauf hin, daß es sogenannte Reisige oder Schildknechte waren. Als Wasser-

mann derselben ansichtig wurde, rief er: „Wohin, Konrad, wohin?“ „Nach der Teufelsherberge,“ versetzte der Schildknecht. „Aber was wollet Ihr dort?“ fragte der Bettler weiter. „Das wird Dich nichts angehen,“ sprach der Stadtwächter mit gravitätischem Ernste.

„Aha!“ lachte Wassermann, „Ihr wollet den Vogel im eigenen Neste ausnehmen. Gebet Acht, was Ihr thut. Habet Ihr diesen Morgen gebeichtet und eine Messe lesen lassen? Ja! ja Konrad, man gebraucht Dich da zu etwas, was mancher Ritter nicht wagte. Um hundert Gulden möchte ich nicht dabei sein.“ Nachdem die drei Männer vorübergeschritten waren, sagte Wassermann zu den übrigen Bettlern: „Die Knechte des Walters von Kasteln müssen hier auch einen Auftrag vollziehen, vor welchem denselben trotz der guten Bewaffnung heimlich die Haut schaudert.“ Und Wassermann traf den Nagel auf den Kopf. Wir müssen uns näher erklären.

Vermuthlich erinnert der Leser sich noch, daß der Ritter Walter von Kasteln dem Herzog Johann hundert Pferde überbracht hatte als Geschenk des Königs. Bei seiner Zurückkunft erzählte er dem Letztern wieder umständlich, in welch einer verdächtigen Stellung er gestern Abend die Wahrsagerin von Gäbistorf angetroffen habe. Dieses Mal fielen des Ritters Worte auf empfänglichen Boden. Albrecht hatte schon dem Argwohne Raum gegeben, der Einsiedler von Brugg spiele gemeinsames Spiel mit dem Erzbischofe von Mainz. Jetzt war er nicht ungeneigt, auch in der Hexe von Gäbistorf eine Kreatur des schlauen Priesters zu erblicken. „Du hast Recht,“ sagte Albrecht nach einigem Besinnen, „wir müssen die Alte verhaften und einige Minuten auf die Folter legen. Vielleicht schwatzt sie dann und gibt uns das Mittel an die Hand, den Pfaffen von Mainz in dem eigenen Netze zu fangen.“

Dieses Geschäft übertrug nun der Ritter dem Stadtwächter von Baden, dem er zwei Lanzenknechte beiordnete. Walter vergaß nicht, den drei Männern dringend einzuschärfen, daß sie die Schröpferin mit Niemand reden lassen, wenn sie etwa sagen sollte, dieser oder jener große Herr am Hofe kenne sie u. s. w. Die Männer versprachen zwar pünktlichen Gehorsam, allein, sie fingen die Sache etwas plump an. Sie verfügten sich zuerst in die großen Bäder hinab, wo Els-

beth in der Regel die Kurgäste zu schröpfen pflegte. Als ihre Nachforschungen hier ohne Erfolg waren, beschlossen sie, die Alte in Gäbistorf selber aufzusuchen. So kamen sie durch das Tannenwäldchen, wo ihre Erscheinung dem Tanze der Bettler ein unerwartetes, schnelles Ende machte.

„Schwarzjoggelis Bub ist doch ein unverschämter Strolch," hub der Bettelvogt an, nachdem sie aus dem Gehölze getreten.

„Freilich, freilich! entgegnete der Schildknecht Konrad, „aber aus der Luft gegriffen ist doch seine Behauptung nicht. Das Unternehmen, zu welchem wir da ausgezogen sind, ist wirklich kein Kinderspiel und ich will verdammt sein, wenn es mir in der Schlacht am Hasenbühel nur halb so Angst war, als heute. Wie geht es Dir, Ulrich?"

„Ich mag nicht reden," erwiederte der Lanzenknecht. „Ich bin bei Gott wie verhext. Die Beine sind mir so schwer, wie zwei Butterkübel und der Spieß in meiner Hand lastet wie ein Weberbaum. Es reut mich fürwahr, daß wir keine Messe haben lesen lassen."

„Je nun! dafür ist es jetzt zu spät," antwortete der Bettelvogt. „Darum denke ich, es wäre das Beste, wir kehrten in diesem Wirthshause hier ein, eine gute Maß zu trinken."

„Topp!" rief Konrad. „Ich bin dabei. Eine Maß oder zwei. Geht dann nachher das Teufelholen an, so fahren wir doch nicht mit nüchternem Magen zu Hölle."

Ulrich warf seinen Blick auf das Wirthshaus, das an der Straße stand, und es dünkte ihm, der geflügelte Engel im Schilde winke so freundlich, daß er auf der Stelle sich entschloß, hier das verzagte Herz zu stärken. Statt aller Antwort schwenkte er der Herberge zu. Der Wein, den unsere Helden dort fanden, mußte nicht schlecht gewesen sein; denn sie weilten zwei volle Stunden in der Schenke. Als die Reisigen wieder ins Freie traten, glühten ihre Gesichter, wie die untergehende Sonne und ihre Füße machten bedenkliche Schlangenlinien. Doch hatte der Rebensaft die Wirkung hervorgebracht, daß sie jetzt mit größerer Herzhaftigkeit dem Felsen zuwandelten, auf welchem die Hütte des übelberüchtigten Weibes sich erhob. Bei der Teufelsherberge angekommen, klopfte der Bettelvogt drei Mal mit der Helle-

parte an der Hausthüre, allein Niemand wollte öffnen. Durch den Gedanken, daß die Frau Doktorin abwesend sein müsse, muthiger gemacht, kletterte Konrad mit Hilfe seiner beiden Genossen vor das Fenster der Apotheke. Da sah er denn gewisse Gegenstände, die ihm die Lust benahmen, mit dem übrigen Inhalte des Hauses genauere Bekanntschaft zu machen. „Ich für meine Person habe genug," sprach er, „wenn Walter von Kasteln mehr wissen will, mag er sich selbst hieher bemühen." Ulrich pflichtete ihm bei und der Stadtwächter erklärte: „Wir haben unsere Sache gethan; daß das Weib nicht bei Hause ist, kann uns nicht zur Last gelegt werden." Und also zogen sie wieder ab, wie sie gekommen waren. Bei'm Hinuntersteigen hörten sie freilich ein wildes Gelächter. Da sie aber Niemand erblickten und da der Ton, der wie Ziegengemecker klang, in den Lüften, hoch ob ihren Häuptern hinzufahren schien, so beflügelte das nur den Rückzug der drei Helden. Als sie wieder auf der Heerstraße waren, sagte Konrad: „Ich will verdammt sein, wenn ich bei dem unheimlichen Geißbockgemecker nicht gefroren habe, wie ein nasses Kalb und wenn meine Haut nicht schauderte, wie die Haut einer gerupften Henne."

Die Sache ging indessen ganz mit natürlichen Dingen zu. Ein Bettler, den wir unter dem Namen Wassermann kennen, hatte in Baden erfahren, daß die Häscher der Elsbeth von Gäbistorf auf der Spur seien, und war sogleich nach der Teufelsherberge geeilt, das Weib vom nahenden Besuche zu unterrichten. Die Alte ließ sich die Warnung nicht zwei Male geben, sondern packte einen Theil ihrer Schriften und Kostbarkeiten zusammen, verschloß die Thüre und zog sich ohne Säumen in den benachbarten Wald zurück. Dort stand sie hinter dichtem Gebüsch auf einem Felsen, wie auf einer Warte und beobachtete das Benehmen der Bewaffneten. Als der Stadtwächter und die beiden Reisigen mit langen Nasen von der Teufelsherberge abzogen, konnte sie sich nicht länger halten, sondern stieß ein wildes, ihr eigenthümliches Hohngelächter aus. Das war es, was den Helden unserer Erzählung so unheimlich vorkam.

Doch, lassen wir die Mutter und sehen wir uns dafür nach der Tochter um. Diese wandelte eben in ihrer malerischen Tracht durch den Weinberg, der über dem Städchen Brugg sich erhebt. Rosa wurde, wie wir wissen, häufig der Engel von Gäbistorf genannt.

Und dieser Name war hier nicht bloß Schmeichelei süßer Herren oder alberner Gecken. Wenn ein gewisser rührender Zauber, wenn Anmuth, Schönheit, Unschuld und Herzensgüte einem jungen Mädchen etwas Himmlisches verleihen können, so war das bei Röschen der Fall. Den Einen und Andern unserer Leser, die es nicht vermögen, den Menschen in seinem reinen Menschenwerthe aufzufassen, stoßt vielleicht die niedrige, rohe Umgebung, unter welcher dieses gute Wesen sich aufhalten mußte; bei uns hingegen vermehrt das nur noch das Interesse für diese edle Gestalt und wir ärgern uns nicht darüber, daß der Schatten hier hart am Lichte sich befindet, weil das Licht dadurch nur noch mehr hervorgehoben wird. Schön Röschen kam eben aus einigen Hütten, wo sie arme Kranke besucht und neben den Arzneien ihrer Mutter auch die eigene Baarschaft gelassen hatte. Wohlthätigkeit war immer ein Hauptzug in dem Wesen dieses Mädchens gewesen, besonders aber jetzt. Wäre sie die Königin der Welt gewesen, sie hätte heut die Welt verschenkt, um die Armen zu trösten und die Kranken zu erquicken. Sie war ja selbst so froh, so glücklich, warum sollte sie nicht überall die Thränen des Grames in die Zähre der Freude verwandeln? Sie liebte und wurde wieder geliebt. Die Erde, welche ihr gestern noch so öde erschien, hatte sich in ein Paradies verwandelt.

Die Begebenheiten des verflossenen Tages zogen an ihrem Geiste vorüber, wie die Gebilde eines glänzenden Traumes. Die Ueberraschung durch den fürstlichen Jüngling, Johanns Geständniß, sein Kuß, — alles das lebte die Jungfrau in ihrer Erinnerung wiederholt durch. Das Wort: „Rosa, ich liebe Dich aus vollem, warmem Herzen," ach! dieses Wort klang wie Halleluja des Himmels in ihre Seele und es fand ein tausendstimmiges Echo, das jede Saite des wunderseligen Gemüthes durchzitterte. Sie hätte ihrer Mutter gerne gezürnt, daß sie durch ihre rauhe Dazwischenkunft den schönsten Augenblick gestört, daß sie durch ihre ungemessenen Ausdrücke den Geliebten verletzt. Und doch konnte Röschen nicht zürnen. Elsbeth hatte ja dem Herzoge gesagt, daß er sich ihrer Tochter nicht zu schämen habe, daß sie aus fürstlichem Blute stamme, so gut, wie er. Allerdings hatte Rosa früher oft die ärmste Bürgerstochter um ihre ehrliche Herkunft beneidet, sie hätte früher gerne einen ewig undurch-

dringlichen Schleier über die eigene Geburt geworfen. Und jetzt — wie seltsam das menschliche Herz doch ist! — jetzt dachte sie vielmehr an die fürstliche Abstammung, als an die ungesetzliche Verbindung ihrer Mutter. Sie hatte gehört, daß der König den diesfälligen Makel vom schuldlosen Kinde wegnehmen könne. „Leicht wird es freilich nicht sein," dachte Röschen, „aber Du liebst mich, edler Johann und Deine Rosa liebt Dich auch und was sollte treuer Liebe unmöglich sein?" Mit diesen Worten schaute die Jungfrau von einer Anhöhe nach dem Thale hin, wo das Städtchen Baden im romantischen Bergkessel liegt. Umflossen vom Verklärungsglanze inn'ger Sehnsucht breitete sie die Arme aus nach dem Gegenstand ihrer Liebe und betend erhob sie den seelenvollen Blick nach dem Himmel.

„Jungfer Rosa! Jungfer Rosa!" mit diesem Zurufe wurde das Mädchen aus den süßen Träumereien aufgeweckt. Der Ruf kam von einem Manne her, der querfeldein lief, von dem Bauer eines benachbarten Lehnhofes. Dieser erzählte keuchend und von Schweiße triefend, es liege in seinem Hause ein unglücklicher Mann, der einen schweren Fall gethan. Nirgend sei Hilfe zu finden, denn der Doktor von Brugg sei gen Baden geritten und der Scherer so betrunken, daß er weder stehen noch gehen könne. Daher werde die Jungfrau Rosa gebeten, daß sie sich nach dem Bauernhause verfügen möchte, ob sie vielleicht noch ein Mittelchen wüßte für den Kranken, der ohne ärztlichen Rath zu Grunde gehen müßte.

Schön Röschen willfahrte dem Bittenden gerne und folgte demselben in die Hütte, wo der Kranke sich befand. Ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, lag der Gefallene auf einem Strohlager. Den Mann mit dem langen, weißen Barte, mit dem dunkeln, durch einen Strick zusammengehaltenen Kleide, diesen Mann hatte die Jungfrau schon oft gesehen. „Das ist ja der Einsiedler von Brugg, der fromme Bruder Berchtold!" rief sie.

Röschen hatte Recht. Von der Wichtigkeit des ihm gewordenen Auftrages durchdrungen, war der Eremit von Rheinfelden fortgeeilt, als säße er auf den Flügeln des Windes. Allein, sei es nun, daß der Renner vor einem Baumstamm erschrack und einen Seitersprung machte, oder daß dem Klausner Aug und Hand und Knie nicht mehr so zuverlässig diente, wie in jüngern Jahren, genug, das Roß stürzte.

Einige Holzhauer, die unweit von der Straße arbeiteten, sahen das Mißgeschick des Bruders und zogen ihn halbtodt unter dem Pferde hervor. Noch lag er bei der Ankunft des Mädchens von Gäbistorf in tiefer Ohnmacht. Mit Hilfe einiger Arzneimittel, die Rosa zufällig bei sich hatte, brachte sie den Bewußtlosen zur Besinnung, worauf sie ihm die Wunden verband und einige Ueberschläge von kaltem Wasser machte.

„Was ist das? wo bin ich?" fragte Berchtold. Als man ihm sagte, was ihm begegnet sei, kehrte die Erinnerung zurück und er seufzte: „Das ist ein unglücklicher Fall und die Zögerung, die er verursacht, kann von verderblichen Folgen sein. Und doch sind meine Schmerzen zu groß, als daß ich dieses Bett verlassen könnte. Daß ich doch Jemand hätte, um den Brief nach Baden zu schicken." „Es wird sich schon Jemand finden," entgegnete Röschen. „Mag sein," sprach der Einsiedler, „aber die Person sollte zuverlässig sein; es ist ein Auftrag, den ich nicht Jedermann anvertrauen kann." „Ehrwürdiger Vater, wenn ich im Stande sein sollte, die Sache auszurichten, so wird es mir am Willen nicht fehlen. Auch ist mein Fuß leicht, ich werde bald den Weg zurückgelegt haben."

Verwundert und erfreut sah der Einsiedler die Jungfrau an und sagte: „Willst Du das thun? Ja! Du bist immer ein gutes und frommes Kind gewesen, Dir darf ich schon vertrauen. Gehe, aber kehre in Gäbistorf nicht an. Nimm diesen Brief und trage ihn auf den Stein in Baden, zum König. Alsdann verfüge Dich zum Herzog Johann und sprich zu ihm, der Bruder Berchtold lasse ihn freundlich grüßen und dringend bitten, daß er sich vor einer gewissen übereilten und sündlichen Handlung hüte. Er habe noch mehr Freunde, als er glaube, und es seien noch bessere Mittel übrig, um dem Waisen zum Rechte zu verhelfen. Aber Du sagst solches dem Fürstensohne unter vier Augen, es darf die Warnung sonst Niemand hören. Verstehst Du? Knie nieder und empfange meinen Segen. Laufe! ich will inzwischen für Dich beten; laufe, Rosa! Du rettest dadurch vielleicht ein Menschenleben und eine Menschenseele. Was erbleichest Du? und was zittert Deine Hand? Armes Kind! fürchte Dich nicht; diese Großen der Erde sind Menschen, wie wir; Herzog und König mangeln des Ruhmes vor Gott so gut, wie der geringste ihrer Knechte."

„Aber," stammelte das Mädchen, „o Gott! was will er thun? Ich will ihn schon warnen; aber wird er mich auch verstehen? Ich meine den Herzog."

„Suche nicht näher in dieses Geheimniß einzudringen. Was der alte, lebensmüde Klausner kaum trägt, wäre zu schwer für der Jungfrau zarten Sinn. Richte dem Herzog Johann meinen Gruß getreulich aus. Der Unglückliche wird den Wink nur zu gut verstehen. Gehab Dich wohl! fort! Gott mit Dir! Beflügle Deinen Fuß."

Das Mädchen war während der Rede des Einsiedlers niedergekniet und hatte den Segen des frommen Greisen empfangen. Jetzt eilte sie davon. Röschen wußte nichts vom Mordplane, der im Garten des Hinterhofes gefaßt worden, sie ahnete nichts von dem Besuche, den Johann diesen Morgen in der Teufelsherberge gemacht. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel fiel des Klausners Wort in ihr von Liebe durchglühtes Herz. Der Eindruck, den dasselbe in letzterm hervorbrachte, läßt sich nicht beschreiben. War das Wort auch dunkel, so errieth, Röschens heller Geist doch den Sinn desselben nur zu bald. Sie war einen Augenblick einer Ohnmacht nahe. Aber die Furcht, ihr eigenes Geheimniß den Augen des Eremiten zu verrathen, und der Gedanke, daß Johanns Schicksal in ihre Hand gelegt werde, gab ihr Kraft, die Schwäche zu bezwingen.

Es währte nicht lange, so hatte Rosa eine bedeutende Strecke Weges zurückgelegt. Schnell, aber doch mit etwelcher Mäßigung, wie der weibliche Anstand sie gebot, ging's durch Weiler und Dörfer dahin. War aber die Jungfrau auf freiem Felde, so setzte sie jegliche Rücksicht bei Seite; sie rannte, sie flog, so viel der behende Fuß Boden gewann. Das wallende Haar strömte rückwärts im Winde, das Auge flammte, die Wange glühte und hörbar schlug der wallende Busen. So dachten sich die alten Griechen des Schöneus Tochter, die flüchtige Atalanta. Mehr als ein Wanderer wendete sich erstaunt nach der schönen Läuferin um, die ohne Gruß und mit leichtem, geflügeltem Schritt, wie eine Gazelle, an ihm vorüber geschwebt war. „Daß ich doch nicht zu spät komme, daß ich meinem Geliebten zum schützenden Engel werde" — das war Rosa's einziger Gedanke. Schon lag Brugg, Gäbistorf und die Reuß im Rücken, schon nahte sie dem Königsschlosse von Baden. Siehe! da standen drei Bewaffnete auf der Straße.

„Alle Wetter! wie das Mädel laufen kann! Warum so eilig, Jungfer? Haben sie eine Eierlese da drunten in Brugg? habt Ihr eine Wette eingegangen? oder brennt es! Halt! und gib Antwort Der Teufel soll mich holen, wenn mir die schmucke Dirne vom Flecke kommt, bevor ich ihr einen tüchtigen Schmatz aufgedrückt habe.“

So sprach der Schildknecht Konrad, dem Mädchen den Spieß vorhaltend. „Laß mich!“ rief Röschen, „ich muß schnell zum Herzog Johann.“

„Was? zu dem böhmischen Knaben, von welchem sie sagen, er soll ein Pfaffe werden. Hat der Dich herbestellt? Der unmündige Vetter mag warten; bleibe Du lieber bei ehrlichen Schildknechten, wie wir sind,“ erwiederte Konrad.

„Um Gotteswillen! versperret mir den Weg nicht!“ flehte Röschen, „ich muß zum König.“

„Nein! nein! packet die Dirne, der Fang ist wichtiger, als Ihr glaubet,“ fiel der Stadtwächter ein, „wisset Ihr nicht, daß dieses die Tochter der alten Elsbeth ist. Fort, zu Walter von Kasteln.“

„Wenn sie aber zum Könige soll?“ entgegnete Ulrich, der einiges Mitleid mit dem schönen Mädchen fühlte, „die Jungfer sagt ja, sie habe etwas bei'm Könige auszurichten.“

„Possen! Possen!“ versetzte der Stadtwächter, „dieses Lumpenpack sagt Vieles. Wer diesen Strolchen Alles glauben wollte!

„Aber sehet doch! hier ist ja der Brief, den ich dem Könige bringen soll.“

Dieses Aktenstück machte freilich die Männer stutzig. Der Stadtwächter gab das Schreiben dem Konrad, dieser reichte es dem Ulrich und der Letztere stellte es dem Stadtwächter zurük. Ein bedenkliches Kopfschütteln ging von Einem zum Andern, und mit Recht, Von den drei Helden allen konnte nämlich kein einziger lesen. Ihre Verlegenheit war nicht klein. Endlich wurden sie räthig, Konrad soll die Gefangene auf die Bettlerherberge führen, während der Stadtwächter und Ulrich sich mit dem Briefe zu Walter von Kasteln verfügen, um in Sachen neue Verhaltungsbefehle einzuholen.

22.

Man kann lächeln und immer lächeln und doch ein Schurke sein.

„O voyez! je vous prie! wie schön die Mamsell ist! was will verfluchter Esel von Schildknecht, daß er führt die Jungfrau, als habe er gefangen eine alte Bettelhexe. O sacre! Müßten wir nicht gehen alle beide directement bei königlich Majestät zu Mittagessen: ma foi! ich würde schlagen dem Schildknecht entzwei die Rippen und würde sprechen zu Mamsell: Schön Kind! geb Sie mir einen Kuß! Ich bin Err Theobald von Blamont, seh Sie mich an! Will Sie nicht schlafen bei mir?“

Also redete der welsche Ritter im Vorübergehen zu seinem Begleiter, dem Herrn von Finstingen. Dabei unterließ er nicht, dem Engel von Gäbistorf eine zierliche Verbeugung zu schneiden und dem Mädchen mit der Hand einen Kuß zuzuwerfen. Allein das gute Röschen achtete der Galanterie des stattlich geputzten Ritters nicht. Dasselbe war auch der Fall bei'm Herrn von Finstingen, der dem lauten Entzücken seines gesprächigen Begleiters ein tiefes Schweigen entgegensetzte.

„O schade! daß es hat so schöne Mädchen chez les bêtes Allemands. Deutsch Mann versteht, sich zu schlagen mit die Männer, aber er hat kein savoir fair bei die Damen.“ Also seufzte der Welsche mit komischem Aerger.

Es hatte indessen seinen guten Grund, daß er mit seinen Artigkeiten so geringen Anklang fand. Auch Finstingen war, wie Röschen, in diesem Augenblicke mit ganz andern Dingen beschäftigt. Er gedachte der zweideutigen Rolle, die er zu spielen gezwungen war, und der Gefahr, die über seinem Haupte schwebte, sowohl von Seite des Königs, als auch von Seite des Herzogs Johann; zwar hatte er nach der Vorschrift des Bruders Berchtold den König gewarnt, und die Warnung war von diesem gnädig aufgenommen worden. Aber Albrecht hatte sich geweigert, dem Neffen das väterliche Erbe herauszugeben, weil er das Ganze für ein angelegtes Spiel des Churfürsten von Mainz ansah. Wie nun, wenn die Ver-

schwornen wirklich inzwischen einen Angriff auf das Leben des Kö-
nigs wagen würden? wenn die That mißlänge? Oder wenn sie den
Ritter an das Versprechrn in vergangener Nacht erinnerten und ihn
zur Erfüllung aufforderten? Was sollte er in diesem Falle thun?
Sagen, welchen Schritt er bei Albrecht versucht, oder schweigen?
Mußte nicht Beides ihn bei Johann und seinen Freunden in den Ver-
dacht der Verrätherei bringen?

So wogte es in der Seele des schwachen Mannes auf und ab,
als er am Morgen von der Königsburg nach seiner Herberge zurück
gekehrt war. Diese Unruhe wurde noch vermehrt, als sein Knappe
ihm meldete, daß die Ritter Wart, Balm und Eschenbach dem Hause
sich nähern. „Sag' ihnen," rief Finstingen, „ich sei nicht wohl; nein!
ich sei ausgegangen und komme in einer Stunde wieder zurück."
Dann lief er im Zimmer hin und her und seufzte: daß doch Berch-
told bald käme oder daß ich doch wüßte, was der Einsiedler in
Rheinfelden ausgerichtet hat."

Diese Unruhe entging dem scharfen Blicke des welschen Ritters
nicht, der mit Finstingen das Zimmer theilte. „Ah! traurig mon
cher! sehr traurig? Warum so hängen die Kopf und so spazier die
Stube hin und her? Monsieur le Chevalier de Finstingen hat sonst
immer gehabt bon courage; warum jetzt so kaput? Ist Madame
untreu geworden, fehlt das Geld, hat böser Nachbar die Burg ver-
brannt? Was ist arrivirt? Herausgesagt franchement! Diable
m'em Port, ich will helfen brüderlich. Ich will zeigen schönere Frau,
ich will geben meine Börse, ich will todtschlagen den Feind."

Theobald von Blamont wurde so dringend und wußte trotz sei-
nes gebrochenen Deutsches so viel von Freundschaft, von fraternité
et fidelité zu sprechen, daß Finstingen zuletzt nicht länger widerstehen
konnte, sondern dem liebenswürdigen Schwätzer die ganze Geschichte
erzählte. Blamont hörte sehr aufmerksam zu, sein Auge brannte und
ein schlaues Lächeln flog mehr als ein Mal über die feinen Züge sei-
nes ächt französischen Gesichtes.

„Und das habet Ihr gesagt dem Eremiten?" rief Blamont,
„Pardon! das war ein verflucht dummer Streich. Der Waldbruder
ist ein Spitzbube, der wird hingehen zu der Königin, wie es alle-
weil machen die verdammten Pfaffen, und wird verrathen Alles und

wird kriegen grosen Lohn, Monsieur le Chevalier de Finstingen aber wird abziehen mit langer Nase. Denket, ich habe gesagt das."

Finstingen versicherte, daß er den frommen Berchtold Strebel zu gut kenne, um eine solche Niederträchtigkeit von seiner Person zu befürchten. Hingegen verbarg er nicht, daß er dem Besuche der Verschwornen mit etwelcher Bangigkeit entgegen sehe, indem er nicht wisse, ob er ihnen etwas und wie viel er ihnen mittheilen solle von dem, was inzwischen sich zugetragen.

„O! wenn nur das ist," erwiederte Blamont, „so seid nicht traurig deshalb. Lasset mich machen! Ich will schon arrangiren die Sache comme il faut. Ich bin gewesen Page am Hofe von Frankreich. Da habe ich gelernt die politique, je vous assure."

In diesem Augenblicke meldete Finstingens Knappe die drei Ritter Wart, Balm und Eschenbach. „Entrez! entrez! Messieurs!" schrie Blamont, indem er die Thüre öffnete und die Treppe hinabflog. Er umarmte alle drei der Reihe nach. O, que je suis charmé de vous voir ici! Chevaliers Rudolf von Balm und von Wart seid liebe cousins. O, meine cousine, die Frau Gertrud von Wart, sie war immer eine fille aimable und ich mache Monsieur le Chevalier de Wart mein Compliment, zu besitzen einen Schatz, wie Frau Gertrud! O, bon jour! Monsieur Chevalier d'Echenbach! O, Pardon! ich kann nicht wohl aussprechen den Namen, aber ich liebe sehr den Mann; denn die Freunde meiner Freunde sind allezeit auch meine Freunde."

Nachdem Blamont auf diese Weise die Ritter in das Zimmer geführt hatte, erzählte er auf die ungezwungenste Art von der Welt: Es sei dem Könige heute durch den Wirth des Hinterhofes angezeigt worden, daß in vergangener Nacht der Herzog Johann und seine Freunde sich im Garten daselbst wider das Leben des Königs verschworen, laut der Aussage eines Küchenjungen, der zufällig das Gespräch der Ritter belauschte. Albrecht habe zwar der Anzeige keinen Glauben beigemessen, jedoch ihn, den Theobald von Blamont, und den Herrn von Finstingen gefragt, ob sie nichts Verdächtiges wahrgenommen. Sie beide hätten aber den König versichert, sie seien in vergangener Nacht nie von der Seite des Herzogs gewichen und können bezeugen, daß jede Angabe der Art Lüge oder Mißver-

stand sei. Wohl habe man bei Anlaß der sonderbaren Lufterscheinung von dem Bischofe von Basel und seinen Absichten wider das Leben des Königs gesprochen. Das habe vielleicht der Küchenjunge gehört und falsch gedeutet.

„Und was sagte der König dazu?" fragte Eschenbach.

„O, der war sacrement en colère wider den Wirth im Hinterhofe," antwortete Blamont. „Sa Majesté nannte ihn einen Spitzbuben, daß er verleumde seinen Neffen. Und nun, was passirte? Monsieur le Chevalier von Finstingen fiel auf die Knie vor dem König und bat, daß er möchte geben das väterliche Erbe seinem Neffen. Was spricht der König? Nein! meine Herren, das kann jetzt nicht sein also. Aber schauet, was ich will thun. Hundert Pferde will ich heute noch schicken dem Prinzen, daß er erkenne, wie ihn liebet mein königlich Herz."

„Ist das wahr?" fragte Balm, einen forschenden Blick auf Finstingen heftend.

„Daß ich den König auf meinen Knieen anflehte, er möchte doch dem Herzog Johann das väterliche Erbe aushinzugeben — das hat seine Richtigkeit," versetzte Finstingen.

„Schon gut, schon gut," fiel Rudolf von Wart ein. „Der Herzog weiß sicher diese Verwendung zu würdigen, obgleich er in Zukunft solcherlei Fürbitten von Seite seiner Freunde weder bedarf noch begehrt. Denn er vertraut unbedingt der Huld seines Königs, von dessen wohlwollender Gesinnung er heute einen neuen Beweis erhalten. Was gestern im Hinterhofe gesprochen worden — das weiß ich heute nicht mehr. Der Abt von St Gallen sparte den Wein nicht; und so habe ich wenigstens ihn empfunden — und vielleicht die Andern auch. Was aber bei'm Humpen geäußert wird, das kann man nicht auf der Goldwage abwägen. Eigentlich sind wir nur hergekommen, um uns zu erkundigen, wie die beiden Herren geschlafen, und ihnen einen guten Morgen zu wünschen."

So bemühte sich Rudolf von Wart, ein näheres Eintreten über den Gegenstand zu verhüten und dem Ganzen, wo möglich, eine unschuldige Deutung zu geben. Einige Augenblicke später verabschedeteu sich die beiden Ritter.

Finstingen war wie versteinert gewesen, als er hörte, mit wel-

cher Ungezwungenheit Blamont den drei Rittern sein Mährchen vorlog. Kaum hatten diese das Zimmer verlassen, so fing er an, dem Welschen Vorwürfe zu machen. Allein dieser lachte ob dem Tadel. „O, was das sind für ehrliche Leute die Deutschen. Ich habe Euch geholfen aus großer Verlegenheit. Jetzt aber, wo Ihr solltet kommen und sagen: Je vous suis bien obligé! scheltet Ihr mich einen Lügner. Lügen, wenn man damit hilft einem guten Freunde aus Verlegenheit, ist keine Sünde."

„Ob aber damit etwas geholfen ist?" entgegnete Finstingen. Und mit Recht! Hätte er im Herzen des welschen Ritters lesen können, so hätte er Ursache zu neuen Sorgen gehabt. Dem ränkesüchtigen Manne waren die Eröffnungen des schwachen Finstingen sehr erwünscht gekommen. Er erblickte darin ein Mittel, sich beim Könige in Gunst zu setzen, und war fest entschlossen, am gleichen Tage noch das ganze Geheimniß an Albrecht zu verrathen. Diese bösen Absichten verbarg er freilich unter Scherz und Lachen.

Finstingen bedauerte zwar im Innern, daß er sich so in die Gewalt des Welschen gegeben. Aber es war nun geschehen. Auch er mußte zum schlimmen Spiele gute Miene machen. Und so kleideten beide Männer sich an und begaben sich durch die Gassen des Städtchens hinauf nach dem Steine von Baden, wo sie zum Mittagmahle an der königlichen Tafel eingeladen waren.

Da begegneten sie dem schönen Röschen von Gäbistorf, das von dem Schildknechte Konrad in die Gefangenschaft geführt wurde. Blamont kam schier außer sich vor Entzücken. Aber seine französischen Artigkeiten fanden kein Gehör, weder bei der Jungfrau, noch bei dem Begleiter."

23.

Die Riesenpastete und der Zwerg.

Pater Anselmus stand in seiner Schulstube und verrichtete das saure Tagewerk, das ihm der liebe Herrgott, oder, wie er selber manchmal sagte, die Mißgunst des Abtes auferlegt hatte. Wir haben

zwar allen Grund zu glauben, daß er mit dieser Aeußerung des Unmuthes sich und dem Abte Unrecht that; denn die Natur deutete mit Fingern auf ihn hin und sagte: Magister esto! der soll Schulmeister sein! Er hatte zwar nicht die Würde jenes Dorfschulmeisters, der, als der König in seine Stube trat, unerschütterlich seinen Hut auf dem Kopfe behielt, damit seine Buben nicht ahnen, daß es im Königreiche noch einen Mann gebe, der mehr sei, als ihr Schulmeister. Er war vielmehr eine Art von Ecce homo des Schulmeisterstandes, den schon die Natur zum Kreuzträger für das Golgatha der Schulstube bestimmt zu haben schien. Eine lange, hagere Gestalt mit einem länglichen Kopfe, dessen Scheitel sich hinten zuspitzte wie das Haupt eines Chinesen, mit bleichen, magern Händen, die er aus seinen weiten Aermeln hervorstreckte, wie die Glieder einer Mauerspinne — so wandelte Anselmus mit stark gebogenen Knieen gleich einem Storche durch die hallenden Gänge des Klosters Wettingnn, oder besser gesagt, er duckte sich ängstlich den Wänden und Mauern entlang, indem er beständig nach der Seite hinschielte, als fürchte er sich, der gnädige Herr oder ein anderer seiner Obern möchte an ihm vorüberschreiten und nicht genug Platz finden für die hohe Würde und die stattliche Gestalt. Gewöhnlich trug er das Brevier oder ein anderes Büchlein in der Hand, auch guckte ihm nicht selten ein Büschel Federn oder eine Papierrolle unter dem nachläßig herabhängenden Kleide hervor. Trotz dieser äußern Weihe zum Schulamte wurde es indessen dem guten Pater doch schwer, in der Schulstube die gehörige Mannszucht zu handhaben. Die einen der Klosterbuben waren so ungelehrig, daß Anselmus sich täglich nach dem berühmten Nürnberger Trichter sehnte, mit welchen man solchen Eseln das Lesen und Schreiben eingießen könnte; die Andern aber waren wahre Galgenschlingel, die dem Professor tausendfachen Schabernack anthaten. Daher wußte der Mann oft nicht, was anfangen. Er wechselte mit Liebe und Strenge; er lehrte, mahnte, klagte, drohte, schimpfte, fluchte, stampfte, prügelte — und gewöhnlich war Alles umsonst.

Auch am ersten Maitag des Jahres 1308 versuchte Anselmus alle Abstufungen dieser Tonleiter. Da stand der Mann in der schwarzen Stube mit dem Haselstock in der Hand. Vor ihm festlich geschmückt die Knaben und Mädchen. Letzteres dürfte in einem Mönchskloster

etwas auffallend erscheinen; allein das Auffallende wird sich sogleich verlieren, wenn wir bemerken, daß die Mädchen von dem Kloster Fahr herabgekommen seien, um dem Aufzuge beizuwohnen, welcher unter der Leitung des Pater Anselmus vor sich gehen sollte. Anfänglich ließ Anselmus einzelne Knaben und Mädchen vortreten, gewisse Bewegungen machen und bald lateinische, bald deutsche Verse hersagen. Ein feierlicher Gesang sollte den Schluß des Aktes bilden. Kaum waren aber einige Noten gesungen, so stockte der Chor — die Mädchen kicherten, und die Buben brachen in ein schallendes Gelächter aus. Der Mönch stutzte — er verwies den Mädchen ihre Unartigkeit mit freundlichem Schmunzeln und — gab den zunächst sich befindenden Buben ein paar Ohrfeigen. Der Chor begann auf's neue und bei'm dritten Takte ertönte wieder ein schallendes Gelächter. Und wer hätte das den jungen Leuten verargen können? Hinter dem großen Kachelofen der Schulstube war ein Fensterchen angebracht. Während nun das Singen im besten Zuge ist, öffnet sich das Fensterlein und hineinguckt ein äußerst possierlicher Kerl, Kuni von Stocken, der Hofnarr des Herzogs Leopold. Dreht der Pater sich um, bückt der Hofnarr sich nieder. Schaut der Professor gegen die Schüler, singt er und schlägt den Takt: flugs! streckt der Schalk den Kopf zum Fenster herein, thut das Maul auf und ahmt die Taktschläge des Kapellmeisters nach. Letzterer ahnt freilich von der Nähe des Spaßmachers nichts, und die Schüler wagen nicht, den Grund ihrer Heiterkeit anzugeben. Der Gesang beginnt zum dritten Male und mit demselben Erfolge. Da reißt dem Scholarchen der Faden der Geduld; mit wüthendem Toben schwingt er links und rechts den Haselstock. Alles weint und heult. Der Zwerg aber lacht in die Faust, denn er hat sich jetzt dafür gerächt, daß gestern Abend einige Klosterschüler das Signal zu seiner Verfolgung gegeben. Zwar wurden auch in diesem Sturm die Mädchen noch geschont; allein der Schrecken oder das Mitleid bemächtigten sich ihrer dergestalt, daß sie laut aufschreiend nach dem Fensterchen wiesen und den Schalk verriethen, der all' dieses Unheil angerichtet. Bevor Anselm nachsehen konnte, öffnete sich die Thüre und Kuni schwang sich im Rade über Bank und Tisch weg zu den Mädchen hinauf. Dann machte er dem Professor eine zierliche Verbeugung und sprach:

„Ehrwürdiger Vater, laßt doch das Singen und machet, daß das bewußte Ding auf das Schloß hinauf gebracht wird. Der Herzog hat schon zwei Mal nach der Limmat gesehen, ob das Schiff nicht komme."

Der Schulmeister war ganz verblüfft, daß er an einer Arbeit überrascht worden, die, wie er selbst fühlte, seiner christlichen Sanftmuth nicht sonderlich zur Ehre gereichte. Er stand eine Weile schweigend da und mit offenem Munde, wie wenn er die Worte des Zwerges nicht verstanden hätte. Als aber Kuni seine Mahnung wiederholte, trat dem armen Anselmus der helle Angstschweiß auf die Stirne. Er bückte sich vor dem Hofnarren des Herzogs, als ob dieser der Herzog selbst oder gar der König wäre, und versuchte, über die Verspätung eine Entschuldigung herzustottern. Er fing also an: „Gnädiger Herr Hof — Herr Hof — :" Da aber das „Narr" nicht über die Lippen wollte, so blieb der Rest der Rede zwischen den Zähnen hangen. Um aber seine Verlegenheit einigermaßen zu verbergen und dem königlichen Boten seine Willfährigkeit zu beweisen, drehte sich der Mönch nach den Schülern um, streckte den langen Rücken, runzelte die Stirne, bließ die Nasenlöcher auf und schrie wie besessen: „Habet Ihr's gehört? Ihr Schlingel! Fort in Eure Zellen! der Aeskulap und der Pilger sollen sich schnell ankleiden. Holet die Blumenkränze für die heilige Verena. In einer Viertelstunde fährt das Schiff ab."

Wirklich schwamm eine Viertelstunde später ein mit Kränzen und bunten Bändern, Wimpeln und Segeln reich verziertes Schiff die Limmat hinunter. Vier als Bären verkleidete Männer führten die Ruder; sechs als Wölfe vermummte Musikanten spielten eine köstliche Melodie. In Baden angelangt, begab sich der abenteuerliche Zug unter der Leitung des Paters Anselmus zum Steine hinauf. Zuerst kam der heilige Georg, der trieb eine in Pelz gehüllte Figur vor sich her, die offenbar den Winter vorstellte. Im folgte der Mai mit einem blühenden Zweige in der Hand. Dann erschien eine ehrwürdige Gestalt, welche man an dem mit einer Schlange umwundenen Stabe sogleich für den Gott Aeskulap erkannte; ihm zur Rechten ging die heilige Verena, die Schutzpatronin der Bäder, mit einem Kruge in dem Arme; zur Linken aber wandelte seine Tochter, die

Göttin Hygieia, die eine Schaale mit Gerstenbrod hielt, woran eine Schlange sich labt. Hinter ihnen kam ein Mann mit aufgeschürztem Gewande, einen Pilgerstab in der Hand, eine Kürbisflasche an der Seite und einen mit einem goldenen Sterne geschmückten Muschelhute auf dem Haupte. Das sollte den Grafen Heinrich von Rappersschwil vorstellen, mit dem Beinamen der Wandelbare, der bekanntlich der Stifter des Klosters Meerstern von Wettingen war. Auf ihn folgten die vier wie Bären vermummten Schiffer, welche auf einer Tragbahre eine mächtige Pastete trugen, über die ein grünes Zelt ausgespannt war, auf dessen Spitze ein gelb und schwarzes Fähnlein wehte. Den Schluß machten die als Wölfe verkleideten Musikanten und die mit stattlichen Weinkrügen und Sestern beladenen Klosterschüler.

Diese seltsame Mischung von Thiergestalten, heiligen Bildern und mythologischen Personen mag vielleicht den Leser befremden. Allerdings dürften der Abt von Wettingen und sein Schulmeister, der Pater Anselmus, welche gemeinschaftlich den Gedanken dieser Prozession zur Welt brachten, nicht ganz von dem Vorwurfe der Pedanterie zu reinigen sein. Indessen war der Geschmack überhaupt nicht die eigentliche Stärke des Mittelalters. Daher nahm auch König Albrecht keinen Anstoß an dem Zuge, sondern er lächelte (wenn man anders das Verziehen des Mundes ein Lächeln nennen kann), als die Klosterzöglinge in Saal traten, wo der König mit seinen Churfürsten, Herzogen und Rittern zu Tische saß. Alsbald erhob sich der Abt von Wettingen, der auch zur Tafel geladen worden, von seinem Sitze und sprach sich demuthsvoll vor Albrecht verneigend aus: „Eure königliche Majestät verzeihe, daß die Schüler meines Gotteshauses es wagen, ihre Aufwartung zu machen.“ „Nun, was haben uns denn die Jünger des heiligen Bernhards vorzubringen?“ fragte der König.

Die Antwort wurde in Versen abgegeben, aber wir hüten uns wohl, unsere Leser mit denselben zu behelligen. Der Inhalt war ungefähr folgender. Der heilige Georg habe den Winter verjagt und der Mai die Gegend von Baden mit Blüthen geschmückt, um den Herrn der Christenheit würdig zu empfangen. Aeskulap versicherte bei seinem Schlangenstab, daß die Lüfte dieses Thales rein und heil-

sam seien. Die heilige Verena pries die Schätze der warmen Quellen, welche sie schon aus grauer Vorzeit an Reiche und Arme zu spenden pflegte. Und die Hygieia sprach, sie sei von der Mutter Gottes auf die Erde geschickt worden, um die Bitten der römischen Königin zu erfüllen und ihren erlauchten Gemahl mit der Gesundheit zu beglücken. Endlich erschien Heinrich von Rapperschwil, der Gründer des Klosters Wettingen, in Pilgertracht, und erzählte, daß er auf dem Libanon gewesen und daß ihm ein kurdischer Emir hier ein Geschenk an den König Albrecht mitgegeben, auf welches ein prophetischer Einsiedler geschrieben habe, was sich 1308 zutragen solle. Bei diesen Worten stellten die als Bären vermummten vier Männer die Pastete auf den Tisch, die bisher unter dem grünen Zelte verborgen gewesen. Die Pastete war 200 Pfund schwer und stellte einen mit Schnee bedeckten Berg vor, auf welchem Sennhütten, weidende Heerden, Felsen und Wasserfälle zu schauen waren. Am Fuße des Berges sah man einen König von vielen Rittern umgeben, vor ihm lagen gefesselte Bauern, gefaltete Hände erhebend. Im Hintergrunde stiegen die Flammen eines brennenden Dorfes und ein Galgen empor, an welchem ein halbes Dutzend Aufrührer hiengen. Die Weissagung war deutlich genug; eine unheimliche Röthe fuhr über das Gesicht Albrechts, als er die Pastete betrachtete, und die Ritter lachten über den klugen Einfall der Mönche von Wettingen.

So weit gieng Alles gut. Jetzt sollten die Klosterschüler aber noch ein Lied singen. Pater Anselmus schlug den Takt vor, feierliche Stille entstand im Speisesaale. Horch! da ertönte es wie Hahnenruf: Kickerekickehih! Unwillig schauten der König und die Churfürsten über die Tische hinab. Niemand wußte, wer die Ungezogenheit begangen, aber die Klosterschüler hatten die Stimme des Hofnarren auf der Stelle erkannt. Der begonnene Gesang stockte — die Mädchen kicherten, die Buben lachten. Anselmus stand wie auf glühenden Kohlen, er nickte mit dem Kopfe, er schnalzte mit der Zunge, er hustete. — Umsonst! die Melodie verstummte. Der Pater wußte sich weder zu rathen noch zu helfen — bis ihm der Abt von Wettingen einen Rippenstoß gab und mit der Hand nach der Thüre wies. Der Pater verstand das Zeichen und ließ es sich nicht wiederholen, er schnitt einen verlegenen Bückling nach dem Baldachin hin, unter

welchem der König saß, und zog kleinlaut und wie mit Wasser begossen sammt seinem Aeskulap, seiner heiligen Verena und seinen Bären und Wölfen ab.

Jetzt lag es dem Abte Konrad von Wettingen ob, den übeln Eindruck zu verwischen, welchen die Unartigkeit seiner Klosterbuben hinterlassen. Rasch faßte er einen der zahlreichen Weinkrüge, welchen die Schüler auf den Tisch gestellt hatten, und füllte sich den Humpen. Dann erhob er sich und rief mit einer wahren Stentorstimme: „Ihr Fürsten und Herren! ich erlaube mir, einen Trinkspruch auszubringen. Er gilt dem Ruhme und dem Siege unsers allergnädigsten Herrn und Gebieters. Vivat Seiner Majestät, König Albrecht! pereat die Schweizerbauern! Gerechte Züchtigung den Waldstätten."

Der Abt hatte die Saite getroffen, die allgemeinen Anklang fand im ganzen Saale. Wild klirrten die Becher. Nur Herzog Johann und seine Freunde stellten die Humpen ab, ohne Bescheid zu thun. Allein dessen achtete man nicht bei dem Jubel, der alle Lippen und alle Herzen erfüllte. „Wer hat vorhin die Unverschämtheit begangen, zu krähen, wie ein Hahn?" fragte Albrecht den Herzog Leopold. Dieser raunte dem Vater etwas in's Ohr, indem er dabei auf die riesenhafte Pastete hindeutete, welche in der Mitte des Tisches stand Die Runzeln verschwanden von der Stirne des Fragenden, Albrecht verzog ein wenig den Mund und es schien, als ob die Majestät lächeln wollte. Das genügte. Das Zeichen war gegeben. Obgleich keiner der Anwesenden wußte, was der Herzog seinem Vater in's Ohr geraunt hatte, so lächelten doch die Höflinge beifällig mit und alle richteten ihre Blicke nach der gewaltigen Pastete. „Hier fehlt nichts, als das große Heidelberger Faß," sagte der Bischof Diepheim von Straßburg, indem er den Kapaunenschenkel bei Seite legte, den er mit vielem Behagen abgenagt hatte. Oder die Brunnen mit Wein, wie sie zu Nürnberg am ersten Reichstage unsers Herrn, des Königs, flossen," erwiederte der Bischof Siboth von Speier. „Wenn die Berge in den Waldstätten aus dem gleichen Stoffe bestehen, wie der Berg da auf unserm Tische, so wird es eine lustige Fehde absetzen," lachte der Churfürst Balduin von Trier.

„Wisset Ihr denn, woraus dieser Berg da besteht?" fragte Herzog Leopold. „Es will mich bedünken, der Mund der geistlichen Herren

wässere nach der Pastete. Auf! Ihr Jungen, hebet den Deckel ab, damit die Herren den Inhalt kennen lernen." Er sprach's und zwei flinke Edelknaben hoben behutsam den Deckel von der Pastete. Ein schallendes Gelächter folgte auf diese Verrichtung. Denn siehe! aus dem Innern des Backwerks streckte der Zwerg des Herzogs, Kuni von Stocken, sein schalkhaftes Gesicht hervor. Das Bürschlein machte links und rechts seine possenhaften Verbeugungen und hüpfte jauchzend aus dem Verstecke auf den Tisch hinaus. Ein Ritter reichte ihm den gefüllten Humpen und fragte: „Aber Kuni, wo ist die Nase? sprich: wer hat die lange Nase bekommen?" Der Hofnarr blinzelte mit dem einen Auge, drehte sich um und streckte kichernd den Finger nach dem Herzog Johann aus. Dann sprang er vom Tische hinunter und eilte fort aus dem Saal. Abermals brach die Gesellschaft in ein unauslöschliches Lachen aus. Am unbändigsten war die Freude Leopolds, er lachte, bis ihm die Thränen über die Wangen liefen. Herzog Johann schwieg, todtbleich vor Grimm. Seine Freunde saßen wie auf Nadeln.

Dem Könige schien die Wendung, die dieser Scherz nahm, zu mißfallen. Er zog seine Augenbraunen zusammen und winkte dem Sohne, daß er sich mäßige. Allein der Jüngling war so sehr im Zuge, daß er erst zu lachen aufhörte, als ein Stück Speise, das ihm in die Luftröhre gerathen, ihn zu ersticken drohte. Albrecht wünschte die begangene Thorheit wieder gut zu machen. Als daher beim Nachtische frische Blumen und Kränze gebracht wurden, ließ er solche unter die jüngern Gäste vertheilen. „Für Leute," sprach er, „auf denen die Bürde der Jahre und die noch schwerere Bürde der Regentensorgen lasten, für mich und die Churfürsten, passen diese Geschenke nicht. Blumen und Kränze sind für die fröhliche Jugend. Mit diesen Worten übergab Albrecht die Kränze einem Edelknaben, wobei er ihm ausdrücklich befahl, den schönsten derselben seinem lieben Neffen, dem Herzog Johann zu überreichen. Johann nahm das Geschenk bitter lächelnd an, legte aber dasselbe absichtlich so ungeschickt auf den Tisch, daß der Kranz bald auf dem Boden zu schauen war, unter den Füßen des tief beleidigten Jünglings.

Diese Nichtachtung entging zwar dem scharfen Blicke des Königs nicht; allein seine Aufmerksamkeit wurde plötzlich durch einen andern

Gegenstand in Anspruch genommen. Ritter Walter von Kasteln trat in den Saal und überreichte dem Könige einen Brief. „Was?" sagte Albrecht, „von meiner Gemahlin, von der Königin? da muß was vorgefallen sein." Rasch erbrach Albrecht den Brief. Derselbe war kurz, aber inhaltschwer. Er lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Herr und Gemahl!

„Es droht Dir und unserm Hause großes Unglück. Die Gefahr abzuwenden, verreisen wir heute noch gen Baden. Willst Du mir bis Brugg entgegenreiten, so erweisest Du mir einen großen Gefallen. Gott und seine Heiligen mögen Dich behüten. In großer Angst, Deine Dich herzlich liebende

Elisabetha.

Nachschrift. Die Hand, welche diesen Brief Dir bringt, wird Dir auch die nöthigen Winke geben, woher die Gefahr drohe. Um Gotteswillen, verschmähe seine Räthe nicht."

Der König trat mit dem Ritter Walter von Kasteln in ein Nebenzimmer und fragte, wer den Brief übergeben habe. „Einer meiner Schildknechte," antwortete Kasteln. „War derselbe in Rheinfelden?" „Nein!" erwiederte der Ritter, „sondern er war mit dem Stadtvogte ausgezogen, um die alte Elsbeth von Gäbistorf zu fangen. Statt der Mutter ertappte er die Tochter. Und diese überlieferte ihm den Brief."

„Hm! die Tochter der alten Elsbeth!" brummte Albrecht. „Das ist sonderbar. Am Ende ist an der Warnung des Einsiedlers doch mehr, als ich anfänglich glaubte. Wo ist das Mädchen?"

„In der Wachtstube. Im Hause des Bettelvogtes."

Gut! Das Mädchen soll sogleich auf der Burg erscheinen. Ich muß selber mit der Ueberbringerin des Briefes reden."

Hierauf kehrte der König in den Speisesaal zurück und sprach: „So eben erhalten wir die Nachricht, daß unsere Gemahlin, die Königin Elisabetha, sammt unserer Tochter, der Königin Agnes, heute noch in Baden eintreffen werden. Ich gedenke denselben bis Brugg entgegenzureiten. Es wird mich freuen, wenn die Herren Churfürsten und Bischöfe und mein lieber Neffe, der Herzog Johann mich begleiten. Es ist ein so schöner Maitag, daß ich gerne noch mit einigen Freunden einen kleinen Spazierritt mache zu meiner Lust und

zur Stärkung meiner Gesundheit." Die geistlichen Herren verneigten sich ehrfurchtsvoll. Herzog Johann aber warf Eschenbach und Balm einen vielsagenden Blick zu und flüsterte: „Habet Ihr's gehört? Er will ausreiten. Mit Wenigen! Wir sollen auch von der Partie sein!"

24.

Der Mord.

Walter von Kasteln freute sich sehr, daß er dem Könige den Rath gegeben, die Hexe von Gäbistorf einzustecken. War auch die Alte, wie ein gescheuchter Vogel, dem Schlagbauer klüglich ausgewichen, so hatte doch das Mädchen sich fangen lassen. Von Röschen aber durfte man Aufschlüsse erwarten, die man der Schröpferin vielleicht mit der Folter nicht einmal abgenöthigt hätte. Besonders schien der Umstand günstig, daß die Tochter den Brief selbst dem Könige hatte überbringen wollen, und daß die Königin schrieb, die Hand, welche den Brief bringe, werde die erforderlichen, nähern Angaben machen, von welcher Seite die Gefahr drohe. Der Leser weiß zwar schon, daß hier ein Mißverständniß obwaltet, indem der Brief ursprünglich dem Eremiten von Brugg anvertraut worden war. Allein der Ritter wußte das nicht. Er verfügte sich daher in den Schloßhof hinab, wo der Stadtknecht auf neue Befehle harrte, und gebot diesem, daß er die Tochter der Schröpferin ohne Aufsehen und ohne Gewalt auf die Burg bringe und daß er sie überhaupt behandle, wie eine ehrbare Jungfrau.

Der Stadtwächter entfernte sich schweigend. Zwar lag der letzte Theil des erhaltenen Befehls ihm schwer auf dem Herzen; denn er konnte es sich in seinem alten Kopfe nicht erklären, warum er mit der Tochter einer Geigerin so säuberlich fahren sollte. Und doch kam ihm in gewisser Beziehung der Auftrag wieder erwünscht. Elsbeth war ihm jederzeit ein unheimliches, fürchterliches Weib gewesen und er besorgte, die Mutter möchte sich früher oder später an ihm rächen für das harte Wort, das er geredet hatte bei der Gefangennehmung

des Mädchens. Jetzt bot sich ihm Gelegenheit dar, die Gunst der Mutter und der Tochter wieder zu gewinnen. Er wollte nämlich bei Röschen sich stellen, als ob er sich bei Ritter von Kasteln für sie verwendet habe und als ob es seiner Fürsprache zuzuschreiben sei, daß sie mit so großer Schonung auf das Schloß geführt werde. Nach des Stadtwächters Plane sollte dann Röschen, von seiner Frau begleitet, zum Steine hinaufsteigen, während er selbst in etwelcher Entfernung folgen würde, zwar mit der Helleparte bewaffnet, aber anscheinend sorglos, daß die Begegnenden glauben sollten, der Vogt gehe in ganz andern Angelegenheiten zum Schlosse hinauf. Allein der gute Alte hatte das Schicksal, das schon die schlauesten Politiker traf. Nachdem er klüglich Alles ausgesonnen, sah er plötzlich seine feinsten Berechnungen durch einen unerwarteten Zufall vereitelt. Als der Mann in seiner Wohnung anlangte, fand er zwar den Schildknecht Konrad, aber Elsbetha's Tochter war verschwunden. „Wo ist Jungfer Rosa?" schrie der Stadtwächter. „Was weiß ich?" entgegnete in gleichgültigem Tone der Schildknecht, der anfänglich kaum zu verstehen schien, von wem hier die Rede sei. Endlich aber, als der Stadtwächter seine Frage in drohendem Tone wiederholte und darauf hindeutete, daß Walter von Kasteln die Entweichung des Mädchens mit fünfundzwanzig Stockstreichen vergelten dürfte, wachte der Kriegsheld wie aus einem schweren Traume auf, glotzte den Diener der Polizei mit stieren Blicken an, deutete nach dem Fenster und sprach mit lallender Zunge: „Dort — dort — hinaus durch das Fenster — fort auf ein Mal — der Teufel geholt." Der Stadtwächter schüttelte den Kopf; seinem Weib aber, das inzwischen herzugetreten, schauderte die Haut. Sie wollte ein verdächtiges Thier gesehen haben, einen schwarzen Pudel, der um das Haus herum schlich. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich bei den ehrenwerthen Bürgern von Baden das Gerücht, der Teufel habe die Tochter der Schröpferin geholt. Lose Spottvögel aber behaupteten, der besoffene Konrad habe geschlafen und da sei es allerdings für ein flinkes Mädchen, wie Röschen war, keine schwere Aufgabe gewesen, durch das Fenster, ja hinter dem Rücken des Schildknechts durch die Thüre zu entrinnen. Welche Ansicht die richtige sei, darüber mag der Leser entscheiden, je nach dem größern oder kleinern Grade des eigenen Wunderglaubens. Uns

ruft die Erzählung auf einen andern Schauplatz und zu einem andern Helden unserer Geschichte.

Bald hätten wir nämlich den guten Heinrich von Hünenberg vergessen. Der Leser erinnert sich vielleicht noch des Auftrittes, der sich am vorhergehenden Tage auf dem Schlosse zu Baden ergeben. Hünenberg war in den Rath des Königs berufen worden, um nähere Auskunft über die Plane der Waldstätte zu ertheilen und hatte, weil er sich weigerte, den Kundschafter wider seine Nachbarn im Gebirge zu machen, die Ungnade des Königs auf sich geladen. Diese Last aber wird nirgends schwerer getragen, als in der Nähe des Hofes. Das fühlte der gute Jüngling und darum sehnte er sich zurück an den schönen Zugersee, auf die Burg seiner Väter, zurück in die Nähe seiner Antonia. Was er auf dem Schlosse Wart vom Herzog Johann und seinen Freunden gehört, was er in Baden gesehen und erfahren, das war alles so sehr im Einklange mit dem, was der alte Rudolf von Reding ihm vorausgesagt hatte, daß er gerne nach Schwyz geeilt wäre, um die Männer des Gebirges zu steter Wachsamkeit und zu entschlossenem Widerstande anzufeuern. Aber der Abschlag, den er erhalten und die Beweggründe, um derentwillen ihm Reding die Hand seiner Antonia versagt hatte, lagen schwer auf Hünenbergs Herzen. Gerne hätte er daher von dem Herzog Johann Abschied genommen und ihn beschworen, daß er sich selber für mündig erklären und in dem bevorstehenden Kriege seine Dienstmannen vom Kampfe gegen die Waldstätte zurückhalten möchte. Mit solchen Gedanken beschäftigt, wandelte der junge Heinrich von Hünenberg auf der Straße, die von Baden nach Brugg führt. Schon war er nicht mehr weit von der Stelle entfernt, wo die Reuß und die Limmat ihre tosenden Wasser vereinigen zu einem gemeinsamen, mächtigen Strome. Siehe! da eilte ein Mädchen auf ihn zu, leicht, wie eine Gemse des Gebirgs und schön, wie ein Engel des Himmels.

„Gottlob! daß ich Euch treffe, edler Herr,“ rief Röschen von Gäbistorf, als sie den Jüngling eingeholt. „Gottlob! Ich bin dem Gefängnisse entronnen, habe aber bis jetzt keinen der Dienstmannen des Herzogs Johann finden können. Und doch habe ich demselben etwas Wichtiges zu hinterbringen.“ Da sie den Heinrich von Hünenberg auf dem Schlosse Wart zwar gesehen, jedoch selber noch nicht

wußte, inwiefern sich dieser des Vertrauens seines Lehnsherrns erfreue, so beschränkte sich Röschen darauf, ihn zu bitten, daß er ihr Anlaß verschaffe, damit sie, ohne Aufsehen zu erregen, sich einige Augenblicke mit dem Herzog unterhalten könne.

„Wie ist das möglich?" fragte Hünenberg. „Sehr leicht!" antwortete Röschen. „Als ich am Thore vorüber ging, hörte ich, daß der König seiner Gemahlin bis Brugg entgegen reiten wolle und daß mit vielen andern Herren auch Herzog Johann ihn begleiten werde. Darum bin ich ihm bis hieher vorangeeilt. Steiget mit mir in diesen Kahn, saget dem Herzog, wenn er kommt, daß ich seiner warte, droben im Wäldchen unter der großen Eiche, die hoch über die andern emporragt. Um Gottes und um der heiligen Jungfrau willen: schlaget mir diese Bitte nicht ab!" Hünenberg entsprach ihrem Begehren. Beide setzten über die Reuß, Röschen verschwand im Dunkel des Wäldchens, der Jüngling aber setzte sich in das Gebüsch am Ufer und wartete des Königs und seiner Begleiter.

Und in der That, wenn des Mädchens Absicht erfüllt, wenn eine grausenvolle That verwehrt werden sollte, so war es hohe, dringend hohe Zeit. Die Geduld des Herzogs Johann war erschöpft. Schritt für Schritt war er bis zum Gedanken gekommen, Hand anzulegen an das Leben seines Oheims. Zwar sträubte sich anfangs sein besseres Gefühl gegen eine solche That, und die Warnungen des Rudolf von Wart verfehlten eines gewissen Eindrucks nicht. Wirklich schien bei der berechneten Großmuth, welche Albrecht durch Absendung des Pferdzuges übte, der gute Genius des Prinzen zu siegen. Allein das war nur das letzte Auflodern des Lichtes, das Gott angezündet in jeder Menschenbrust, ein zuckender Blitz in ein sturmumnachtetes Gemüth, dem sogleich noch schwärzere Finsterniß folgte. Was er sah und hörte in der Teufelsherberge, goß ihm ein verzehrendes Feuer durch alle Adern, einen heißen Blutdurst durch sein ganzes Wesen. Ein höherer Ruf war an ihn ergangen. — Elsbeth war von einer unbekannten Macht gesendet worden, dem letzten Sprößling des Stammes Prezemislas seine unmännliche Schwäche vorzuwerfen. Wenn er jetzt sein Schwert in die Brust des Oheims stieß, so war das kein Mord mehr, sondern ein Werk der Gerechtigkeit; er rächte nicht mehr die eigene Unbill, er rächte Adolfs blutigen Schat-

ten, und was mehr war, er rächte die Erniedrigung und das Elend, das Rosa, dieser Engel in Menschengestalt, schon so lange unschuldigerweise erlitten. Jetzt wußte Johann, was er wollte. Fest entschieden zur That kehrte er nach Baden zurück. Hier erfuhr er durch Balm und Eschenbach, wie zweideutig sich Finstingen benommen, und mit welcher seltsamen Dienstfertigkeit sich Blamont in ihre Angelegenheiten eindränge. „So? das hat noch gefehlt!“ rief Johann, „wenn der welsche Schurke von der Sache weiß, so sind wir verloren. Nun bin ich Euerer Meinung; die erste Gelegenheit muß benutzt werden.“ „Gottlob, daß Euch die Augen aufgegangen,“ antworteten die beiden Freunde. So war die Stimmung, als man sich auf dem Steine zu Baden zur königlichen Tafel setzte. Wie bitter beim Mittagmahle der Herzog beleidigt wurde, und wie Albrecht sich vergeblich bemühte, den Gereizten zu beschwichtigen — das wissen wir bereits. Johann begnügte sich, den empfangenen Blumenkranz mit vielsagendem, schrecklichem Lächeln vor seine Füße zu werfen. Balm und Eschenbach stürzten in verbissener Wuth einen Humpen nach dem andern hinunter. Es vereinigte sich Alles zum Verderben des Königs.

Während man sich zum Ritte nach Brugg anschickte, entwarfen Johann und seine Freunde schnell ihren Plan. Sie wollten an der Ueberfahrt bei Windisch suchen, zugleich mit dem Könige über die Reuß zu setzen und das Gefolge unter dem Vorwande, daß der Kahn nicht allzustark beschwert werden dürfe, nöthigen, am diesseitigen Ufer zurückzubleiben. So, durch den Strom von seinem Gefolge getrennt, sollte Albrecht in dem auf dem Hügel liegenden Eichenwäldchen ermordet werden. Dem Rudolf von Wart und dem Konrad von Tägerfeld wurde jedoch, weil man ihre Mißbilligung fürchtete, dieser Plan verheimlicht.

Also ritt König Albrecht Mittwoch Nachmittags, den ersten Mai 1308, im zehnten Jahre seit König Adolf von ihm erschlagen worden, in großer Pracht und Herrlichkeit von dem Stein zu Baden herunter, um die Königin Elisabetha bei Brugg abzuholen. Ihn begleiteten der Churfürst Peter von Mainz, der Churfürst Balduin von Trier, der Bischof Johannes von Straßburg, Bischof Siboth von Speier, Bischof Gerhard von Konstanz, Herzog Leopold von Oester-

reich, Herzog Ludwig von Bayern, Herzog Johann von Oesterreich, Graf Burkhard von Hohenberg, Graf Hugo von Werdenberg, Hermann von Landenberg, Eberhard von Waldsee und viele andere Diener und Herren geistlichen und weltlichen Standes. Die Verschwornen sprengten voraus, um die Ersten bei der Fähre zu sein. Rasch stiegen sie mit ihren Rossen in das Wagenschiff und harrten des Königs.

Bald nachher langten Wart, Tägerfeld und Finstingen bei dem Ufer an. Ob dieser die Zweideutigkeit seines Betragens gut machen, oder Unglück verhüten wollte, wissen wir nicht; genug, auf dem Wege hielt er sich immer an Johann und seine Freunde angeschlossen. Eben wollte er mit einer höflichen Verbeugung und einem süßlichen Lächeln das Fahrzeug betreten, da donnerte ihm der Herzog ein mächtiges „Zurück" entgegen. „Warum?" fragte der verlegene Höfling. „Weil wir keinen Verräther in unserer Mitte haben wollen! versetzte Johann. „Gnädiger Herr! Ihr mißkennt mich; ich kann Euch im Gegentheil versichern, daß ich heute an hohem Orte Euere Sache warm verfochten." „Lassen wir das gut sein," fiel ihm Rudolf von Wart in die Rede, „hier ist der Ort nicht, Spektakel zu machen." Damit gab er, weil er selber nichts um den Plan der Verschwornen wußte, dem Ritter ein Zeichen, einzutreten. Finstingen wollte ihm Folge leisten. Da hob der Herzog seine Lanze in die Höhe und versetzte mit dem Schafte derselben dem Ritter einen Streich über das Gesicht, so daß ihm das Blut aus Mund und Nase floß.

In dem gleichen Augenblicke sprengte der König mit den Churfürsten von Mainz und Trier daher. „Was soll das?" fragte Albrecht. „Da sehet selbst, wie der Herzog mich behandelte," sprach Finstingen. „Warum schluget Ihr ihn?" fragte der König weiter. „Weil er durchaus den Eintritt in das Schiff erzwingen will, da doch bloß noch für den König Raum übrig ist. Das Schiff kann nicht so viele Leute und Rosse tragen." Albrecht wandte sich nun zu Finstingen mit den Worten: „Geduld, Finstingen! es kommen noch Alle über den Fluß. Du mußt dem Brausekopf dort schon etwas zu gut halten, er ist jetzt in übler Laune, und ich weiß wohl warum. Er ließ an Dir den Unmuth aus für das, was Leopold und sein Hofnarr sündigten."

„Wenn es nur das wäre," entgegnete Finstingen, „so würde ich es gerne tragen. Aber ich fürchte, es stecke ein anderer Grund dahinter. Leider habe ich diesen Morgen nicht Alles gesagt, was ich wußte. Ich bitte, daß Eure Majestät zuwarte, bis das Schiff zum zweiten Male abstößt, und mir für einige Augenblicke huldreiches Gehör verleihe. Jetzt kenne ich keine Schonung mehr. Herzog oder nicht Herzog, das gilt mir gleich; prügeln laß ich mich nicht." So bat Finstingen, fest entschlossen, dem Könige das ganze Geheimniß zu eröffnen. Aber bereits hatte Walter von Kasteln des Königs Roß in das Fahrzeug geführt. „Hier sind der Zeugen zu viele," erwiderte Albrecht, auf das Gefolge deutend, das inzwischen am Ufer sich sammelte. In Brugg will ich Dir Gehör geben." Dann stieg er in's Schiff, und fuhr mit Johann, Eschenbach, Balm, Wart, Tägerfeld und Kasteln über die Reuß. Wenn des Menschen Stunde da ist, so hilft ihm keine Vorsicht und keine Warnung.

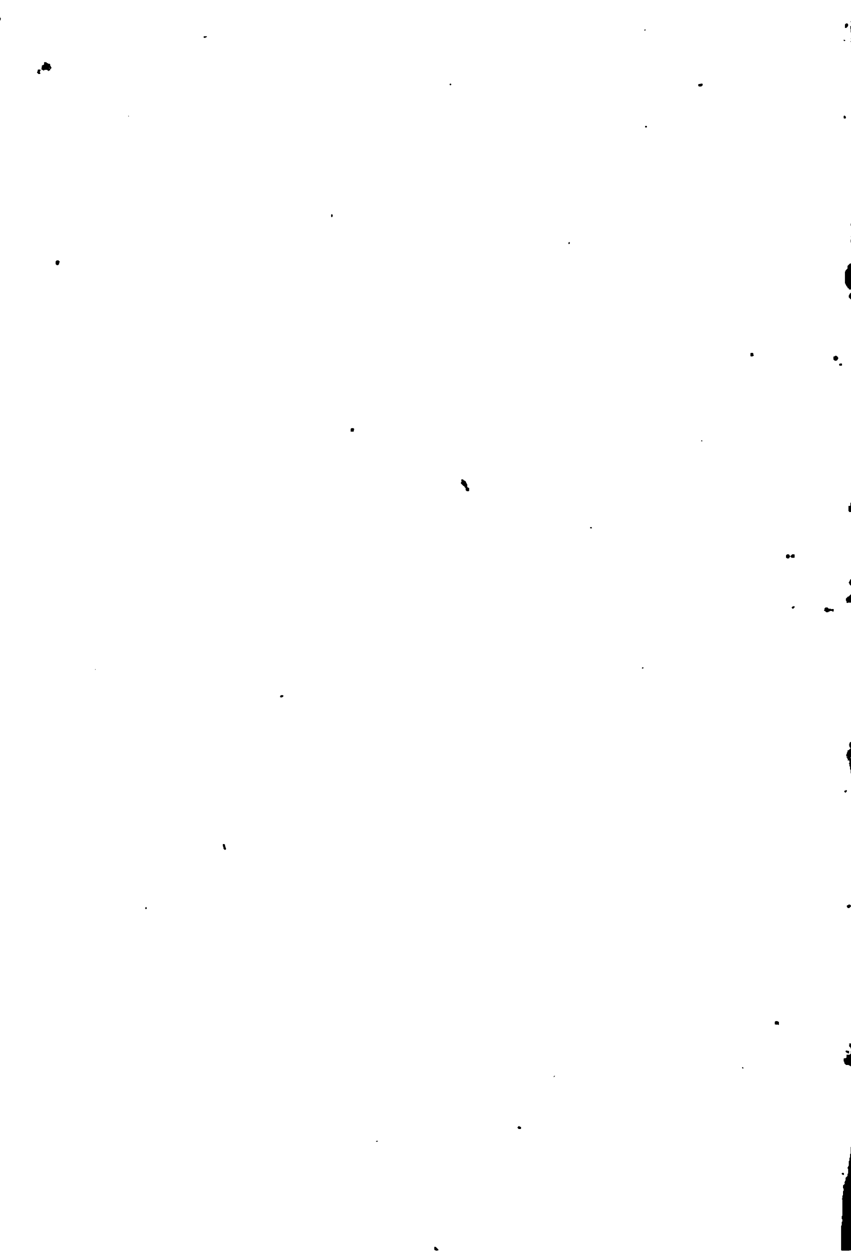
Am jenseitigen Gestade angelangt, warfen der König und seine Begleiter sich sogleich auf die Pferde und ritten weiter. Nur Johann blieb zurück, stellte sich, als ob er den Bauchgurt seines Hengstes anziehe, richtete einige Fragen an den Steuermann, welchen er von Wien her kannte, und drückte ihm ein Goldstück in die Hand. Dadurch gewann er, daß der Kahn an der Rückfahrt verhindert und das Gefolge an dem andern Ufer festgehalten und somit von dem Könige abgeschnitten blieb, der sich unterdessen mit Walter von Kasteln und den Verschwornen dem Eichenwäldchen näherte. Sobald der Herzog Johann glaubte, Raum genug gewonnen zu haben, schwang er sich in Sattel und jagte, die Lanze in der Hand, den Uebrigen nach. Da trat ihm Heinrich von Hünenberg in den Weg, schwenkte sein Barret und rief, daß er doch für einige Augenblicke halten möchte. Allein der Herzog war zu sehr mit Dem beschäftigt, was in der nächsten Minute geschehen sollte, als daß er Zeit gehabt hätte, den treuen Jüngling anzuhören. Er flog auf seinem schnaubenden Hengste vorüber, wie vom Sturmwinde getrieben, oder von Geistern der Hölle gescheucht. Hünenberg sah nur noch, daß der Prinz bei der Schaar anlangte und die blitzende Lanze senkte, und daß Einer der Ritter die Hand nach dem Pferde des Königs ausstreckte. Weiter konnte er nichts mehr unterscheiden.

Während das sich begab an dem Saume des Eichenwäldchens, harrte im Innern desselben das gute Röschen in banger Erwartung, was wohl die Botschaft Hünenbergs für einen Erfolg haben würde. Zwischen den Bäumen hindurch hatte sie den schwankenden Kahn gesehen, der ihren Geliebten an's diesseitige Ufer trug. Unnennbare Angst faßte ihr Herz. Sie warf sich auf die Knie nieder, die gefalteten Hände zum Himmel erhoben. Da trafen fürchterliche Töne ihr Ohr, Waffengeklirre, Wuthausruf und Hülfegeschrei. Röschen sprang entsetzt von der Erde empor, eilte der Stätte zu, von wannen der verworrene Lärm drang, und erblickte, Gott im Himmel, welch ein Schauspiel erblickte sie da?! Der König, mit blutendem Antlitz, taumelte von seinem Rosse. Die Thäter starrten wie versteinert hin auf ihr schreckliches Werk. „Gott, was habet Ihr gethan?“ rief Walter von Kasteln und sprengte nach dem Ufer. Das weckte die Verschwornen aus ihrer Betäubung. „Fort! fort! nach den Waldstätten!“ schrie eine Stimme. „Ja!“ rief der Herzog, „fort nach Schwyz. Wer kennt den nächsten Weg nach Schwyz!“ „Ich,“ antwortete Hünenberg, der inzwischen näher getreten, „ich wüßte ihn wohl, aber ich habe kein Pferd.“ „Nimm hier,“ erwiderte Johann, „meinen Hengst! wir haben keine Zeit zu verlieren.“ Mit diesen Worten schwang er sich selbst auf das Roß des Königs. Und fort ging's in wilder Flucht durch das große Kornfeld unten an den Hügeln, wo Habsburg liegt.

Röschen, von Entsetzen und Mitleid ergriffen, kniete vor dem Verwundeten nieder, ob es ihr gelingen möchte, das strömende Blut zu stillen. Wirklich wachte Albrecht aus seiner Ohnmacht auf, richtete sich empor, wankte einige Schritte vorwärts, sank aber erschöpft an der Seite der Jungfrau nieder, die zu schwach war, den Fallenden zu halten. Also endete der Mörder des Königs Adolf in dem Schooße der Tochter Adolfs.

Blutrache.

Zweiter Theil.



13.

Entsetzliches Wiedersehen.

Zwischen dem Dorfe Effingen und dem Städtchen Brugg erhebt sich der Bötzberg, in der Schweizergeschichte merkwürdig durch die Niederlage, welche die Helvetier 79 Jahre nach Christo hier durch den römischen Feldherrn Cäcina erlitten. Er ist auf der Nordseite mit Wäldern und Wiesen, auf der Südseite aber mit Weingärten und Aeckern bedeckt. Die Straße von Basel, Rheinfelden, Säckingen führt durch das Fricktbal hier vorüber nach Baden und Zürich. (In den Tagen des Mittelalters war es ein jäher, von Regengüssen ausgewaschener Hohlweg.) Auf dem Rücken des Berges genießt man eine schöne Aussicht auf die von der Aare, der Reuß und der Limmat durchschnittene Ebene, wo ehemals die alte Windonissa stand, diese volkreiche Stadt der Helvetier.

An dieser schönen Aussicht labten sich auch die Ritter und Edelfrauen, welche mit der Königin Elisabetha und ihrer Tochter, der Königin Agnes, von Rheinfelden herkamen. Die beiden Letztern saßen auf prächtig geschirrten, leichtfüßigen Araberpferden und trugen lange, mit Perlenschnüren reich besetzte Gewänder von Goldatlas. In den Haaren blitzten Juwelen und Diademe von unnennbarem Werthe. Ihnen zur Seite tummelten sich auf stattlichen Hengsten geistliche und weltliche Herren in bunten, bauschigen, vielfach mit Schlitzen verzierten Kleidern. Malerisch wehten die rothen, grünen und himmelblauen Mäntel; stolz nickten von den Sammtbareten die Pfauen- und Straußenfedern; weithin erglänzten die blanken Waffen, die vergoldeten Helme, Panzer und Schilde. Schöne, lockenreiche Edelknaben trugen die Falken und Sperber ihrer Gebieterinnen in der Hand. Junge Ritter drängten sich hinzu, um der Dame ihres Herzens eine Aufmerksamkeit zu erweisen oder eine Artigkeit zu sagen; ein Edelfräulein dankte da mit holdem Erröthen, ein anderes ver-

hat sich dort eine angebotene Dienstleistung mit steifem Stolze oder erwiderte den Witz der süßen Junker mit schnippischem Muthwillen. Alles freute sich des heitern Maitages, der reizenden Aussicht und der herrlichen Stunden, welche man in Baden zu verleben hoffte. Scherz und Jubel und Lachen, wohin man blickte.

Nur auf der Stirne der Königin hätte ein aufmerksamer Beobachter unter dem Scheine erkünstelter Fröhlichkeit eine tiefe Bekümmerniß wahrnehmen können. Die Königin Agnes theilte die Stimmung ihrer Mutter. Doch konnte sich die siebenundzwanzigjährige Wittwe einer Aufwallung von Stolz nicht enthalten, als sie nach dem Wülpelsberge hinüberschaute. „Dort ist Habsburg," sprach sie, zur Mutter gewendet, „das Adlernest, von welchem unser Geschlecht sich aufschwang zur Herrschaft der Welt. Wie würde unser Stammvater Radbod staunen, wenn er heute den Glanz und die Größe seines Hauses sähe. Eins nur fehlt uns noch," fügte sie hinzu nach kurzem Besinnen, „der Römerzug fehlt noch zum völligen Glanze der Habsburger. Schon oft habe ich zu meiner Schutzpatronin, der heiligen Agnes, gefleht, daß sie bei unserm Herrgott für unser Geschlecht bitte, damit es unserm Vater Albrecht vergönnet werde, in Rom aus den Händen des Statthalters Christi die Kaiserkrone zu empfangen."

Die Gemahlin Albrechts erwiederte nichts. Denn in diesem Augenblicke sprengten von Brugg her zwei Männer ihnen entgegen. Sie machten Miene, auf einem kleinen Nebenwege eilends an dem Gefolge der Königinnen vorüber zu reiten. Aber Elisabetha befahl, daß man den Ritter und seinen Knecht frage, wie es in Baden stehe, was sogleich geschah. Der Ritter, welcher, das Visier geschlossen hatte, blieb stumm. Der Knecht antwortete: „Gut, ganz gut." Auf die Frage, wohin sie so eilig reiten, antwortete der Knecht: In's Lager nach Fürstenstein." Der Ritter aber verbesserte: „O nein! nach Basel." Zu demselben Augenblicke jagten sie von dannen. „Die lassen sich auch kein Gras unter den Füßen wachsen," bemerkte Graf Heinrich von Montfort. „Wer sind die Männer?" entgegnete Elisabetha. „Es ist Rudolf von Wart und sein Knecht Russaling," lautete die Antwort. „Ich kenne den Wart schon, sagte Agnes, „er besitzt auch mehr Hochmuth, als ritterliche Sitte.

Das verlegene Betragen des Rudolfs von Wart hatte, wie der Leser weiß, leider einen ganz andern Grund, als den Mangel an Lebensart. Indessen hatte Russalings Versicherung, daß in Baden Alles gut stehe, die Königinnen beide beruhigt und sie ritten nun mit leichterm Herzen nach Brugg, allwo sie in der Herberge abstiegen.

Der lange Weg hatte die Eßlust der Herrschaften in bedeutendem Grade geweckt, so daß alle auf schnelle Befriedigung des Hungers drangen. Der Wirth Frickhard kam dadurch in große Noth, da er von dem vornehmen Besuche nicht zum voraus benachrichtigt worden und seine Küche, zumal bei solcher Tageszeit, für solche Gäste nicht hinreichend versehen war. Offen gestand er seine Verlegenheit, indem er unter hundert Entschuldigungen und ehrfurchtsvollen Verbeugungen anbot, was er hatte. Ein Schinken, ein gebratener Kalbskopf und geräucherte Würste, das war so ziemlich der Vorrath, der in der Krone zu Brugg damals vorhanden war. „Gebet den Schinken und Würste den Herren und Jungfrauen da," sagte die Königin Elisabetha, „ich und meine Tochter wollen uns mit dem gebratenen Kalbskopf begnügen." Allein die Königin Agnes schien mit diesem Vorschlage nicht zufrieden. „Einen gebratenen Kalbskopf essen? Liebe Mutter! wo denket Ihr hin? Wisset Ihr nicht, daß ich auf die Ermahnungen meines Beichtigers Lambrecht hin das Gelübde gethan habe, nie von einem Kalbskopfe zu essen." „Und warum das?" fragte verwundert Elisabetha. „Es geschieht das," antwortete in frommem Tone und mit gesenktem Blicke die königliche Wittwe, „es geschieht zu Ehren des heiligen Johannes des Täufers." „Nun, wenn ein Gelübde dagegen ist, so ist das was anders, ein Gelübde muß man halten," versetzte die Mutter. Und also ließ sich Agnes einige weichgesottene Eier bringen.

Während nun Frickhard in die Küche sich begeben hatte, um die erhaltenen Befehle zu vollziehen, trat Elisabetha an's Fenster und schaute begierig hinaus, ob ihr geliebter Gemahl noch nicht sich nahe. Siehe! da kam ein Bauer durch das Thor des Städtchens herein und rief mit allen Merkmalen der Eile und des Entsetzens seinem Nachbar zu: Er möchte doch schnell seinen Wagen anspannen und denselben zum Eichenwäldchen hinaufbringen. „Warum?" fragte der Nachbar. „Es ist ein Unglück begegnet," versetzte der Bauer, „der

König soll einen Stich bekommen haben." „Gott! was sagt da der Mann?" rief Elisabetha, „der König einen Stich bekommen!" dann fiel sie ohnmächtig in die Arme ihrer Tochter Agnes. Alles flog nun die Treppe hinab, den Bauer über seine Trauerbotschaft zur Rede zu stellen. Allein er wußte nichts, als daß ihm ein Ritter den Auftrag gegeben, schnell in Brugg einen Wagen und einen Arzt zu holen, weil der König verwundet im Wäldchen liege.

Einige Augenblicke später erschienen die Churfürsten von Mainz und Trier und bestätigten das Wort des Bauern. Doch, fügte der Churfürst von Mainz bei, es sei noch nicht alle Hoffnung verloren, er glaube wenigstens nicht, daß edlere Lebenstheile verletzt seien. Doch rieth er, daß man sich auf Alles gefaßt mache und sich in den Willen Gottes schicke. Die Königin Elisabetha war inzwischen aus ihrer Ohnmacht wieder erwacht und verlangte sogleich nach ihrem Pferde. Ihrem Beispiele folgten die Uebrigen. Und bald, nur zu bald gelangten sie zu der schauervollen Stätte, wo Albrecht in seinem Blute lag.

Der Churfürst von Mainz hatte die Frauen mit eitler Hoffnung getäuscht. Schon war der König verschieden unter den Händes des Bischofs von Straßburg, welcher ihm im Tode beigestanden. Wer schildert nun den Jammer der Gemahlin, des Sohnes und der Tochter des Entseelten? Laut schluchzend warfen sie auf den Leichnam sich nieder, riefen ihn bei'm Namen, küßten ihm die kalten Hände, wischten ihm das Blut aus dem Antlitze, suchten das stiere Auge zuzudrücken. Stumm stand das Gefolge umher, die Ritter und Frauen betäubt von dem unerwarteten Ereignisse, erschüttert von der entsetzlichen That.

Plötzlich aber richtete Agnes sich auf und rief: „Was soll das? warum stehet Ihr da als müßige Zeugen unseres Schmerzes? Wir weinen, weil wir Weiber sind, und weil Weiber nichts haben, um sich über erlittene Unbill zu beklagen, als Worte und Thränen. Aber Ihr seid Männer, in Euern Händen ruhen die Waffen, die Euch gegeben worden, das heilige Leben des Gesalbten des Herrn zu schützen. Was stehet Ihr da, als wäret Ihr auch Weiber? Auf! verfolget die Mörder! Führet uns die Bösewichter her, damit sie geschlachtet werden vor unsern Augen. Sehet hier, meine Schuhe

sind roth vom Blute Dessen, dem ich das Leben verdanke. Wahrlich, ich schwöre es bei Gott und der Mutter Gottes, ich will täglich mein Haupt mit Asche bestreuen, ich will dasselbe Kleid tragen, ein Kleid von Zwilch, bis zu dem Tage, an welchem ich meine Schuhe gebadet habe im Blute der Mörder meines Vaters."

Dieses Wort wirkte: „Auf! mir nach, wer ein braver Ritter ist," schrie der Marschall, Hermann von Landenberg. Zu ihm gesellten sich Eberhard von Waldsee, Walter von Kasteln, Graf Hugo von Werdenberg. Auch Herzog Leopold wollte mit ihnen die Spuren der Mörder verfolgen. Aber der Bischof von Straßburg und Graf Burkhard von Hohenberg hielten ihn zurück, indem sie vorstellten, daß man noch nicht wisse, wie weit die Verschwörung verzweigt sei und welche Personen mit den Entflohenen unter einer Decke spielen. (Ein Seitenblick auf den Churfürsten von Mainz sagte dem Herzog, wie es gemeint sei.) Leopold verstand den Wink und begriff, daß er jetzt Mutter und Schwester zu schützen und vor Allem aus für die Treue Badens und der daselbst liegenden Truppen zu sorgen habe. Also überließ er die einstweilige Verfolgung den vorgenannten Rittern, zu welchen noch andere Freunde und Diener des österreichischen Hauses sich gesellten. Nur das schärfte er denselben ein, daß sie die Mörder und vorzüglich den Herzog Johann ihm lebendig einbringen möchten.

Der königliche Leichnam wurde auf eine Bürde Stroh in den schnell herbeigeholten Wagen gelegt und mit kostbaren Mänteln bedeckt. In tiefer Trauer folgte der Hof dem Verblichenen. Es war ein ergreifender Augenblick, als der Wagen unter dem Geläute aller Glocken in Baden einfuhr.

26.

Die Flüchtlinge.

Es war eine schöne Frühlingsnacht. Des Vollmondes blasse Scheibe wandelte still und friedlich durch den klaren, wolkenlosen Himmel, der sich über dem Lande der Alpen ausspannte. Seine laben-

den Schimmer ergossen sich auf die schwarzen Tannen des Roßberges, auf die Kirchthürme von Sewen und Schwyz. Aus den dichtern Schatten, in welche die Schluchten der Alpen sich hüllten, streckten der Rigi und die Mythen ihre schneebeglänzten Häupter majestätisch in die Luft empor. Das gab dem Halbdunkel, in welchem sich die Umrisse der Gebirge hie und da verloren, etwas Magisches, Zauberhaftes. Es schien, als hange der reine Schnee in den geheimnißvollen Regionen des Himmels. Zwischen den Riesengestalten, welche dieses Thal umgeben, dehnte der See von Lowerz sich aus und die Insel, auf welcher die Ruinen des Schlosses Schwanau standen. Der See glänzte wie Silber aus den Schatten der Nacht. Ein Hauch kräuste die ruhige Fläche. Es war der Odem des Frühlings, welcher die balsamischen Düfte der blühenden Bäume von einem Ufer zum andern trug. Tiefe Stille, heiliger Friede ruhte auf dieser Alpenlandschaft. Nur vom Kloster des Peter Martyr in Schwyz ließ die Glocke sich hören, welche die Nonnen zum nächtlichen Gebete rief; ihr antwortete wie klagendes Echo das melancholische Geläute des Klösterleins in Steinen.

So war die Nacht, in welcher Antonia, die Tochter des Landammanns Rudolf Reding ab Biberegg sich unruhig auf ihrem Lager wälzte. Wohl hatte dieses Mädchen sich vorgenommen, auf Hünenbergs Hand zu verzichten, damit sie nicht Unglück bringe über den Jüngling ihrer Liebe. Aber das Opfer war zu groß für ihre Kraft, ihr Herz brach darunter. Darum floh der Schlaf ihre Augen. Sie stand auf, trat an's Fenster und schaute, mit Thränen im Auge, hinaus in die mondbeglänzte Landschaft. Bei dem klagenden Tone des Klosterglöckleins von Steinen warf sie sich nieder auf die Knie und seufzte: „O Gott, schütze Du ihn und mich! Ach! was haben wir dem Könige gethan, daß er dieses Land und meine Liebe verderben will? bewahre uns, o Gott! bewahre uns vor diesem Manne des Unrechts."

So flehte Redings Tochter. Doch horch! — Pferdegetrappel durch die nächtliche Stille! Drei Ritter sprengten auf Redings Haus zu, stiegen ab und klopften. Antonia fragte nach der Ursache. Da antwortete Hünenberg, den ihr ahnendes Herz schon erkannt hatte, daß sie doch den Vater wecken und die Thüre öffnen möchte. Einige Minuten später, die Antonia verwendet hatte, um sich anzukleiden,

und ein Licht anzuzünden, öffnete sie die Thüre und führte Hünenberg sammt seinen Gefährten in die Stube des Vaters. Dem Blicke der Antonia fiel besonders der jüngere Begleiter Hünenbergs auf, ein stolzer Ritter in einer prachtvollen, fürstlichen Rüstung, dem ein gewisser wilder, verstörter Zug im Gesichte und ein großer Blutfleck an dem vergoldeten Panzer etwas Unheimliches verlieh.

Auf des Landammannns Frage, was die Herren in so ungewohnter Stunde in sein Haus führe, entgegnete Hünenberg, daß er ihm hier den Herzog Johann und den Ritter Konrad von Tägerfeld vorstelle. Dann erzählte er ihm mit kurzen Worten, was an der Reuß vorgefallen und endigte damit, daß er seinen Lehnsherrn, den Herzog und seinen Begleiter in das Gastrecht der Waldstätte empfahl. Allervorderst wollte Reding wissen, ob Hünenberg auch Hand an den König gelegt oder ob er überhaupt von dem Mordanschlage Kunde gehabt habe. Nachdem Beides von dem Jünglinge auf das Bestimmteste verneint worden, fühlte sich der gute Alte einer schweren Angst enthoben. Zwar verbarg er dem Herzog nicht, daß er die rasche That mißbillige; aber er wußte von der Ungerechtigkeit des Königs und der Unterdrückung, in welcher er seinen Neffen gehalten, zu viel, als daß er diesen hätte verdammen oder ihm die nachgesuchte Verwendung abschlagen können. Zudem entgingen seinem Scharfsinn die wichtigen politischen Folgen nicht, welche sich für sein Volk an dieses unerwartete Ereigniß knüpften. Nicht nur war für den Augenblick die Gefahr eines Krieges für die Waldstätte verschwunden, sondern diese konnten auch bei kluger Benutzung der Umstände Oesterreichs drohende Macht für immer aus diesen Gebirgen verdrängen. Indessen wünschte er Alles zu vermeiden, was den Schein hätte erregen können, als seien die Waldstädte mit den Verschwornen vorher schon einverstanden gewesen. Daher rieth der erfahrne Geschäftsmann, daß sich der Herzog mit seinen Freunden noch vor Tagesanbruch auf Einsiedeln verfügen möchten, wo sie eines freundlichen Empfangs zum voraus versichert sein dürften.

Während nun der Landammann den Gästen etwas Speise und Trank vorsetzen ließ und dafür sorgte, daß die ermüdeten Pferde gewechselt würden, benützte Hünenberg die kostbare Zeit, um seiner Antonia zu erzählen, was er erfahren, und sie von seiner ewigen

Liebe zu versichern. Sobald Reding ein paar Buchstaben an den Abt von Einsiedeln geschrieben und der Hausknecht die Rosse gesattelt hatte, beurlaubten sich die Drei und ritten auf Eccehomo zu.

Daß der Landammann die Flüchtlinge nach Einsiedeln wies — dafür hatte er seine guten Gründe. Wenn Albrecht irgendwo gehaßt würde, so geschah es in diesem Stifte. Der Abt, der damals dem Kloster Einsiedeln vorstand, hieß nämlich Johann von Schwanden. Sein Bruder war der Freiherr Burkhard von Schwanden, ein Ritter, dem Adolf von Nassau besonders gewogen war und der daher auch diesem unglücklichen Könige mit unerschütterlicher Treue anhing. Hätten Alle gestritten wie er, so wäre die Schlacht am Hasenbühel wohl anders ausgefallen; eine Pflichttreue, die er zwar hart büßen mußte. König Albrecht belagerte und zerstörte ihm die Burgen Schwanden und Sola im Lande Glarus, die er vom Gotteshause Seckingen zu Lehen trug, und ruhte nicht, bis er den redlichen Mann in die bitterste Armuth gestürzt hatte. In dieser Noth blieb dem Ritter nichts Anderes übrig, als in den Johanniterorden zu treten. Hier hielt sich aber Burkhard so gut, daß er in kurzer Zeit Kommenthur zu Klingenau und Buchsau, später sogar Ordensmeister wurde.

Der Abt Johann und sein jüngerer Bruder Otto, der ebenfalls Mönch in Einsiedeln war, fühlten das Unrecht tief, das ihrem wackern Burkhard angethan worden. Dazu gesellte sich noch der Umstand, daß nach dem Ableben des letzten Grafen von Rapperschwyl das Gotteshaus von Albrecht gezwungen worden war, den Herzog Leopold zum Kastvogt anzunehmen.

Als daher Rudolf, der Schulmeister des Klosters, dem Abte, welcher bereits durch Werner von Homburg Kunde erhalten vom Tode Albrechts, meldete, daß drei Ritter ihn zu sprechen wünschen, so eilte er fröhlichen Muthes in das Refrektorium hinab. Und als er erst erfuhr, welche Gäste ihm Hünenberg bringe, kannte seine Freude keine Grenze mehr. In wildem Jubel drückte er den Herzog Johann an seine Brust. Er klingelte dem Diener, ließ schnell ein tüchtiges Frühstück auftragen. Dann beschied er seine vertrautesten Mönche in den Saal: seinen Bruder Otto, den Pfarrer Johannes, die Gebrüder Wunnenberg, Hans von Regensberg, und Burkhart von Flüningen. Diesen stellte er den Herzog als den Befreier des heiligen

römischen Reiches vor, nannte das, was Tell, Timoleon und Brutus gethan, nur ein Kinderspiel im Vergleich mit dem Gotteswerk, das dieser neue Georg verrichtet habe, als er den einäugigen Drachen von der Donau erlegte.

Anfänglich wollte der Abt ein Te Deum in der Klosterkirche absingen lassen und den Heiland des Reiches im Triumphe durch die Waldstätte führen. Nachdem aber der erste Rausch der Freude vorüber war, gab er denn doch den Vorstellungen des Schaffners Wunenberg Gehör, der auf die nachtheiligen Folgen aufmerksam machte, welche eine allzufrühe Offenkundigkeit haben müßte. Man beschloß also, die Ankunft des Herzogs geheim zu halten, selbst vor den übrigen Mönchen, bis man wüßte, welchen Eindruck Albrechts Tod in den Waldstätten und im Herzogthum hervorbringen und welchen Nachfolger die Churfürsten ihm geben würden. Und also fanden Johann und Tägerfeld im Gebirge ein Asyl, wo die Rachsucht der Königin Elisabeth und ihrer Kinder sie nicht erreichen konnten.

Auch die übrigen Verschwornen waren den rachgierigen Rittern Albrechts glücklich entgangen. Zwei Umstände hatten dazu wesentlich beigetragen. Für's Erste hatten sie während der Betäubung, in welche der unerwartete Vorfall den Hof versetzte, einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Für's Zweite hatten sie sich bald nach der That getrennt. Schon bei Brugg schwenkte Rudolf von Wart mit seinem Knechte Russaling dem Bötzberg zu. Später trennten sich auch Balm und Eschenbach vom Herzoge, weil der Eine die Schnabelburg, der Andere das Schloß Fahrwangen so schnell wie möglich zu erreichen wünschte, um die Dienstmannen von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen und die festen Plätze vor einem plötzlichen Ueberfall zu sichern. So geschah es, daß nur Johann und Tägerfeld und Hünenberg ihre Richtung nach Schwyz nahmen; Walter von Kasteln aber und seine Begleiter über den eingeschlagenen Weg irre wurden und die Zeit in vergeblichen Querzügen verloren.

Den Rudolf von Wart verfolgten die Diener Albrechts auf der Straße von Säckingen bis an den Rhein, weil sie wußten, daß er und Russaling dem Gefolge der Königin Elisabeth auf dieser Seite begegnet war, und weil sie vermutheten, er begebe sich nach Basel, wo er Verwandte besaß. Wirklich hatte Wart, von dem unerwarteten

Frevel seiner Freunde betäubt, anfänglich diese Richtung genommen. Allein es geschah mehr aus dem Wunsche, sich von den Mördern zu trennen, als aus einem bestimmten Plane; sonst hätte er gewußt, daß sie auf diesem Wege den beiden Königinnen und ihrem Gefolge begegnen müßten. Sobald daher das Letztere geschehen war, sah Rudolf ein, daß er diese Richtung nicht mehr länger beibehalten dürfe. Kaum waren sie den Blicken des königlichen Zuges entschwunden, so ritten sie rechts auf Klingnau zu, wo sie über die Aare setzten. Rudolf wollte bei seinem Freunde, dem Komthur Burkhard, dessen Haß gegen Albrecht er kannte, eine Zufluchtstätte suchen. Zum Unstern war aber Burkhard von Schwanden nicht bei Hause. Da siegte der Gedanke an Weib und Kind. Um Mitternacht langte Herr und Knecht auf dem Schlosse Wart an.

Mit welchem Entsetzen die arme Gertrud die Kunde von der Ermordung Albrechts vernahm, kann der Leser sich denken. Zwei Tage und drei Nächte weilte Rudolf auf der Burg. Mancherlei Plane wurden mit Gertrud und dem Bruder Jakob von Wart entworfen und wieder aufgegeben. Jetzt wollte Gertrud nach Baden reisen, sich vor der Königin Elisabetha niederwerfen und des Gatten Unschuld betheuern. Dagegen sträubte sich aber Rudolfs Stolz. „Trauet nicht, gute Frau," warnte der Schwager Jakob, „die Königin Elisabetha ist eine Schwestertochter Ludwig des Strengen, der in ungerechtem Argwohne die eigene schuldlose Gattin hinrichten ließ. Sie wird den Blutdurst ihres Hauses nicht verläugnen. Am besten wäre es, wenn Herzog Johann sich mit den Waldstätten vereinigte, sein Vasallen aufriefe und offenen Kampf gegen Albrechts Wittwe erhöbe."

Rudolf schüttelte das Haupt. Die Art und Weise, wie er von Johann und seinen Freunden hintergangen worden, empörte seine Seele. „Nein," sagte er, „ein Kampf, der mit einem Königsmorde beginnt, kann nicht glücklich ausfallen. Was sie ohne mich angefangen, sollen sie auch ohne mich vollenden. Ich will nichts mehr von diesen unbesonnenen Thoren wissen."

Gertrud bat, daß er den Gang der Dinge abwarten und sich einstweilen auf dem Schlosse Wart oder Multberg versteckt halten möchte.

„Das könnte nicht lange gehen. Elisabetha und ihre Söhne würden Eure Burgen belagern und keinen Stein auf dem andern lassen.

Ich muß fort. Ein längeres Hiersein würde Euch zum Verderben gereichen. Ich will nach Baiern. Dir, lieber Jakob, empfehle ich Weib und Kind. Mich wird der Pfalzgraf Rudolf schützen."

Diesem Vorsatze blieb der Ritter getreu. Und als die Stunde da war, drückte er in namenlosem Schmerze sein treues Weib an die Brust. Hierauf kniete er nieder an der Wiege seines Kindes. Dann, seiner selber nicht mehr Herr, riß er es wild aus dem Bette, drückte dem Erschrockenen einen feurigen Kuß auf seine Wange und stürzte zur Kammer hinaus. In der Freitagsnacht wanderten zwei Pilger an Winterthur vorüber. Es waren Rudolf von Wart und sein Knecht Ruffaling.

27.

Schmerz und Freude über die Königsleiche.

Der Sonntag war angebrochen. Ernste Stille ruhte über dem Städtchen Baden, aber es war nicht die festliche Stille des Sabbaths, welche sonst am Tag des Herrn dem Gemüth des Christen so wohl thut und ihn schon am frühen Morgen mit geheimen Banden zur Andacht hinzieht. Es lag in dieser Stille etwas Unbehagliches, Schauriges. Bewaffnete Schaaren zogen lautlos an einander vorüber, den stummen Zeichen ihrer Führer eben so stummen Gehorsam leistend. Wie zwei Mauern stellten sie auf beiden Seiten des Weges sich auf, ein endloses Spalier bildend vom königlichen Schlosse durch das Städtchen und die Straße entlang, die nach Zürich führt. Zuerst standen die Ritter, vollständig gerüstet, mit blanken Helmen, Harnischen und Spießen, — eine glänzende, eiserne Schaar. An sie schlossen die ungarischen Reiter sich an, bärtige, grimmig aussehende Männer mit langen Zöpfen, einen mit Pfeilen gefüllten Köcher auf dem Rücken und einen Bogen von Stahl im Arme. Ritter und Bogenschützen hielten zu Fuß, indem Jeder sein Roß auf der rechten Seite hatte. Hierauf folgten die Reisigen, eine eiserne Gugelhaube auf dem Kopfe, ein Panzerhemd von eisernen Ringen über das leinene Koller, einen Schild an dem linken und eine Lanze im rechten

Arm. Düster, mit gesenkten Blicken standen die trotzigen Männer. Die Häuser auf beiden Seiten der Gasse, das Stadtthor, die Zugbrücke und der untere Theil des Schlosses, waren mit schwarzem Tuche ausgeschlagen. Stark duftende Tannenreiser bedeckten die Straße.

Im Schloßhof stand ein Sarg mit Königskrone, Schwert und Zepter, umringt von Priestern, aus deren Mitte die Todtenfahne und das schwarze Kreuz emporragte. Das grinsende Gerippe auf der schwarzen Fahne schien triumphirend hinabzudeuten auf den königlichen Sarg. Chorknaben, denen man die Theilnahmlosigkeit auf den Gesichtern ansah, schwangen rüstig die Weihrauchfässer, aus denen die dampfenden Wolken nach allen Seiten hin sich verbreiteten. Der Bischof von Straßburg und der Bischof von Konstanz sprachen die lateinischen Gebete und bespritzten den Sarg mit dem heiligen Wasser. Rings im Kreise knieten, mit brennenden Kerzen in der Hand die in Trauergewänder gehüllten Verwandten, Räthe und Diener des Ermordeten. Wehmuthvoll tönten die Glocken der Schloßkapelle, dumpf und ernst das Geläute vom Kirchthurme des Städtchens.

Jetzt setzte der Leichenzug sich in Bewegung. Voraus gingen zwei in Trauerflor gehüllte Herolde mit gewaltigen Helleparten, dann die Kinder von Baden und die Zünfte der Stadt. Ein Junker führte das reichgeschmückte Schlachtroß des Königs. Acht Grafen trugen den Sarg. Zwei Marschälle und zwei Churfürsten hielten die Zipfel des Leichentuches. Dem Sarge folgten die Königin Elisabetha, die Königin Agnes und die Frauen des Hofes, der Herzog Leopold, der Herzog Ludwig und die mit dem königlichen Hause verwandten Grafen und Freiherren. Hierauf die Räthe und Diener des Königs, Alle zu Fuß und in Trauerkleider gehüllt. Als der Trauerzug vorüber war, stiegen die Ritter und Bogenschützen zu Pferd und ritten langsamen Schrittes nach. Den Schluß machten die Ritter im Hofkleide und die Reisigen oder Schildknechte. An sie schloß das Volk sich an, von dem übrigens schon längst ein großer Theil neugierig über Wiesen und Felder vorausgeeilt war. So schwankte in unabsehbarer, feierlich düsterer Reihe der Leichenzug vorwärts auf der Straße, welche an der linken Seite der Limmat gen Zürich führt.

An den Marken, wo das Gebiet der Stadt Baden von demjenigen des Klosters Wettingen sich scheidet, standen der Abt Konrad mit den Mönchen und Pater Anselmus mit seinen Klosterschülern. Als der Zug bis zu diesem Punkte gekommen war, begann das Geläute im Kloster Meerstein. Unter Vortragung der Todtenfahne und des schwarz und weißen Kreuzes reihten die Schüler sich an die Kinder von Baden, Abt Konrad aber und die Konventualen mit ihren brennenden Kerzen sich an die Priester und Bischöfe an, welche unmittelbar dem Sarge voraus gingen.

Im Kloster Wettingen angelangt, wurde der Sarg in der Todtengruft beigesetzt. Der Erzbischof von Mainz, der Erzbischof von Trier, die Bischöfe von Konstanz und Straßburg hielten die Todtenmesse. Abt Konrad aber hielt die Leichenpredigt. Da sich aber die Leser ohnehin vorstellen können, daß in derselben die Gerechtigkeit des Königs bis in den Himmel erhoben, das römische Reich über den erlittenen unersetzlichen Verlurst beklagt und Johann mit seinen Genossen in die unterste Hölle verdammt wurde, so wollen wir den Inhalt derselben hier nicht näher angeben.

Man wundert sich vielleicht darüber, daß der Leichnam Albrechts in dem Kloster Wettingen beigesetzt und daß er nicht nach Speier gebracht wurde, wo sein Vater Rudolf und die übrigen deutschen Könige und Kaiser ruhten. Später ist das allerdings geschehen, aber für den Augenblick wurden die Hinterlassenen von andern Sorgen gedrängt.

So heftig Elisabetha durch den plötzlichen und gewaltsamen Tod ihres Gemahls erschüttert worden war, so fühlte sie doch bald, daß sie Königin und Mutter von neun Kindern sei. Von der Größe des Unglücks wurde sie nicht niedergebeugt, sondern zu männlicher Thatkraft gehoben. Schon am ersten Tage nach der Beerdigung des Königs versammelte sie ihre Räthe und Diener zur Besprechung dessen, was Noth thue für den Augenblick. Es wurde gefunden, es sei jetzt nicht daran zu denken, die von Albrecht beschlossene Befehdung der Waldstätte auszuführen; es müssen vielmehr die erforderlichen Schritte gethan werden, um die Bergbewohner zu einem Bündnisse mit Oesterreich zu vermögen. Mit dem Bischof Otto von Basel solle man Frieden schließen, wenn auch einige Opfer zur Erhaltung des-

selben gebracht werden müßten. Nachdem Elisabetha diese Beschlüsse gefaßt, wurde der Graf Immer von Straßberg und der Herr Heinrich von Griessenberg zu Pflegern dieser vordern Lande ernannt und ihnen die Wahrung der Interessen des österreichischen Hauses von der Königin anvertraut.

Rache gegen die Königsmörder war allerdings das Losungswort der Familie und besonders die Königin Agnes beharrte darauf, daß alle andern Rücksichten diesem heiligen Werke untergeordnet würden. Die Königin Elisabeth aber, obgleich ihr Herz von demselben Wunsche beseelt war, lieh den Gegenvorstellungen der Räthe und Diener ein aufmerksameres Ohr, indem sie Kraft und Selbstüberwindung genug besaß, die Eingebungen der erbitterten Seele den kältern Berechnungen der Politik zu opfern. Ihrem ältesten Sohne Friedrich die deutsche Königskrone zu erwerben, das war das Hauptaugenmerk, dem die verwittwete Mutter ihre ganze Thatkraft zu wandte, vor diesem Lieblingswunsche mußten alle andern Rücksichten wenigstens für ein Mal in den Hintergrund treten. Sie gesiegte daher ihre Abneigung gegen den Churfürsten von Mainz und empfahl sowohl diesem als dem Churfürsten von Trier ihren hoffnungsvollen Sohn, ihnen die größten Versprechungen machend, auf den Fall hin, daß sie sich entschließen könnten, bei der bevorstehenden Wahl dem Herzog Friedrich von Oesterreich ihre Stimmen zu geben. Der Churfürst von Mainz versicherte bei Ehre und Eid, daß Friedrich auf seine Stimme zählen dürfe und daß er nicht zweifle, auch die übrigen Churfürsten werden gerne Hand bieten zu einer Wahl, die man den vielfachen Verdiensten des hochseligen Königs Albrecht schuldig sei, und die allein vermöge, den Verlurst zu ersetzen, welchen das Haus Oesterreich und das römische Reich durch diesen eben so betrübenden als gewiß Allen gleich unerwarteten Todesfall erlitten.

Deßgleichen redete auch der Churfürst von Trier.

Im Grunde war aber das Alles, wie es bei den Großen dieser Erde zu gehen pflegt, ein Spiel, wo unter gefälligen Schmeichelworten ein Theil den andern zu überlisten sucht. Elisabetha versprach Vieles mit dem Hintergedanken, Friederich könne, wenn er einmal zum König erwählt sei, es machen, wie sein Vater Albrecht, nämlich halten, so viel ihm vortheilhaft scheine. Der Churfürst von

Mainz und der Churfürst von Trier waren in dem Augenblicke, in welchem sie der Königin Elisabetha ihre Stimmen für den Sohn Friedrich zusicherten, bereits mit einander übereingekommen, einen Andern auf den deutschen Königsthron zu erheben. Herzog Heinrich von Luxenburg war der Bruder des Churfürsten von Trier, er sollte daher auch König werden, es koste, was es wolle. In diesem Sinne lud der Churfürst von Mainz als Kanzler des Reiches die Churfürsten auf die letzte Woche des Wintermonats zur Wahl eines römischen Königs nach Frankfurt ein.

Nachdem diese Dinge geordnet worden, verließen die Churfürsten, die Bischöfe, Herzog Ludwig und andere Ritter das Schloß und Städtchen Baden. Zuletzt verreisten auch Herzog Leopold, Königin Elisabetha und Königin Agnes mit ihrem Gefolge. Und so blieb von all' den glänzenden Rittern und Frauen, welche vor wenig Tagen noch das Leben auf dem Stein zu Baden und in der Umgegend verherrlicht hatten, Niemand zurück, als der König Albrecht selbst, der todte König in der dunkeln Gruft des Klosters Wettingen. Es wurde öde in der Gegend und öde in den Gemüthern des Volkes. Die Leute, die Zeugen des ganzen Vorfalls gewesen, waren wie aus einem schweren Traume aufgewacht nnd wußten nicht, was sie von der Geschichte denken sollten. Die Einen theilten die Empfindungen des Minnesängers und Domherrn Rudolf von Liebegg, welcher des Königs Tod in einem lateinischen Gedichte besang; sie beklagten die fromme Wittwe und ihre Kinder und verwünschten die Mörder. Die Andern meinten, es sei noch nicht ausgemittelt, auf welcher Seite das größere Unrecht sei; diese erblickten in Johann einen durch planmäßig geübte Bedrückung zur Verzweiflung getriebenen Jüngling, und in der Mordthat selber nur eine Vergeltung Gottes für Das, was Albrecht an seinem rechtmäßigen König Adolf gethan. Der Mann, welcher dem Staube des armen Adolfs zehn Jahre lang beharrlich ein ehrliches Begräbniß in Speier versagt hatte, lag nun selbst in Wettingen, auf die Beisetzung in der Königsgruft in Speier harrend. In Wettingen hatte man den Gast mit widerstrebendem Gefühle und mehr aus Furcht vor Oesterreichs Macht, als aus wahrer Theilnahme aufgenommen. Trotz der pomphaften Leichenpredigt die am Begräbnißtage vom Abt Konrad gehalten worden, ging jetzt

mancher Mönch mit geheimem Schauer in die Kirche, um sein Gebet zu verrichten.

Zu den Letztern gehörte auch der Pater Anselmus. Dem begegnete drei Tage nach der Begräbniß des Königs ein seltsamer Vorfall. Anselmus kniete in der Kirche, es war Nacht, zwischen zwölf und ein Uhr. Da wurde er in seinem Gebete durch einen Ton gestört, der wie das Gemäcker einer Ziege klang. Das ewige Licht brannte düster, die Schatten in den Winkeln und auf der Emporkirche waren schwärzer als gewöhnlich. — Anselmus, von Natur nicht der Herzhafteste und eben mit dem Gedanken an den ermordeten Mörder in seiner Nähe beschäftigt — Anselmus fuhr zusammen und drückte sich an die Wand. Das Ziegengemäcker wiederholte sich — es war ein geisterhaftes Lachen, ein Hohngelächter der Hölle. Dem Mönche lief es eiskalt über den Rücken. Er versuchte zu beten, aber er konnte nicht. Der Angstschweiß stand ihm in dicken Tropfen auf der Stirne. Nun lachte es zum dritten Male noch wilder, hohler und teuflischer. Es kam aus der Todtengruft, das war klar. Jetzt wurde es dem armen Pater doch zu arg, er eilte hinweg, um es dem Pater Hieronymus zu sagen.

Hieronymus, der, ehe er in den Orden getreten, das Kriegshandwerk getrieben, war ein stämmiger Mann, der sich nicht so leicht in Schrecken jagen ließ. Er hatte zudem einen kleinen Hieber im Kopfe. „Ei! was wird das sein? Du Narr!" rief er, „als etwa eine Fledermaus oder eine Katze, vielleicht auch ein Geisbock, den die Schlingel von Klosterbuben in die Gruft eingeschlossen." Mit diesen Worten nahm er den Pater Anselmus an den Arm und ging mit ihm auf die Todtengruft zu.

Wirklich stand die Thüre offen, der Deckel des Sarges lag am Boden und ein schauriges Zwielicht fiel auf die Leiche in demselben „Huhu! dort ist der Teufel! — leibhaftig! — huhu! —" schrie Anselmus, riß sich aus dem kräftigen Arme des Paters Hieronymus los und eilte in großen Sätzen fort von der Stelle des Schreckens. Und was war's? Allerdings ein etwas unheimlicher Anblick.

Ein Weib in dunkelm, faltenreichem Gewande stand über dem Sarge und hielt eine Blendlaterne über den Leichnam. Ihr gelbes Lederantlitz war von wilden Zügen verzehrt und aus ihren gläsernen

Blicken leuchtete boshafte, wahnsinnige Freude. Sie reckte die knöcherne Hand hoch aus dem weiten Aermel empor, die magern Finger wie ein Gerippe auseinander breitend. „Was soll das?“ rief sie höhnisch — „warum so still? — wo ist die Krone? — kennst Du mich jetzt? hat die Hexe von Gäbistorf Wort gehalten?“ In unheimlicher Freude lachte und tanzte die alte, wahnsinnige Elsbeth um den Sarg herum.

Pater Hieronymus erkannte zwar die Bettlerin von Gäbistorf auf den ersten Blick. Er hatte aber von den bösen Künsten dieses Weibes gehört und die Philosophie war so wenig seine Stärke, daß er auch keine Lust fühlte, mit derselben in dieser Stunde und an diesem Orte allein anzubinden. Leise setzte er einen Fuß hinter den andern und schlich rückwärts aus der Gruft. Er und Anselmus weckten die übrigen Mönche aus ihren Zellen. Als aber die Paters erschienen, war das Weib verschwunden. Ja, was das Merkwürdigste ist, von diesem Augenblicke an war von dem unheimlichen Geschöpfe keine Spur mehr zu entdecken.

Man suchte sich dieses Räthsel auf verschiedene Weise zu erklären. Im Volke verbreitete sich die Sage: die Hexe habe dem Bösen ihre Seele mit Blut verschrieben auf den Fall hin, daß er sie in der Schwarzkunst unterrichte und ihr zur Ermordung Albrechts Hand biete. Kaum habe sie daher in der Todtengruft ihres Triumphes genossen, so sei sie bei ihrem Austritte von Jemanden in Empfang genommen und durch die Lüfte fortgeführt worden, den gute Christen nicht gerne bei'm Namen nennen. So glaubwürdig diese Sage den Menschen jenes Zeitalters vorkommen mochte, so bezweifeln wir doch, ob sie heut zu Tage großen Anklang finden würde. Und allerdings gab es auch schon damals Leute, welche die Sache natürlich erklärten. Nach ihrer Meinung hat das wahnsinnige Weib auf dem Rückweg einen Fehltritt gethan und ist in die Limmat gestürzt. Für diese Erklärung scheint der Umstand zu sprechen, daß man einige Tage nachher am Ufer des Flusses einen Schuh fand, der offenbar der alten Elsbeth gehört haben soll. Endlich dürfen wir die Ansicht einer dritten Partei nicht mit Stillschweigen übergehen. Diese behauptet, das halb wahnsinnige Weib sei ein Werkzeug in den Händen des Erzbischofs von Mainz gewesen und von diesem nach der Ermordung

Albrechts zur bessern Bewahrung des Geheimnisses in dem Kerker eines mainzischen Klosters für immer eingemauert worden. Allerdings war Peter Eichspalter ein arglistiger Mann, der seiner eigenen Sicherheit wegen so etwas gar wohl hätte thun können. Welche Erklärung indessen auf größere Wahrscheinlichkeit Anspruch machen dürfte — das wagen wir nicht zu entscheiden, sondern wir stellen es dem Scharfsinn unserer Leser und Leserinnen anheim.

28.

Unglück und Hartherzigkeit.

„Wie ging es aber der Tochter des alten Weibes, dem schönen Röschen?“ hören wir fragen. Nur Geduld! das ist es ja eben, was wir jetzt zu erzählen im Begriffe stehen. Des Mädchens Lage war sehr traurig. Der Umstand, daß sie gerade zur Ermordung Albrechts gekommen und daß der Mörder ihres Vaters in ihrem Schooße verschieden war, hatte sie solchermaßen angegriffen, daß sie einige Tage das Bett hüten mußte. Nachdem Elsbeth ihrer Tochter einige Arzneien gegeben und eine Aderlässe angewendet, so stand zwar Röschen wieder auf, um die Hausgeschäfte zu besorgen. Wer sie aber deßhalb als genesen betrachtet hätte, der würde sich sehr getäuscht haben. Ihre Krankheit hatte den Sitz weder im Magen, noch im Blute, sondern im Gemüth. Sie liebte und wurde wieder geliebt. Aber dieses göttliche Gefühl, das sonst der Schlüssel zum irdischen Paradiese ist, hatte ihr eine Hölle aufgethan. Ihre Bemühungen, den Herzog Johann vor den ausgeworfenen Netzen zu warnen, waren vergeblich gewesen. Die Unthat wurde vollbracht. Der Mann, der ihr am höchsten stand auf Erden, der Jüngling, den ihr Herz anbetete, wurde zum Mörder. Daß Albrecht endlich die verdiente Strafe gefunden, daß denselben das gleiche Schicksal getroffen, das er einst ihrem unglücklichen Vater bereitet hatte, das hätte sie sonst als göttliches Walten angesehen. Auch jetzt suchte sie sich mit dem Gedanken zu trösten, Johann habe so handeln müssen, er sei ein

Werkzeug gewesen in der Hand der Vorsehung. Wenn sie aber den Antheil erwog, den ihre Mutter, ja sie selber oder doch die Liebe Johanns zu ihr an dieser blutigen That hatte; wenn sie sich die unseligen Folgen vormalte, welche dieser rasche Schritt für den Herzog haben konnte; wenn sie schaudernd es sich sagte: Johanns Seele war rein, jetzt hat er sie mit einem Verbrechen befleckt und er flucht wohl in der Unruhe seines bösen Gewissens der alten Elsbeth und ihrer Tochter, — dann brannte der Kopf der armen Jungfrau, ihr Puls schlug fieberisch und sie war dem Wahnsinne nahe.

Von diesem Kampfe in des Mädchens Brust hatte freilich die Mutter keinen Begriff. Die Alte kannte nur ein Gefühl, nämlich das Gefühl befriedigter Rache. Sie jubelte, sie geigte und tanzte, sie rühmte sich ihres Antheils an Albrechts Morde, sie sprach von der Heirath mit dem Prinzen, von dem Königsblute, das beide Herzen nun fest zusammengeleimt habe. Wenn dann Rosa bat, daß ihre Mutter sie doch bei ihrem gegenwärtigen Gemüthszustande mit solcherlei Reden verschonen möchte, so fuhr die Schröpferin wild in die Höhe, schalt ihre Tochter eine empfindliche Thörin, eine entartete Tochter. Denn die Alte träumte schon vom deutschen Königsthrone, den Johann mit seiner Rosa besteigen sollte.

Freilich paßten die äußern Umstände übel zu dieser erträumten Königsgröße. Sobald Rosa das Bett verlassen konnte, zog Elsbeth sich mit ihrer Tochter in einen benachbarten Wald zurück und nahm ihre Zuflucht in einer durch Gesträuch versteckten Höhle. Von Zeit zu Zeit ging sie aus, um Lebensmittel zu holen und bei bekannten Bettlern und Gaunern Erkundigungen einzuziehen. Diese müssen aber ungünstig ausgefallen sein. Eines Abends, als sie das Feuer angezündet hatte, das kärgliche Mahl zu bereiten, sprach sie zu Röschen: „Morgen, wenn der Hahn gekräht hat, wird die Hexe von Gäbistorf und ihre Tochter fortziehen und ihre Füße nach den Bergen richten, wo der Fürstensohn ist, an welchem Rosa hängt mit inniger Liebe. Denn die Hunde auf dem Steine zu Baden sind wach geworden und richten schnobernd ihre Nasen nach den Fußtritten, wo die Alte wandelte und ihr Kind. Vorher aber muß ich den Mann des Unrechts noch sehen und das Auge weiden an der Schlange, die mein Fuß zertreten.“

Elsbetha hörte nicht auf die Bitte der Jungfrau, welche sie zu bleiben bat. Auch litt sie nicht, daß sie von derselben begleitet würde. Sie verschwand im Dunkel der Nacht, in dem Dickicht des Waldes vor den Augen des Mädchens, das ihr vergeblich zu folgen sich bemühte. Der Hahn krähte, der Morgen kam, aber die Alte kam nicht wieder.

Der Leser weiß zwar bereits, warum das Weib nicht mehr zuzückkehrte. Aber Röschen wußte es nicht. Sie harrte sieben Tage. Sie suchte die Verlorene in Wald und Feld, sie fragte nach in Weilern und Dörfern; sie schlich sich im Schutze der Abenddämmerung sogar nach Baden hinauf. Umsonst! alles umsonst! Nirgend fand sich eine Spur. Endlich, da ihre Lebensmittel all waren und die Schildknechte auch den Schlupfwinkel im Walde aufgespürt hatten, blieb dem armen Mädchen nichts übrig, als die Gegend zu verlassen. Niedergebeugt von Kummer und Angst, erschöpft an Kräften, von Fieberfrost geschüttelt, wankte die Arme von dannen. Aber wohin? das war die große Frage. Denn jetzt wußte sie in der That Niemand, bei dem sie ein Unterkommen hoffen durfte. Es gab wohl Jemand, aber der war jetzt selber ein Flüchtling. Es war ihr wie ein Traum, Johann habe nach der Ermordung Albrechts ausgerufen: „nach den Waldstätten". Unfreiwillig fühlte Röschen sich nach den Bergen hingezogen. Sie kam durch das Reppsthal und an den Albis, wo ihr von hohem Felsen die feste Schnabelburg entgegenschaute.

Bei'm Anblick des stattlichen Schlosses blitzte ein Gedanke in Rosa's Seele empor. Die Schnabelburg gehörte dem Freiherrn Walter von Eschenbach, dem Freunde des Herzogs Johann. Seine Gattin war Frau Elsbetha von Vatz, die von ihr auf dem Schlosse Wart gesehen worden, wo ihre Erscheinung auf das Mädchen einen freundlichen Eindruck gemacht hatte. Hier wollte das Mädchen ankehren und der Schloßfrau ihre traurige Lage eröffnen. Wenn irgendwo, so durfte sie hier Aufnahme und Schutz hoffen.

Die Zugbrücke war aufgezogen, bewaffnete Männer zeigten sich auf den Wällen, auf den Zinnen und den Thürmen. Alles schien zum Widerstande entschlossen und gerüstet. Kaum hatte Röschen sich dem Schloßgraben genähert, so rief der Pförtner durch eine über dem Thore angebrachte Oeffnung, wer sie sei und was sie wolle. Die

Jungfrau nannte ihren Namen und bat um Einlaß. Nachdem sie eine Weile gewartet, sank die Zugbrücke rasselnd nieder, einige Reisige traten an das Thor und der Pförtner führte Röschen zu Frau Elisabetha hinauf, die in der Abwesenheit ihres Eheherrn, der sich eben nach dem Schlosse Eschenbach begeben, das Regiment führte auf der wohlbefestigten Burg.

Frau Elisabetha war die Schwester des Freiherrn Donat von Vatz. Der Geschichtsforscher kennt diesen rhätischen Freiherrn schon; denn er zeichnete sich eben so sehr durch kriegerischen Sinn, als durch kalte Grausamkeit aus. Es wird von ihm erzählt, er habe seine Gefangenen in die dunkeln Burgverließe seiner Schlösser hinabwerfen und verhungern lassen und bei ihrem Jammergeschrei lachend erklärt, das seien seine Vögel, die ihm zur Kurzweil etwas vorpfeifen. Die Schwester hatte einen Zug aus dem Charakter ihres Bruders. Unter dem Geräusche der Waffen aufgewachsen, besaß sie einen nach hohen Dingen strebenden Geist und einen männlichen Muth, den keine Gefahr zu erschüttern vermochte, dem dafür aber auch die sanftern Gefühle der Weiblichkeit durchaus fremd blieben. Vielleicht erinnern sich die Leser noch, daß Elsbetha von Gäbistorf die Freiherrin von Eschenbach an jenem bekannten Abende auf dem Schlosse Wart als eine Ahnfrau von Fürsten begrüßte. Wenigstens erinnerte sich Frau Elisabetha dessen noch gar wohl und da sie eben die Hoffnung hatte, bald den süßen Mutternamen zu hören, so mischten sich in ihre Muttertränme die abenteuerlichsten Plane. Als daher Walter von Eschenbach heimkam und erzählte, was an der Fähre zu Windisch begegnet sei, jubelte sie über die Ermordung Albrechts und sprach: „Jetzt erst erkenne ich Euch für Männer, da Ihr den Muth gehabt, den gekrönten Schurken aus der Welt zu schaffen.“ Sie ermunterte ihren Mann, daß er schnell seine Burg in Vertheidigungszustand setzen und Alles aufbieten möchte, damit die Verschwornen nicht auf halbem Wege stehen bleiben. „Machet, daß Ihr sieget,“ rief sie, denn der Sieger hat immer Recht.“ Dabei bedauerte sie, daß ihre Umstände sie hindern, einen Harnisch zu tragen, um ihrem Manne bei Verwahrung der Schlösser behülflich zu sein. Dafür führte sie um so entschiedener das Regiment auf der Schnabelburg, im Geiste sich schon an jener Zeit labend, wo die böhmische oder wohl gar die deutsche

Königskrone den Herzog Johann, der Fürstenhut aber ihren eigenen Gatten schmücken würde.

Das war die Frau, zu welcher das arme Röschen eingeführt wurde. „Du bist also die Tochter der Bettlerin von Gäbistorf? fragte sie herrisch die Eintretende. „Gut, daß Du kommst, ich dachte eben etwas, worüber das Gaunerpack oft mehr zu sagen weiß, als die Edelleute. Wo hast Du die Alte? die Hexe? ich meine Deine Mutter."

Röschen antwortete, daß dieselbe verschwunden sei und fing an, ihre traurige Lage zu schildern. Allein Frau von Eschenbach unterbrach sie herzlos: „Das hat nichts zu sagen. Die Alte wird schon wieder zum Vorschein kommen, Unkraut verdirbt nicht. Tritt näher! beschaue meine Hand und weissage mir und meinem Kinde. Deine Mutter hat bereits einen guten Anfang gemacht. Und wenn mich nicht Alles täuscht, so sollte es jetzt noch leichter sein, dem Hause Eschenbach eine glänzende Zukunft zu verkünden. Die Sachen haben sich inzwischen nicht verschlimmert."

Röschen schüttelte traurig ihr Haupt. „Was," rief die Freifrau, „Du willst nicht? warum? Aha! nun verstehe ich Dich, kleine Wetterhexe, Du willst den Lohn zum voraus haben. Nun! es mag mitunter vorkommen, daß man Dich da und dort auf einem Schlosse leer fortgehen läßt, nachdem Du Deinen Spruch gethan. Deine Vorsicht ist Dir also nicht zu verargen. Indessen wäre bei mir das nicht zu besorgen gewesen, Du hättest mir wohl ansehen können, daß die Freifrau von Eschenbach nicht das Weib eines armen Junkers ist." Mit diesen Worten zog sie ihren zierlichen Beutel und wollte dem Mädchen eine kleine Silbermünze reichen. Aber Röschen schob die Hand der Frau sanft zurück, indem sie sagte, daß sie von solcherlei Dingen nichts verstehe, und glaube, daß der Mensch seine Zukunft Gott überlassen solle.

„Was? Du solltest vom Handwerk nichts verstehen?" fragte erstaunt Frau Elisabetha. „Das sind Possen, die ich mir nicht angeben lasse. Oder was willst Du denn hier? Willst Du nur betteln?"

„Nein!" entgegnete erröthend die Jungfrau, „ich bettle nicht."

„Was willst Du denn auf der Schnabelburg?" schrie die Freiherrin.

Mich erkundigen, wo — der — Herzog — Johann sei —" antwortete die Jungfrau und ihr Antlitz erröthete noch stärker.

In diesem Augenblicke trat ein Kammermädchen in das Zimmer und flüsterte der Gebieterin in's Ohr, sie möchte sich doch vor der Gaunerin in Acht nehmen. Ein Knecht habe drunten sich geäußert, man glaube allgemein, das Röschen von Gäbistorf stehe im Dienste des Herzogs Leopold. Wenigstens solle sie Albrecht am ersten Mai vor den Planen der Verschwornen gewarnt haben.

Frau Elisabetha fand die Angabe sehr glaubwürdig und wandte sich in heftigem Zorne nach der Jungfrau.

„Was willst Du mit dem Herzog? glaubst Du, man errathe hier Deine Absichten nicht? Wenn Du die Späherin für Oestreich machen willst, so gehe an andere Orte hin. Fort! unverschämte Dirne. Spute Dich, so schnell Du kannst, oder ich lasse Dich mit Hunden aus dem Schlosse hetzen."

Das Mädchen entfernte sich rasch. Als der Pförtner die Zugbrücke niedergelassen, rief die Frau wirklich durch das Fenster, „man solle der Gaunerin die Hunde nachschicken." Aber, sei es nun, daß der Pförtner Mitleid fühlte mit dem schönen Kinde, oder daß die Hunde menschlicher waren als die Menschen: genug! die Arme kam über die Schloßbrücke, ohne von den Bestien gebissen zu werden.

Die Angst beflügelte ihren Fuß und machte sie ihrer Schwäche vergessen. Erst als sie in einiger Entfernung von der Schnabelburg sich befand, war es ihr möglich, über die erlittene Behandlung und das Trostlose ihrer Lage einige Ueberlegungen anzustellen. Das Gefühl getäuschter Erwartung ist unendlich bitter. Und der Gang eines Unglücklichen aus einem Hause, in welchem er Theilnahme und Hilfe zu erhalten hoffte, leider aber nichts fand, als fühllose Kälte und ungerechte Vorwürfe, o, es ist ein schwerer Gang, ein wahrer Kreuzesgang. In solchen Augenblicken ist der Leidende, der ungerechter Weise Verfolgte nahe daran, an der Menschheit zu verzweifeln und wenn nicht der religiöse Glaube ihn aufrecht hält, wird er versucht, mit Dem zu hadern, der Glück und Tugend auf Erden so ungleich austheilte, ja den bösen Geistern das Ohr zu leihen, die ihm zuflüstern, ein Leben wegzuwerfen, das zur unerträglichen Bürde geworden.

Auch Röschen erfuhr die Wahrheit dieses Satzes. Sie weinte

bitterlich und fragte, womit sie wohl eine so schreckliche Heimsuchung Gottes verdient habe. Den Tod, sie wünschte sich nichts mehr, als den Tod. Arme Tochter! das Maß ihrer Leiden war noch nicht voll; zu größern Prüfungen schien ein unergründlicher Rathschluß sie aufbewahren zu wollen. Ein bekanntes Sprüchwort sagt: „Es komme kein Unglück allein." Und es ist nicht ganz ohne Grund. Haben einmal die bösen Tage begonnen, so hören sie nicht so bald wieder auf, eine Hiobspost schägt die andere und aus dem Unfall des gestrigen Tages keimt das heutige Mißgeschick.

Während Röschen vorwärts wankte, ohne selber recht zu wissen, wohin, hörte sie ein rohes Gelächter hinter ihrem Rücken. Als sie sich umdrehte, erkannte sie zu ihrem Schrecken den Stadtwächter von Baden und den Schildknecht Konrad, welche in Aufträgen des Herrn Walter von Kasteln nach Luzern gingen. „Was will doch das Mädel dort?" hub Konrad an, „daß sie wie ein Fink in das Gebüsch schlüpft. Ich will verdammt sein, Meister Stadtwächter, wenn das nicht Euerthalben geschah.

„Hast Recht," entgegnete der Stadtwächter, „die Sache kam mir auch verdächtig vor. Dem Gange nach zu schließen, könnte es die Tochter der Geigerin von Gäbistorf sein."

„Teufel! die ist's," lachte der Schildknecht. „Die müssen wir packen und nach Luzern mitnehmen. Wetter! was das für ein Fang wäre für unsern Herrn. Damit könnten wir uns wieder herausbeißen."

Röschen hatte die beiden Männer zu spät wahrgenommen, sie wurde von ihnen eingeholt und trotz ihres Sträubens und Bittens mitgeschleppt. Endlich versagten ihr die Füße den Dienst. Halbohnmächtig mußte sie am Wege sich niedersetzen. Schon gingen die Häscher damit um, sie bis zum nächsten Orte zu tragen. Da kam ein ungarischer Bogenschütze dahergeritten. „He! Ungar! Bassamalenka! Herr Husar! will er nicht das Mädel da auf den Gaul nehmen und mit nach Luzern führen in die Herberge des Ritters von Kasteln?" fragte Konrad.

Der Bogenschütze hielt an und schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß er kein sterbend Wörtlein deutsch verstehe. Jetzt fingen der Stadtwächter und der Schildknecht an, ihm durch allerlei Bewegun-

gen mit Händen und Füßen begreiflich zu machen, um was es sich handle. Der Kriegsmann merkte bald, daß er das schöne Mädchen zu sich auf das Pferd nehmen sollte. Er nickte mit dem Kopfe, setzte die Jungfrau vor sich hin auf den Sattel und jagte mit wildem Gelächter von dannen.

29.

Krankheit und Pflege.

Der jähe und gewaltsame Tod des Königs Albrecht hatte im ganzen römischen Reiche Bestürzung und Besorgnisse erregt. Nicht als ob der Ermordete große Liebe genossen hätte, aber man wußte nicht, welche Verwirruugen eine neue Königswahl und eine Fehde zwischen den Hinterlassenen Albrechts und den Mördern des Letztern nach sich ziehen dürfte. Bei der Ungewißheit des Ganzen auf die eigene Klugheit und Kraft angewiesen, suchten daher Klöster, Städte und Länder den Augenblick zu benutzen und sich zu rüsten für die Dinge, die da kommen möchten. Abt Ramstein von St. Gallen nahm in weniger als einem Jahre acht Steuern zu seiner Bewaffnung. Zürich räumte den Schutt von den bis in's dreißigste Jahr unverschlossenen Thoren. Bern und Solothurn erneuerten ihren Bund. Die von Schwyz verschanzten die Eingänge des Landes, die Unterwaldner verwahrten durch Pfahlwerk die Landung an Stanzstaad und erhoben einen festen Thurm, dem Lande zur Wehr und zur Wacht. Hierauf betrachteten die Waldstätte ruhig die Bewegungen der umliegenden Gegend. Landammann Reding wäre freilich gerne noch einen Schritt weiter gegangen, allein seine Politik schien den Vorstehern in Uri, Schwyz und Unterwalden allzu kühn.

Am glücklichsten im ganzen Gebirg fühlte sich indessen die Tochter Redings, die liebende Antonia. Geschäftig eilte sie zu Freundinnen und Verwandten und erzählte ihnen von dem großen Ereignisse, das bei Windisch vorgefallen. Dabei malte sie die Ungerechtigkeit des alten Königs mit starken Farben, auch zweifelte sie keinen Augenblick

daran, daß die Verschwornen ein gutes Werk verrichtet hätten; obgleich sie nie zu bemerken vergaß, daß Herr von Hünenberg weder an der Verschwörung, noch an der Ermordung Theil genommen, sondern Herzog Johann nur vor den Nachstellungen seiner Feinde gerettet habe. Mit dem unglücklichen Fürstensohne fühlte sie großes Mitleid und sie war natürlich ganz der Ansicht ihres Vaters, daß die Waldstätte ihn und seine Freunde gegen die Rache Oesterreichs in Schutz nehmen sollten. Besonders machte Antonia in jener Zeit fleißige Besuche bei einer alten Base, deren Haus außerhalb des Fleckens auf einer kleinen Anhöhe lag, am Fuße des schönen Berges, welchen man gewöhnlich den Schwyzerhacken nennt. Diese Besuche gereichten dem Herzen des lebensfrohen Mädchens allerdings sehr zur Ehre, denn sie galten einer Kranken, die im Hause jener Base lag. Da saß sie im einsamen Kämmerlein zu den Füßen der Dulderin, bewachte ihren Schlummer, verscheuchte die Fliegen von ihrem Antlitz, machte ihr die Kissen zurecht, reichte ihr frisches Wasser und sorgte dafür, daß sie die vom Arzte verordneten Mixturen zu rechter Zeit einnehme. So lange das Fieber andauerte, wich Antonia nie von dem Bette der Kranken, weder bei Tag, noch bei Nacht; so daß der alte Reding, der sonst nicht zu den Aengstlichen gehörte, anfing, zu bemerken, daß seine Tochter das Nachtwachen nicht übertreiben möchte. Und doch war es keine Freundin, keine Anverwandte, welche von Antonia mit solcher schwesterlichen Zärtlichkeit gepflegt und gewartet wurde, sondern eine ganz fremde Person, von welcher die Nachbaren nicht begreifen konnten, wie sie in dieses abgelegene Haus gekommen sei. Ueber der Kranken ruhte nämlich ein tiefes Geheimniß, indem die Thüre des Hauses sich für Niemand öffnete, als für den Arzt und für Antonia. Allerlei Vermuthungen wurden freilich angestellt, allein sie hatten keine andere Grundlage, als die Aussagen der alten Base, die es nicht verstand, ganz reinen Mund zu halten. Laut ihrem Vorgeben sollte die fremde Kranke ein junges Mädchen sein, weiß und zart, wie Wachs, geduldig, sanft und fromm, wie ein Engel. Ihrer Tracht nach müsse sie eine Ausländerin sein. Manches deute auf Armuth hin, Anderes hingegen, z. B. die reich vergoldete Harfe, Ketten und Perlen auf einen vornehmen Stand. Im Fieber rede das Mädchen viel von einem Geliebten, von großen

Herren, von Königinnen, Churfürsten und Herzogen; auch komme es ihr immer vor, als müsse sie Jemand vor einer blutigen That warnen. Ob das nur Fieberträume oder etwas mehr seien, lasse sich freilich nicht ausmitteln. So schwatzte die alte Base. Die Nachbarn aber schüttelten den Kopf, denn sie wußten nicht, was sie aus der ganzen Geschichte machen sollten.

Unsere Leser und Leserinnen aber werden bereits gemerkt haben, daß die Kranke Niemand anders sein kann, als das schöne Röschen von Gäbistorf. Freilich werden auch sie sich wundern, wie das Mädchen in das abgelegene Haus bei Schwyz kam. Die Sache ging ganz einfach. Der ungarische Bogenschütze hatte schon eine bedeutende Strecke Weges im Lande Zug zurückgelegt. Umsonst sträubte sich das zarte Röschen, der bärtige Krieger war ihr an Kraft überlegen. Umsonst rief sie die Vorübergehenden um Hilfe an, das Pferd flog zu rasch dahin, die Leute standen still, lachten über den lustigen Kumpan, der ein Weib geraubt, oder zuckten die Achseln über die Person, welche sie für wahnsinnig hielten. Andern, denen die Sache ernsthafter erschien, scheuten sich, mit dem grimmigen Husaren anzubinden. Ehe sie zu einem Entschlusse kommen konnten, war der Reiter mit seiner Beute ihren Blicken entschwunden. Endlich erblickte Röschen einen Ritter, den sie sogleich für Heinrich von Hünenberg erkannte. Sie streckte die Hände flehend nach ihm aus und rief um Hilfe. Hünenberg verrannte sogleich dem Bogenschützen den Weg, ihn zwingend, die schöne Beute ihm abzutreten, was freilich der Ungar nur mit Widerwillen that.

Nachdem Hünenberg vernommen, in welcher trostlosen Lage sich die Jungfrau befand, hob er sie auf sein Roß und ritt nach Schwyz, wo er das Abenteuer seiner Braut erzählte und diese bat, sich der Verlassenen anzunehmen. Antonia willfahrte den Bitten ihres Geliebten gerne und verschaffte dem Mädchen in der Nacht noch ein Unterkommen bei der alten Base am Fuße des Schwyzerhackens.

Allein jetzt war das Maß des Unglücks voll. Rosa wurde heftig krank. Ihr zartes Wesen erlag den gehäuften Schlägen des Schicksals. Das Fieber, das sie nie ganz verlassen, stürmte mit der größten Heftigkeit auf sie ein. Die Ereignisse der letzten Tage zogen in wilder Verwirrung an ihrer aufgeregten Seele vorüber, der liebende

Johann, der blutige König, die fluchende Mutter, die scheltende Schloßfrau — sie kamen und gingen, die Häscher packten sie und in grausem Ritte sprengte ein Satan mit ihr von dannen, ein Teufel mit Bogen und Pfeil. Antonia, durch ihre Base von der Krankheit der Fremden in Kenntniß gesetzt, ließ sogleich den Arzt rufen. Dieser schüttelte aber bedenklich den Kopf und erklärte, daß er für nichts gut stehe, indem hier nur ein Wunder des Himmels helfen könne. Wirklich schien auch die Kranke so was zu fühlen. Etliche Tage lag sie zwar ganz bewußtlos, sich ganz mechanisch den Verordnungen des Arztes unterwerfend und willig die Mixturen aus der Hand Antonias annehmend, welche ihr in ihren Fieberträumen vorkam, wie ein Engel, der ihr von Herzog Johann gesendet worden, die bösen Menschen und Geister von ihrem Bette wegzuscheuchen.

Eines Morgens aber wachte sie plötzlich aus ihrer Bewußtlosigkeit auf und fragte nach dem Geistliche n des Orts. Als dieser erschien, empfing sie fromm die Tröstungen der Religion und bereitete sich zum großen Schritte in eine ander e Welt vor. Sie zweifelte nicht an ihrem baldigen Ende, dankte der Hausfrau und besonders der weinenden Antonia für ihre Theilnahme und Pflege. Der Letzern schenkte sie zum Andenken einen Ring; ihre Habseligkeiten bestimmte sie, nachdem die verursachten Unkosten gedeckt sein würden, den Armen von Schwyz. Auf des Priesters Frage, ob sie nun keinen Wunsch mehr auf dem Herzen habe, antwortete sie: „Wohl, zwei Dinge habe ich noch, um deren Gewährung ich Euch bitten möchte, ehrwürdiger Vater. Leset doch ein paar Messen zum Heil der Seele meiner armen Mutter, denn ich fürchte, sie sei nicht bußfertig von hinnen gefahren. Auch möchte ich ihn noch ein Mal sehen.“ Als der Priester nähern Aufschluß wünschte, wen sie darunter meine, schien es, als ob die Kranke sich einige Augenblicke besinne, dann ersuchte sie, daß der Priester dem Herzog Johann, wenn er ih n sehe, sagen möchte: Das sterbende Röschen von Gäbistorf schicke ihm noch ein Lebewohl und bitte, daß er ihr nicht fluche. Dann erhob sie ihre zarten, weißen Hände zum Himmel, als ob sie für Jemand bitte. Der Priester versprach die empfangenen Aufträge gewissenhaft zu vollziehen und verließ weinend das Haus.

Bevor er aber aus dem Hause getreten, hatte das Fieber, wahr-

scheinlich eine Folge der gemachten Anstrengung, sich wieder bei Rosa eingestellt. Sie fing an, irre zu reden. Der Puls ging unregelmäßig, das Gesicht glühte, die Kranke flehte, daß man doch das Blut abwische, das über ihre Kleider geflossen. Dann wollte sie fort, so daß die Hausfrau und Antonia alle Mühe hatten, sie im Bette zu behalten. Dann nahm sie die Stellung einer Person an, welcher man die Hände fesselt. Nach ihrer Vorstellung lag sie im tiefen Burgverließe des Schlosses auf dem Albis. Der Gefangenwärter hatte sie mit einer Kette an die Mauer angeschlossen, und die Freifrau von Eschenbach schaute durch ein Fensterlein in den Kerker herab, ob die Tochter der Hexe von Gäbistorf noch nicht verhungert oder von den Thieren gefressen worden sei, welche im Thurme hausen. Plötzlich raschelt es vor der Thüre, mehr als hundert Ratten laufen an den Wänden auf und nieder, Blindschleichen, schwarze Schnecken und schillernde Nattern kriechen mit feuchtem, kaltem Leib über die Füße der Gefesselten. Siehe! da füllt sich der Kerker mit einem hellen Sonnenglanz. Die Unthiere sind verschwunden. Johann in seiner schönen ritterlichen Kleidung kniet vor dem Bette, küßt die Hände seiner Rosa, sagt, daß sie nicht sterben, sondern zu ihm kommen und ihn nie wieder verlassen müsse.

Jetzt schlummert Röschen ruhig. Ihr Mund lächelt in seligem Entzücken. Die Wangen glühen, wie Rosen. Gleich Perlen rinnt es von der Stirne. Ein starker Schweiß ist eingetreten. So schläft und schwitzt die Kranke von ein Uhr nach Mitternacht bis um zehn Uhr, also neun Stunden, ohne Unterbrechung.

Als der Arzt erschien, war er ganz erstaunt über die Veränderung, die seit seinem letzten Besuche vor sich gegangen. „Da hat Gott geholfen," sprach er, „der Schweiß und die gute Natur hat das Mädchen gerettet. Die Krise ist eingetreten, und wenn kein neuer Rückfall kommt, so werden wir in wenigen Tagen Wunder schauen." Wirklich erholte sich Röschen zusehends von Tag zu Tag. Vieles trug dazu allerdings auch Antonias treue Pflege und zarte Aufmerksamkeit bei. Rosa und Antonia waren wie zwei Schwestern. Liebende Mädchen sind bald Freundinnen. Beide Mädchen redeten viel von Hünenberg und Herzog Johann. Antonia fühlte sich glücklich in ihrer Liebe zu Hünenberg, Röschen aber glaubte, daß das,

was ihr im Fiebertraum gesagt worden war, etwas mehr sei, als Traum. Mochte es auch ein kleiner Aberglaube sein, ihre Freundin widersprach nicht, und wenn sie auch lächelte, so war es kein Lächeln der Bosheit.

Sobald Röschen so weit hergestellt war, daß sie einen kleinen Spaziergang im Freien aushalten konnte, rieth der Arzt ihr zu gänzlicher Genesung eine Kur in den höhern Regionen der Alpen an. „Das ist ja allerliebst!“ rief Antonia, „da gehen wir zum Bruder Hektor hinauf.“ Dieser befand sich nämlich mit der Heerde auf der Glattalp an den Urner und Glarner Marken, wo der Scheyen, der Reiselt und der Pfannenstock ihre stolzen Häupter in die Wolken empor heben. Schon lange wäre Antonia gerne in die Berge gegangen, wenn nicht Röschens Krankheit sie gehindert hätte. Jetzt kam ihr die Aeußerung des Arztes ganz erwünscht. Auf Röschens Einwendung, daß sie noch zu schwach sei zu einer solchen Wanderung, entgegnete Antonia lächelnd: das habe nichts zu bedeuten, sie werde für vier Schwyzer Füße sorgen, denen nicht leicht eine Firne zu hoch sei.

Drei Tage später erschien dann der Bruder Hektor mit zwei handfesten Sennen. Diese trugen eine Sänfte, in welcher Röschen Platz nehmen mußte. Hektor, Antonia und eine Magd begleiteten die Sänfte, Lebensmittel und die nöthigsten Geräthschaften tragend. Der Weg führte durch ein romantisches Gebirgsthal dem Muottastrom entlang, der in dunkler Tiefe zwischen engen, senkrecht stehenden Felsen wild und schäumend dahinrauscht. Vereinzelte Wohnungen standen, einer zerstreuten Heerde gleich, in den grünen Matten des Thals. Schwarze Tannen bekleideten die Seiten der Berge. Wilde Waldbäche murmelten hohl in den Schluchten; zahlreiche Wasserfälle donnerten mächtig in die Tiefe hinab, glänzten hier wie Silberfäden über steile Felswände, verloren sich dort wie leichtes Schneegestöber in den Lüften, oder stiegen wie heiliges Opfergewölk aus nächtlicher Kluft zum Himmel empor. Rüstig schritt die kleine Karavane, die Bergstöcke in der Hand, höher und immer höher hinan. Von Zeit zu Zeit erblickten die Wanderer durch geöffnete Felsen oder zerrissene Nebelschleier die Dörfer und Kirchen der Ebene. Weit unter ihnen lag dort die Welt mit ihren Mühen und Sorgen. Reiner wurde die Luft, leichter der Athem, freier die Seele. Unten

im Thale war der Frühling bereits vergangen, hier oben aber blühten hart am Schneefeld und am blauen Gletscher die Matten und Weiden im bunten, üppigen Alpenlenze. Genügsame Hirten lagen vor ihren mit schweren Steinen bedeckten Hütten in der Sonne oder jauchzten lustig auf die Wolken hinab, die unter dem Felsen vorüberrauschten, auf welchem sie standen. Bedächtige Kühe und naschhafte Ziegen kletterten mit sicherm Fuße an dem schwindlichen Abgrund, wo der kleinste Fehltritt unvermeidlichen Tod bringt für Menschen und Vieh. Ueber dem dunkeln Alpensee drehten sich kreischende Weihe und hoch über den beschneiten Kämmen und Zinken wiegte sich in majestätischer Ruhe des Gebirgs der stolze Adler.

Ungefähr auf der Mitte Weges hatten unsere Wanderer bei einer Alpe Halt gemacht, wo die mit hellen Glocken geschmückten Kühe den Fremden gleichsam neugierig entgegen kamen und sie bis zur Hütte begleiteten. Gastwirthlich empfing der Senne die Gäste, schüttelte ihnen treuherzig die Hand und stellte ihnen geschwungene Nidel, Butter, Käse und Rührum vor, Alpenspeisen, auf deren kundige Bereitung sich der Mann offenbar etwas zu gut that. Wein und Brod hatte die Magd aus dem Thale mitgebracht, was um so zweckmäßiger war, weil die Sennen Alles, was die Herde nicht liefert, aus weiten Entfernungen holen müssen. Frisches Wasser spendete die reine Quelle, die mit melodischem Getöne am nahen Felsen hinunterrieselte.

Nachdem die Gesellschaft in der Sennerei sich gelabt und ein wenig ausgeruht hatte, ging es wieder munter bergauf. Den übrigen fünf Mitgliedern war die Gegend zu bekannt, als daß sie durch diese Alpensceneu stark angeregt hätten werden können. Ganz anders verhielt es sich bei Röschen. Ein wundersames Gefühl beherrschte bei'm immer weitern Vordringen in diese hehre Gebirgswelt ihr für Naturschönheiten so empfängliches Herz. Eine ungewohnte Freudigkeit durchströmte allmälig ihr ganzes Wesen, es war ihr, als bringe jeder Athemzug mehr Kraft und Lebenslust in Seele und Leib. Sie wünschte daher, um die beiden Sennen zu erleichtern, die Sänfte zu verlassen und den Weg gleich Andern zu Fuß zu machen. Als ihr solches gestattet worden, ging die Sache über Erwartung gut; Röschen und Antonia kletterten wie Ziegen.

Der Pfad wurde immer schroffer und führte in mancherlei Windungen an Klüften vorbei und über verwitterte Klippen hinweg, wo die Alpenrose ihren purpurnen Teppich ausbreitete über das schwarze Gestein. Auf ein Mal standen die Wanderer an einer Felsschlucht, welche von ihnen überschrieten werden sollte. „Wie ist es aber möglich, hier hinüber zu kommen? Ich sehe weder Brücke noch Steg —" sagte das Mädchen von Gäbistorf, besorgt nach allen Seiten sich umschauend. „Freilich! freilich! dort ist unsere Brücke," antwortete lachend die Tochter Redings, indem sie auf einen Haufen Schnee hindeutete, der von einer Felswand zur andern sich ausdehnte. Und wirklich war dieses die Naturbrücke, die über den Abgrund sich wölbte, während unten in schauriger Tiefe der Waldstrom donnerte.

Kaum war man über den in der Luft hangenden Schnee an die jenseitige Felswand gelangt, so erblickten die Wanderer eine Oeffnung, die weit in den Berg hinein zu gehen schien. Hektor stellte sich vor die Oeffnung und jauchzte mit mächtiger Stimme in dieselbe hinein; worauf sich ein vielfaches Echo hören ließ. Röschen wußte nicht, was das zu bedeuten hätte. Es sollte ihr aber bald klar werden. Ein Einsiedler erschien an dem Felsenthor. Aus der Art und Weise, wie der Eremit die Ankömmlinge bewillkommte, hätte man schließen sollen, daß er mit den Manieren und Gebräuchen des gesellschaftlichen Lebens nicht unbekannt sei. Es lag in seinem Benehmen ein gewisser Anstand, welchen Leute von schlechter Erziehung vergeblich nachzuahmen suchen, eine gewisse Ritterlichkeit. Der Mann trug eine Fackel in der Hand, bei deren Zwielichte Röschen wahrnahm, daß sie sich in einer großen Höhle befinde, wo viele Alpengeräthschaften, Milchgefäße und Lebensmittel aufgehäuft waren. Täuschte sie ihr Blick nicht, so blitzten auch aus dem Halbdunkel Waffen, Panzer und Helme hervor, die im Hintergrunde an den Wänden hingen. Der Einsiedler bat, daß ihm die Gäste an einen Ort hin folgen möchten, der etwas freundlicher sei, als diese nächtliche Höhle. Dabei leuchtete er den Jungfrauen, indem er sie warnte, mit ihren Kleidern nicht zu nahe an die Felswand zu kommen. An beschwerlichen Stellen bot er ihnen die Hand. Nachdem sie etwa hundert Schritte aufwärts gegangen waren, kamen sie wieder an das Tageslicht. Ein weiter, freier Platz, eine blumige Alpe, auf

welcher eine schöne Herde von Schafen und Ziegen weidete, lag zu ihren Füßen. An einem Felsen, welcher diese Ebene überragte, waren Pfosten eingeschlagen und diese mit Brettern bedeckt worden. Ohne zu bemerken, daß die übrige Gesellschaft nebst dem Eremiten bei der Herde zurückblieb, stiegen die Mädchen den bequemen Bretterpfad hinauf, bis sie zu einem Kirchlein gelangten, und zu einer Wohnung, die wie ein Adlerhorst über dem Abgrund schwebte und eine herrliche Fernsicht über das Land der Alpen gewährte. Antonia öffnete neugierig die Thüre des Häuschens und zog ihre Freundin am Arme nach. Das war keine Hinterthür, die Pracht trifft man nur in fürstlichen Zimmern an. Ein herrlicher Teppich und ein aufgeschlagenes Buch liegen auf dem Tische. Eine goldene Rüstung hängt an der Wand und ein mit Pfauenfedern geschmückter Helm. „Gott, wo sind wir?“ fragt Röschen. Antonia lächelt. Bevor sie aber antworten kann, stürzt ein reichgekleideter Jüngling herein. „Wo ist sie?“ ruft er unter der Thüre. O Röschen! o Gott! Du da, mein Röschen!“ Herzog Johann und das Mädchen seines Herzens liegen sich in den Armen.

30.

Königswahl, Königsbegräbniß, Belehnung und Acht.

Was Johann und Röschen sich Alles zu sagen hatten, das kann der Leser zum Theil errathen. Und also wollen wir zu einem Gegenstand übergehen, der sich minder leicht von selbst errathen läßt. Daß für Johann und seine Freunde unendlich viel davon abhing, ob ein günstig gestimmter oder ein feindseliger Fürst auf den deutschen Thron erhoben würde, und daß die Wittwe Elisabetha und ihre Kinder ihren Durst nach Rache nur für einstweilen in der Absicht zügelten, um desto ungestörter für die Wahl des Herzogs Friedrich von Oesterreich, des ältesten der Söhne Albrechts, wirken zu können, daß aber die Churfürsten von Mainz und Trier ihre Augen auf einen andern Fürsten richteten — das haben wir schon früher angedeutet. Es liegt

uns nun ob, zu zeigen, welchen Erfolg die gegenseitigen Wahlbewerbungen hatten.

Am 27. Wintermonat, am Sankt Katharinatag des Jahres 1308, zogen Morgens um acht Uhr die geistlichen und weltlichen Churfürsten von dem Rathhause, der „Römer" genannt, nach der Sankt Bartholomäuskirche in Frankfurt, alle zu Pferd, im rothen, mit Hermelin gefütterten Scharlachrock und Scharlachbaret. Hier nahmen sie in dem mit goldenen Stücken behangenen Chore ihre Plätze ein, Mainz, Böhmen, Pfalz zur rechten, Köln, Sachsen, Brandenburg und Trier zur linken Seite. Der Bischof von Würzburg fing nun an, das Veni sancte spiritus zu singen, was ihm von den königlichen Kapellanen abgenommen wurde, indem die Churfürsten demuthsvoll auf der Erde knieten. Nachdem der Bischof von Würzburg die Messe vom heiligen Geiste vollendet hatte, naheten sich die Churfürsten dem Altare und leisteten den feierlichen Eid, daß sie nach Wissen und Gewissen den Würdigsten zum römischen Könige und künftigen Kaiser erwählen wollen. Dabei legten die geistlichen Churfürsten die rechte Hand auf die Brust, die weltlichen aber auf das Evangelienbuch. Zuerst schwur der Churfürst von Mainz, dann nahm er die Uebrigen in den Eid.

Nach der Eidesleistung verfügten sich im Namen des allmächtigen Gottes die Churfürsten zur Vornahme der Wahl in das Konklave. In gespannter Erwartung harrte das zahlreich im Tempel versammelte Volk. Die Churfürsten ließen etwa eine Viertelstunde später ihre Räthe, deren jeder Churfürst zwei hatte, in das Konklave rufen, als Zeugen der Wahl.

Hierauf wurde eine Gesandtschaft nach dem Römer abgeordnet, um den neugewählten König nach der Bartholomäuskirche einzuladen. Wer ist der Glückliche? hat Oesterreich den Sieg davon getragen, oder Luxenburg? So fragte mancher Zuschauer neugierig, so fragten mit ängstlichem Herzen etliche als Mönche und Pilger verkleidete Anhänger des Herzogs Johann, namentlich Heinrich von Hünenberg, Jakob von Wart und Konrad von Tägerfeld! Siehe! da kamen der Herzog Otto von Baiern, die Grafen Eberhard von Würtemberg, Rudolf von Nassau und viele andere Herren und Ritter; die führten in ihrer Mitte den Grafen Heinrich von Luxenburg. Die

Churfürsten, welche demselben bis an die Thüre der Kirche entgegenkamen, führte ihn in die Sakristei, wo er mit dem kaiserlichen Ornate bekleidet wurde. So geschmückt wurde er von dem Churfürsten auf den Altar gehoben und ihm von dem Erzkämmerer des römischen Reiches die Krone auf das Haupt gesetzt. Jetzt stellten sich die Churfürsten im Kreise um den neuen Herrscher auf, indem ihre Diener die Reichskleinodien hielten, den Apfel, den Zepter und das Schwert. Die Kantoren sangen das Te Deum laudamus, die Orgel fiel ein, die Drommeten schmetterten, die Heerpauken donnerten, so daß die Fenster zitterten und der Boden erdröhnte. Hoch auf dem Thurme machte das festliche Geläute der Glocken der ganzen Stadt das große Ereigniß kund.

Nachdem dieser Jubel vorüber war, hoben die Churfürsten den Neugewählten von dem Altare, führten ihn in das Schiff der Kirche, auf die dort errichtete Bühne und setzten ihn auf den Thron. Dann verlas der Dombechant von Mainz die Wahlakte und der Churfürst von Mainz erklärte vor allem Volke, daß Graf Heinrich von Luxemburg auf rechtmäßige Weise durch die Churfürsten des heiligen römischen Reiches zum deutschen Könige und künftigen römischen Kaiser gewählt worden sei.

Hierauf verließ der König die Kirche, um sich nach der Pfalz zu begeben. Sechs Rathsherren von Frankfurt nahmen denselben unter einen Thronhimmel auf. Ritter, Grafen und Hofbeamte eröffneten den festlichen Zug. Dann kamen die sächsischen und brandenburgischen Drommeter und Heerpauker. Hinter vier Herolden erschien der Churfürst von Trier, der Bruder des Neugewählten. Jetzt gingen neben einander der Pfalzgraf vom Rheine mit dem Reichsapfel und der Churfürst von Brandenburg mit dem Zepter. Ihm folgte der Churfürst von Sachsen als Reichsmarschall mit dem goldenen Schwerte, und diesem folgte der König Heinrich selber. Hinter dem Könige schritten die Churfürsten von Mainz und Köln. An sie reihten die königlichen Hatschiere und Trabanten und das Hofgesinde sich an. Den Schluß bildete das wogende, jauchzende Volk.

Somit war die große Frage entschieden, die Christenheit hatte wieder ein Haupt und das verwaiste römische Reich wieder einen

Vater. Dieser aber war nicht aus dem mächtigen Herzogshause Oesterreich, sondern aus dem einfachen Grafenhause Luxemburg genommen worden. Herzog Friedrich trug die Zurücksetzung mit dem seiner Natur eigenthümlichen Adel. Heftiger zürnte die Mutter Elisabetha und der Bruder Leopold. Keine Grenzen kannte die Wuth der Königin Agnes. Bittere Vorwürfe machte sie der Mutter und den Brüdern, daß dieser trügerischen Hoffnungen wegen die würdige Bestattung des seligen Vaters versäumt und das heilige Werk der Rache verschoben worden sei. Ihre flammenden Mahnungen fanden geneigte Ohren und es wurde beschlossen, jetzt, nachdem dieser Theil der Plane des österreichischen Hauses vereitelt worden, um so fester auf der Verwirklichung des Uebrigen zu beharren.

Als daher König Heinrich VII. alter Sitte gemäß in der Kaiserstadt Aachen am heiligen Dreikönigtage 1309 gekrönt worden war, und er mit den geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren im alterthümlichen Saale saß, um Raths zu pflegen über die Wohlfahrt des Reiches, da nahte sich einer der Herolden und meldete, daß Oesterreich um Gehör bitte vor Kaiser und Reich. Wirklich traten einige Augenblicke später in schwarzer Rüstung Herzog Friedrich und Herzog Leopold ein, begleitet von einer großen, ebenfalls in Trauer gekleideten Schaar Ritter und Dienstmannen. Schweigend schritten die beiden Herzoge auf den Thron zu und legten an den Stufen desselben eine aus Wachs geformte Todtenhand nieder, welche krampfhaft einen goldenen Zepter hielt. „Was soll das?“ fragte der König.

„Das ist das Zeichen des ungesühnten, ungerächten Mordes,“ antwortete der schlanke, blondlockige Herzog Friedrich. „König Albrecht, unser Vater, liegt, von der Hand seines Neffen erschlagen, im Kloster Wettingen. Wir fordern für ihn ein ehrliches Begräbniß in der Kaisergruft zu Speier. Sein Blut schreit um Rache. Wir fordern, daß Herzog Johann und seine Helfershelfer in die Reichsacht erklärt, ihre Güter eingezogen und die Söhne Albrechts damit belehnt werden.“

So sprach der Jüngling stolz, dann wandte er mit seinem Bruder Leopold sich um und verließ, von den Dienstmannen begleitet, den Saal wieder, in welchem der König und die Fürsten saßen. Nur ein Ritter blieb in der Mitte des Saales stehen, ein großer

Mann in schwarzer Rüstung, mit geschlossenem Visir. Man wußte nicht, ob er zu dem Gefolge der österreichischen Herzoge gehörte, oder ob er sonst in den Saal gekommen war. Er stand eine Weile schweigend da, bis er die Aufmerksamkeit der versammelten Fürsten auf sich gezogen. „Wer bist Du und was willst Du?" fragte König Heinrich. Ohne ein Wort zu erwiedern, schritt der schwarze Mann auf den Thron zu und legte an den Stufen desselben ebenfalls eine aus Wachs geformte Todtenhand nieder, welche krampfhaft einen goldenen Zepter hielt. Stumm richtete er sich auf and warf aus seinem schwarzen Visier düsterflammende Blicke, bald auf den König und bald auf die Fürsten. Ein Schauer durchlief die Versammlung, denn sie fing an, den Sinn der geheimnißvollen Handlung zu ahnen.

„Auch ich mahne an einen ungesühnten Mord," begann, ohne sein Visir aufzuschlagen, in dumpfem, feierlichem Tone der schwarze Ritter. „Im Kloster Rosenthal, im Etneresberg, liegt ein todter Mann, ein Ritter, von welchem sein Feind, der Churfürst Gerhard von Mainz, sagte, er sei das tapferste Herz Deutschlands gewesen. Es ist der Leichnam des rechtmäßig gewählten und gesalbten, von der Hand seines Vasallen erschlagenen Königs Adolf. Zehn Jahre hat ihm sein Mörder das ehrliche Begräbniß in der Kaisergruft zu Speier verweigert. Gib, o König, gebet, o Ihr Fürsten, Euerm Adolf den Ruheplatz, den er so lange hat missen müssen, und lasset den Mann, welcher ihm Krone und Leben raubte, lasset ihn liegen, wo er liegt. Ich rufe Euch nicht zur Rache auf. Gott hat gerichtet, in Albrechts eigenem Hause hat er sich den Rächer auserkoren. Wie Albrecht einst seinen König wider Ehre und Recht gemordet, so ward er wieder erschlagen durch die Hand seines Neffen. Ehret, o Ihr Fürsten, ehret das göttliche Walten, opfert den armen Jüngling, welchen des Oheims Härte planmäßig zur Verzweiflung trieb, ach opfert ihn nicht dem Rachegeschrei dieser Söhne Albrechts. Verschaffet Ihr dem Enkel Rudolfs das väterliche Erbe wieder, das Albrechts Habsucht ihm so lange vorenthielt und das Albrechts Söhne auch jetzt so gerne verschlingen möchten."

„Wer bist Du, daß Du des Jünglings Dich mit solcher Wärme annimmst?" fragte König Heinrich. „Ein Mann, der dazu das Recht und die Pflicht hat," antwortete der schwarze Ritter. „Ich bin sein

Erzieher. Wohl habe ich meinen Zögling vor kecker Gewaltthat gewarnt, umsonst! er hörte mehr auf den Rath unbesonnener Jugendfreunde. Meine Hand blieb rein, aber Johann hat die seinige mit Blut befleckt." Mit diesen Worten öffnete der Ritter das Visir und siehe, Konrad von Tägerfeld war der kühne Redner. Rasch schloß er sein Visier wieder, verließ den königlichen Saal und schritt unerkannt durch die zahlreichen Dienstmannen Oesterreichs, die draußen der Antwort des Königs und der Churfürsten warteten.

Je unerwarteter die Erscheinung des Konrads von Tägerfeld den meisten Fürsten gewesen, desto größer war der Eindruck, den sie hervorbrachte. Oesterreichische Schriftsteller behaupten zwar, es sei das ein durch Erzbischof von Mainz oder den Pfalzgrafen Rudolf vom Rhein eingeleitetes Spiel gewesen. Rudolf war nämlich der Tochtermann des ermordeten Königs Adolf und die Rücksicht auf seine feindliche Gesinnung gegen das Haus Oesterreich war auch ein Grund mit gewesen, warum Elisabetha die feierliche Bestattung ihres Gemahls nicht vornehmen wollte, so lange dieser Mann die Verrichtungen eines Reichsverwesers übte, welche verfassungsgemäß, während der Erledigung des Reiches dem Pfalzgrafen am Rheine oblagen. Dem sei indessen, wie ihm wolle; genug, sobald Konrad von Tägerfeld den Saal verlassen hatte, erhob sich der Pfalzgraf Rudolf und sprach einen Unwillen aus über das Begehren Oesterreichs und über die Art und Weise, wie solches vorgebracht worden. Er trug förmlich darauf an, daß man der Wittwe Adolfs die so lange verweigerte Beisetzung ihres Gemahls in die Gruft zu Speier endlich einmal gestatte und daß man nach zehn Jahren erst darüber eintrete, ob sein Mörder im Kloster Wettingen am rechten Orte liege, oder ob man ihm auch einen Ruheplatz gönnen wolle unter den rechtmäßigen Königen Deutschlands. In gleichem Sinne redete der Churfürst von Mainz. Andere hingegen meinten, man solle den Herzogen von Oesterreich entsprechen und nicht gleich im Anfange der neuen Regierung die Fackel der Zwietracht unter die Reichsstände schleudern. König Heinrich neigte sich dieser Ansicht bei und es gelang ihm endlich, die Fürsten dahin zu vermögen, daß sie beschlossen, der König Adolf und der König Albrecht sollen in einer Nacht in der Königsgruft zu Speier beigesetzt werden und zwar in der Reihenfolge, wie sie regiert hätten.

Mit diesem Beschlusse mußten sich die Herzoge von Oesterreich einstweilen begnügen. Wirklich fand die Beisetzung der beiden Königsleichen in einer heitern Nacht des Herbstmonats statt. Es war ein ergreifender Anblick, als unter feierlichem Geläute und beim Schimmer einiger tausend Kerzen die beiden durch Mörderhand gefallenen Nebenbuhler in die Behausung der Todten einzogen und im alten Dome zu Speier und zwischen den marmornen Denkmalen und den silbernen Särgen ihrer Vorfahren die Ruhestätte einnahmen. Zuerst erschien der Sarg Adolfs, begleitet von seiner Wittwe, seinem Sohne, Bruder, Tochter und Tochtermann und einer Menge von Vasallen und Freunden. Dann kam der Sarg Albrechts, welchem ein langer, glänzender Trauerzug folgte, die Königin Elisabetha, die Königin Agnes, die Herzoginnen Elisabetha, Johanna, Katharina, Guta und die Herzoge Friedrich, Leopold, Heinrich und Otto und mehr als siebenhundert geharnischte Ritter. Auch der König Heinrich und seine Gemahlin, sammt seinem Bruder, dem Grafen Waltram von Luxemburg, und viele andere Fürsten und Herren geistlichen und weltlichen Standes wohnten diesem gedoppelten Leichenbegängnisse bei. Die Chronikschreiber haben es als Merkwürdigkeit aufgezeichnet, daß bei dem Amte drei römische Könige und drei römische Königinnen gegenwärtig waren.

Den König Heinrich verdroß zwar die Pracht, welche von dem Hause Oesterreich bei diesem Anlasse entwickelt worden, indem es ihn bedünkte, man habe damit sein königliches Ansehen in den Schatten setzen oder auf seine Entschließungen einen drohenden Einfluß üben wollen. Herzog Friedrich entschuldigte zwar die Größe seines Gefolges mit der Menge und Macht seiner Feinde und mit dem Umstande, daß viele Freunde und Anhänger seines seligen Vaters gewünscht haben, demselben noch die letzte Ehre zu beweisen. Um diesen Punkt noch mehr hervorzuheben, entließ er wirklich, nachdem die Todtenfeier vorüber war, sogleich den größten Theil seiner Ritter und Dienstmannen. Allein König Heinrich, welcher vom Herzog Otto von Baiern, vom Grafen Eberhard von Würtemberg und vom Churfürsten Peter von Mainz in seinem Unwillen bestärkt wurde, gab sich damit noch nicht zufrieden. Er weigerte sich beharrlich, die Herzoge von Oesterreich mit den Besitzungen ihres Vaters und mit dem Erb-

lande des Herzogs Johann zu belehnen, indem er behauptete, diese Lehen alle seien als verfallen zu betrachten und das Reich habe an dieselben die nächsten Rechte. König Heinrich, der Habsburg zu demüthigen und die Macht des eigenen Hauses zu erhöhen wünschte, schien überhaupt nicht ungeneigt, das Beispiel des Königs Rudolf nachzuahmen und seinem Sohne das zuzuwenden, was von Ottokar seiner Zeit an die Herzoge Albrecht und Rudolf übertragen worden.

„Wenn das ist," sagte Friedrich, „so haben wir in Speier nichts mehr zu schaffen. Da muß das Schwert entscheiden." Alsbald gab er seinem Schatzmeister Befehl, den Wirth zu bezahlen, und warf sich in seine Reisekleider. Schon standen die österreichischen Ritter und Dienstmannen auf dem Markte zum Aufbruche bereit, schon wollten Friedrich und sein Bruder sich in die Sättel schwingen. Da kamen der Bischof Johannes von Straßburg und Siboth, Bischof von Speier, und baten, daß sie doch nicht die Flamme eines neuen Bürgerkrieges in die deutsche Nation werfen möchten. Sie fielen den Pferden in die Zügel und führten die Erzürnten beinahe mit Gewalt in die Herberge zurück.

Die Unterhandlungen begannen auf's Neue. Die schlauen Priester glaubten ein Mittel gefunden zu haben, durch welches die ländersüchtigen Plane des österreichischen Hauses und diejenigen des neuen Königs auf Unkosten von Drittpersonen befriedigt werden konnten. „Beredet Euere Schwägerin," sagte der Bischof von Straßburg, „beredet die königliche Wittwe Elisabetha, daß sie dem Sohne des Königs Heinrich die Hand reiche, und tretet Euere Ansprüche auf Böhmen zu Gunsten des Grafen Heinrich von Luxemburg ab. Das möget Ihr um so eher thun, da es bei der veränderten Sachlage Euch nicht möglich wäre, Euern Ansprüchen auf die böhmische Krone den gehörigen Nachdruck zu geben. Dafür soll dann der König Euch mit den Besitzungen Euers Vaters und mit dem Erblande des Herzogs belehnen und die Reichsacht über diesen und seine Mitverschwornen aussprechen. Die Herzoge von Oesterreich gaben den beiden Bischöfen Vollmacht, diese Anträge dem Könige zu hinterbringen. Heinrich, der seine Augen stets auf Böhmen geworfen hatte, nahm diesen Vorschlag um so freudiger an, da er sich auch mit dem Gedanken an den Römerzug trug, um das gesunkene kaiserliche Ansehen in Italien wieder herzustellen, eine Aufgabe, bei welcher die Freund-

schaft Oesterreichs ihm trefflich zu Statten kommen konnte. Also wurden an demselbigen Tage der König Heinrich und die Herzoge von Oesterreich gute Freunde.

Am folgenden Tage war auf dem Markte in Speier eine hohe, geräumige, mit goldbordirten Tüchern behangene und belegte Bühne zu schauen. Darauf stand der reichverzierte Thron des römischen Königs. Er selbst saß darauf im vollen Glanze seiner Majestät, im Purpurgewand, mit der goldenen Krone auf dem Haupte. Ein blauseidenes, mit goldenen Lilien besätes Baldachin schützte den Herrscher der Christenheit vor den Strahlen der Sonne. Links und rechts stand der Pfalzgraf mit dem Zepter und der Herzog von Sachsen mit dem Schwerte in der Hand. Hinter dem Throne befand sich der Kanzler des Reiches, der Churfürst von Mainz, einen großen, gesiegelten Brief in der Hand haltend. Hierauf geschah die sogenannte Berennung des königlichen Stuhls. Die österreichischen Herzoge erschienen, auf dem Haupt mit einem goldenen Kranz geschmückte Herzogshüte und in den Händen goldene Stäbe tragend, an der Spitze einer großen Reiterschaar von Rittern, Herren, Grafen und Fürsten, durch welche sie unter Posaunenton und Trompetenschall von ihrer Herberge abgeholt und auf den Markt vor den königlichen Thron geführt wurden. Den Zug eröffneten die sechs Ritter, welche die Paniere der Herzogthümer Oesterreich, Steiermark, Krain, Porteau und die Schilde der Grafen von Habsburg und der Landgrafen von Elsaß trugen. Wer dem Zuge sich angeschlossen hatte, hielt ein kleines Fähnlein von rother Farbe. Die Herzoge stiegen die Stufen der Bühne hinauf, knieten nieder, näherten sich dem Throne und knieten auf's Neue, indem sie um die Belehnung nachsuchten. Darauf befahl König Heinrich dem Kanzler, daß er den Lehenbrief verlese über die Vorrechte und Pflichten der Herzoge von Oesterreich und über den Eid, den sie schwören sollten. Nach der Verlesung des Briefes fragte der König: „Ihr Herzoge des heiligen römischen Reiches, wollet Ihr das beschwören?“ Da erwiederten die Herzoge Friedrich und Leopold: „Mächtiger König! gerne!“

Hierauf folgte die eigentliche Belehnung. Die Herzoge schwangen sich auf ihre Rosse, indem sie nach einem alten Vorrechte die Belehnung zu Pferde empfangen durften. Der König überreichte ihnen

die Fahnen, den Zepter und den Apfel mit dem Kreuze. Zuletzt reichte der Herzog von Sachsen das entblößte Schwert, das er während des ganzen Aktes gehalten, ihnen zum Kusse dar, indem die zahlreichen Pfeifer und Posauner mit der stärksten Musik einfielen.

Laut jauchzte das zahlreich versammelte Volk. Nur ganz leise fragte hie und da ein Zuschauer, wie es wohl mit dem Antheil stehe, welchen Herzog Johann an diesen Lehen anzusprechen habe. Dieser Zweifel sollte indessen bald gehoben werden. Nachdem die beiden Herzoge sich mit ihren Dienstmannen entfernt und der König sammt den Churfürsten ihre Stühle wieder eingenommen hatten, gaben die Trompeter und Paukenschläger das Zeichen der Aufmerksamkeit. Sodann erschien ein königlicher Herold, stellte sich auf die Stufen des Thrones und las mit lauter, langsamer Stimme folgende Achtserklärung:

„Wir Heinrich, von Gottes Gnaden römischer König, allwegen eine Mehrer des Reichs künden und verjehen offentlich, daß wir Herzog Johann von Oesterreich, des Herzogs Rudolf sel. Sohn, die Herren Rudolf von Wart, Rudolf von Balm, Walter von Eschenbach und den Ritter Konrad von Tägerfeld mit Recht und mit gesammtem Urtheil verurtheilt haben. Wir haben ihnen Ehre und Recht genommen, ihre Lehen für erledigt, ihre Ehefrauen für Wittwen und ihre Kinder für Waisen erklärt. Wir verbieten sie ihren Freunden und erlauben sie ihren Feinden. Wir nehmen ihnen gemeiniglich die Rechte, welche Semperleute und unversprochene Leute zu haben pflegen. Und gönnen ihnen ihr Leben also lange, als sie durch die große Barmherzigkeit, die Gott an uns legte, verschuldet haben um des Mordes willen, den sie gethan an dem römischen König Albrecht sel., unserm Vorfahren des Reichs, nach der Klage unsrer lieben Fürsten, des Herzogs Friedrich von Oesterreich und des Herzogs Leopold, seines Bruders. Es ist auch von uns beschlossen, nach der Kaiser geschriebenem Rechte und nach gesammtem Urtheil, daß die vorgenannten Männer ihr Leute und ihr Gut nicht verändern mögen, weder mit Verkaufen, noch mit Versetzen, auf keinerlei Weise, denn Leut und Gut sind dem Reich anheimgefallen, seit die Thäter miteinander oder einzeln des Mordes übereingekommen. Eben so sollen Alle, welche diese verurtheilten Männer, mit Vorwissen des Mor-

des, hauseten, hoften und beherbergten, seit sie den Mord an unserm seligen Vorfahren des Reichs begangen, in gleiche Schuld verfallen sein, wie die, welche des Mordes wegen verurtheilt wurden. Dieser Spruch ist gefällt worden nach kaiserlichem Rechte, durch diesen Brief zur öffentlichen Kunde gebracht und gesiegelt mit dem königlichen Siegel. Geben zu Speyer am Donnerstag vor Sankt Morizen Tag, da man zählte von Gottes Geburt 1309 im ersten Jahre unsers Reiches."

Dumpf und schweigend hatte die Menge der Verlesung des Briefes zugehört, dumpf und schweigend lief dieselbe, als der Herold zu Ende war, nach allen Seiten auseinander. Nur Kuni von Stocken, der Hofnarr des Herzogs Leopold, sagte: „Die Welt hat sich gebessert. Als König Adolf von dem einäugigen Vetter ermordet worden, haben sie diesen zum König gemacht. Jetzt aber, da der Herr Neffe aus Böhmenland so einfältig war, dem einäugigen Vetter den Spieß in den Leib zu rennen, da gehen sie hin, sprechen die Reichsacht über ihn aus und erklären ihn und seine Freunde für vogelfrei. Wäre der König Heinrich nicht so gerecht und die Churfürsten nicht die frömmsten Männer im heiligen römischen Reich: so wüßte ich nicht, was denken; die Welt wäre dann recht närrisch, schier so pudelnärrisch, wie der Kuni von Stocken."

21.

Der Gemsjäger und der Lämmergeier.

Im Sommer 1309 (es mochte, wenn wir nicht irren, gegen das Ende des Augusts sein) stieg ein Mann aus dem Schächenthal zu den Gebirgen empor, welche sich an den Marken zum Himmel erheben, zwischen den Ländern Uri, Glarus und Schwyz. Er schritt, nach der Art der Alpenbewohner, langsam, aber sichern Fußes aufwärts. Seine Gestalt war groß, und die Muskeln seiner Arme und Füße verriethen eine außergewöhnliche Kraft. Dunkelflammende Augen blitzten unter dem mit einer Straußfeder geschmückten Hute hervor. Das braune Gesicht war von einem kurzen, krausen, pechschwarzen

Barte umschattet. In der stolzen Haltung des Mannes und in den stark ausgeprägten Zügen des Gesichtes lag ein gewisses Selbstgefühl, ein kühner Trotz. Es war ein kräftiger Sohn des Gebirgs. Ob indessen der Geist, der diesen Mann beseelte, mehr der Freiheit seines Vaterlandes zuzuschreiben sei, oder dem Handwerk, das derselbe trieb, das ließ sich nicht so leicht ausmachen. Seiner Kleidung nach zu schließen, war er kein Hirt, sondern eher ein Waidmann des Gebirgs. Wenigstens trug er eine Armbrust auf der Schulter und einen mit Pfeilen gefüllten Köcher auf dem Rücken. Neben ihm wandelte ein treuer Hund.

Ob einer Felswand, die jäh hinabging in die Tiefe, in welcher die Bergkrähen und Weihe viele hundert Klafter weit unter ihm hinflogen, stand der Jäger plötzlich still. Es öffnete sich eine schöne Aussicht in die Gebirgswelt. Vom jungen Tage verklärt, leuchteten einzelne Gletscher, Schneefelder, Hörner und Zinken, während andere Berge und Thäler sich noch in Dämmerung und Schatten hüllten. Ein rosiger Duft hing um die Windgelle und den Bristen, um die Klariden, den Glärnisch, Tödi und Bragel. Der weiße Morgennebel über Altdorf und Flüelen fing an zu weichen, Grütlis heilige Stätte trat aus dem Schleier hervor, Seelisberg, Beckenried und Luzern wurden sichtbar. Herrlich breitete am Fuß des Rigi und des Pilatus der glänzende Waldstättersee sich aus.

Lange stand der Jäger in diesen Anblick versunken. Sein Auge wurde feucht. Und wäre seine Haltung nicht zu stolz, sein Antlitz nicht so trotzig gewesen, so hätte man glauben mögen, eine Thräne rinne ihm in den schwarzen Krausbart hinab. „Und dieses Land haben die Schurken unterdrücken wollen?“ sprach der Waidmann halblaut vor sich hin, indem er unwillkürlich die nervige Faust ballte, „dieses schöne Alpenland! Je nun, sie werden es jetzt wohl bleiben lassen!“ setzte er nach einigem Besinnen mit keckem Gelächter hinzu.

Packan hatte bis jetzt in stummer Ehrfurcht dagesessen, als ob er sich scheue, die Betrachtungen seines Gebieters zu unterbrechen. Beim Auflachen desselben aber begann er mit dem Schwanze zu wedeln und hielt die kalte Nase an die Hand des Herrn. Da dieser aber immer noch nicht von der Stelle weichen wollte, wo das Vaterland seine Reize vor ihm ausbreitete, machte der Hund einige Sätze und um-

kreiste bellend den Sinnenden. Das weckte den Alpenjäger aus seinen Träumereien auf. Er faßte die Armbrust, auf welche er sich eine Weile gestützt hatte, warf sie rasch auf die Schulter, schwenkte den Hut nach dem glänzenden See hinab und stieg wieder aufwärts. Schon war er über die Linie hinaus, wo die Tannen wachsen, das Gras wurde kürzer und spärlicher. Es ging abwechselnd über graue Felsen und lange, mit Schnee bedeckte Halden, über denen schwarze Klippen und steile Granitwände sich geisterhaft aus hängenden Nebeln und ziehenden Wolken aufthürmten. Das Geklingel der auf den tiefern Alpen weidenden Herden war längst verstummt, nur ließ hie und da ein dumpfes Getöse oder ein gellendes Pfeifen sich hören. Ein Gletscher war zusammengestürzt oder eine Lauene in die Kluft hinabgedonnert. Rüstiger kletterte der Jäger über zackige Felsen und weichendes Steingerölle. Sein Ohr hatte das Pfeifen vernommen. Es war die Stimme eines Murmelthierchens gewesen. Auf dem frisch schimmernden Schnee aber sah er die bläulichen Spuren der Gemse. Der Hund schlug an. Jetzt ertönte ein zweiter Pfiff und der kam von einer Gemse.

Der Schweizer weiß schon, was Das sagen will. Dem Leser aber, der nicht zu Helvetias Söhnen sich zählt, sind wir hier einen kurzen Aufschluß schuldig. Die Gemse ist eine Art von wilder Bergziege, braun von Farbe, leichtfüßig und scharfsinnig, mit schönen Augen und hackenförmig zurückgebogenen Hörnern ausgestattet. Diese Thiere leben in Rudeln auf den Alpen und weiden hoch ob den Wohnungen der Sterblichen, zwischen Felsen und Schnee. Hier stellen sie eine Wache aus, welche, wenn sie den Jäger sieht oder riecht, die Uebrigen von der Annäherung des Feindes durch einen gellen Pfiff warnt, worauf sich die Herde mit Windesschnelle über die Eisgletscher und Schneefelder zerstreut.

Unser Jäger hatte die Warnung vernommen und verdoppelte seine Schritte Er war einem Gemsbock auf der Spur, der sich verspätet haben mußte. Er verfolgte ihn über den Grat hin und trieb ihn mit Hülfe des Hundes auf eine Schlucht zu, wo er in einem Felsgang, welchen das Wasser ausgehöhlt hatte, sich wie in einer Sackgasse selber fing. Eben wollte der Jäger die Armbrust zum tödtlichen Schusse anlegen. Plötzlich, da das Thier sich gefangen sah,

drehte es sich um, faßte sich ein Herz und sprang mit aller Macht auf den Feind los, ihn in den Abgrund hinabzustürzen. Doch der Gemsschütze erkannte die Größe der Gefahr und ergriff das Mittel, das allein ihn noch zu retten vermochte. Er warf sich im Nu der Länge auch auf die Erde nieder und über ihn weg in wildem Sprunge setzte das zum Muthe der Verzweiflung getriebene Thier.

Der Gemsjäger erhob sich wieder und fing, nicht ohne einen Anflug von Aerger über die entronnene Beute, an, den Rückweg zu nehmen. Mit großer Gewandtheit kletterte er die Felsen hinab und furchtlos hing er über dem gähnenden Abgrund. Sein Kopf war frei von Schwindel, sein Auge scharf und sicher sein Fuß. Als er aber von einer Felswand zur andern überspringen wollte, wich der Stein, an welchem er eine Stufe zu finden gehofft hätte. Er stürzte hinunter in die schaurige Tiefe. Rettungslos schien er verloren.

Zum Glück war er auf eine mit vielem Schnee bedeckte Klippe gefallen. Zwar noch lebend, aber ohne Lebenszeichen, lag er am Rande des Abgrundes, umweht von des Gletschers eisiger Kälte, fern von der menschlichen Hülfe, stundenweit ob der bewohnten Erde. Nur der treue Packan war, nachdem er den Herrn in die Tiefe fallen gesehen, auf Umwegen zu ihm geeilt. Er leckte das Angesicht des Jägers, legte sich an seine Seite nieder, suchte ihn von der jähen Felswand fortzuziehen. Umsonst! der Mann war zu schwer. Jetzt ging der Hund, dann stand er still und blickte kläglich heulend bald nach der Gegend, wo die nächsten Sennenhütten liegen, bald nach dem unglücklichen Meister zurück. Das arme Thier war offenbar unschlüssig, ob es Hülfe holen oder den Bewußtlosen bewachen sollte.

Siehe! da schwebte etwas, wie ein dunkler Schatten, wie ein schwarzes Gewölk über die endlose Schneefläche daher. Ein Lämmergeier ist's, der mit seinen ausgespannten Flügeln wohl drei Klafter mißt. Mit einem scheußlichen Geschrei, das wie wildes Hohngelächter klingt, stürzt das Ungeheuer der Lüfte auf den ohnmächtigen Gemsschützen los, den häßlichen Hals weit vorgereckt, den krummen Schnabel gierig geöffnet und die mächtigen Krallen zum Einhacken bereit. Doch, schon steht Packan, schnell zurückgekehrt, an der Seite des Jägers. Mit den Vorderfüßen sich über Brust und Kopf des Mei-

sters stellend und somit ihn mit dem eigenen Körper deckend, wirft sich der Hund unter wüthendem Gebelle dem Riesengeier entgegen. Ein merkwürdiger Kampf beginnt. Der Vogel erhebt sich in die Luft und sucht dem Hund auf den Rücken zu kommen. Der aber weiß seine Stellung so klug zu nehmen, daß er immer seine grimmigen Zähne dem Feinde entgegen hält. Zuletzt gelingt es dem Geier, eine Kralle in die Seite des Hundes einzuhauen. Im gleichen Augenblicke aber hat ihn dieser tüchtig am Flügelbeine gefaßt. Wer als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen wäre, wissen wir nicht.

Der schreckliche Lärm und einige im Gesichte erhaltene Ritzungen hatten endlich den Schützen aus seiner Ohnmacht geweckt, so daß er die Augen aufschlug und sich erstaunt vom Boden emporrichtete. Da er aber als gute Waidmannsnatur bald merkte, um was es sich handelte, so eilte er schnell dem heulenden Pakan zu Hilfe und stieß sein Jägermesser dem Lämmergeier in den Leib.

Der unsanfte Sturz hatte dem Schützen allerdings nicht wohl gethan, doch war kein Glied gebrochen. Und also machte sich der Urner, bei seinem gefährlichen Handwerk längst an solcherlei Zufälle gewöhnt, aus der ganzen Geschichte nicht viel. Hatte er doch jetzt statt des Gemsbockes einen andern Fang gemacht. Er liebkoste den braven Packan, wusch dessen blutige Wunde an einer Quelle und fing an, mit dem Lämmergeier auf dem Rücken, gegen dem Lande Schwyz zu, in das Thal hinabzusteigen.

Das erste lebende Wesen, das er auf diesem Wege antraf, war ein Einsiedler, welcher in einem Buche zu lesen schien. „Ehrwürdiger Vater,“ sprach der Jäger, indem er seinen Hut abnahm, „ist die obere Alpe schon bezogen und kann ich wohl bei der ersten Sennhütte etwas Milch bekommen? Wir haben uns ziemlich lange im Gebirge herumgetrieben. Mein Magen ist leer und Packan, der arme Schelm da, schaut mich auch an, als ob er sich über eine Brente mit Milch nicht absonderlich ärgern würde.“

„Darf ich wohl wissen, wer der wackere Waidmann ist, welchen das Glück in meine Einsamkeit führt?“ fragte der Eremit, „es kommen so selten von dieser Seite her Wanderer zu uns, daß Ihr mir ein Bischen Neugierde schon zu gut halten müsset.“

Obgleich es dem Gemsjäger bedünken wollte, der fromme Bruder

hätte ihm, auch ohne ihn zu kennen, die verlangte Auskunft geben dürfen, so nahm er doch keinen Anstand, Namen und Wohnort dem Neugierigen zu bezeichnen.

„Schon recht," erwiederte der Einsiedler, dem Jäger treuherzig die Hand schüttelnd, „wenn Ihr der Mann seid, für welchen Ihr Euch ausgebet, so müsset Ihr nicht bis zur obern Alpe gehen, um Erfrischungen für Euch und Euer Thier zu erhalten. Meine Klause wird Euch alles Erforderliche zu spenden vermögen. Sie ist ganz nahe."

Also gingen die beiden Männer mit einander. Auf dem Wege erzählte der Gemsschütze von dem Abenteuer auf dem Grate, von des Geiers Raublust und des Hundes Treue, bis der Einsiedler ihn über eine große Schneemasse führte, welche von einer Felswand zur andern gleichsam eine natürliche Brücke bildete, unter welcher der Bergbach mit hohlem Gemurmel dahin rauschte. Am jenseitigen Ufer angelangt, schlug der Eremit Feuer, zündete eine Fackel an und führte den Mann aus dem Schächenthale durch eine dunkle, geräumige Höhle. Sobald man aber wieder an das Tageslicht trat, befand man sich auf einer weiten, blumigen Au, die sich wie ein kleines Paradies hinter diesen Felsen verbarg. Auf einer steilen Höhe erhob sich ein Kirchlein und eine niedliche Wohnung, kühn in die Bergwand hineingebaut, so daß die Häuschen dahingen, wie Adlernester über dem gähnenden Abgrund. Eine Herde weißwolliger Schafe weidete auf der grünen Matte, naschhafte Ziegen kletterten im Gebüsch ob der Hütte und dem Kirchlein. Auf einer Rasenbank saß ein ritterlich gekleideter Mann mit dem Hirtenstabe in der Hand; neben ihm befand sich eine schöne, junge Frau. Die koste mit einem kleinen Kinde, das sie auf dem Arme trug.

„Gnädiger Herr," rief der Eremit, der Niemand anders war, als Konrad von Tägerfeld, „hier bringe ich Euch einen Mann, dessen Bekanntschaft Ihr schon lange zu machen wünschtet. Es ist das der brave Wilhelm Tell von Bürglen, der wackere Schütze, welcher das Land Uri von dem Tyrannen Hermann Geßler von Brunneck befreite. Euch aber muß ich zur Lösung des Räthsels sagen, daß Ihr hier auf der Alpe seid, wo der Herzog Johann und seine rechtmäßige, wiewohl einstweilen im Stillen getraute Gattin ein friedliches Asyl

funden vor den Verfolgungen ihrer Feinde.“ Also sprach der Ritter. Johann aber und Tell reichten sich freudig die Hand.

32.

Die Fürstenkinder vor der Landsgemeinde.

Der Gemsschütze von Bürglen blieb auf der Glattalp über Nacht. Ein düsteres, aber ein starkes Band umschlang Johann und Tell; ein seltsames Walten hatte den Abkömmling von Königen mit dem Sohne des Gebirgs verbrüdert. Beide hatten eine That begangen, die nach den gewöhnlichen Begriffen der Menschen unerlaubt ist und unerlaubt sein muß; Beide hatten ein Verbrechen verübt, aber Beide fühlten, daß sie keine Verbrecher seien. Ich habe den zürnenden Schatten Adolfs gerächt, ich habe Deutschland von der Schmach befreit, den ungerechtesten Mann des Reiches auf dem Throne Karls des Großen zu dulden. „Meine That bereue ich nicht,“ sprach Johann. „Und ich,“ erwiederte Tell, „habe den Mann getödtet, der mich zwang, den Apfel wegzuschießen vom Haupte des eignen Kindes; den bösen Mann, der mit Tyrannenlust dem höherstehenden Tyrannen sich als Werkzeug lieh, zur Unterdrückung meines Vaterlandes. Dieser Mord ist das schönste Werk meines Lebens. Ihr habet den Herrn, ich den Knecht erschlagen, das ist der ganze Unterschied. Gute Regenten sind heilig, ungerechte stellen sich selbst außer das Gesetz. Daß Tyrannen bei ihrem ungerechten Thun sich nicht sichern können durch die gleißende Form des Rechtes; daß der Bösewicht auf dem Throne ewig zittern muß bei'm Gedanken an den Racheengel, der ihm jeden Augenblick aus dem Volke emporsteigen kann: das finde ich ganz in der Ordnung. Das Gegentheil wäre weder nöthig noch gut.“

Also redeten Wilhelm Tell und Herzog Johann miteinander. Mit der kommenden Morgensonne schied der Gemsjäger von seinem Gastfreunde, dem er versprach, Alles aufzubieten, um das Volk von Uri zu seinen Gunsten zu stimmen. Der Sinn dieses Versprechens wird dem aufmerksamen Leser nicht dunkel sein. Die Lage Johanns und seiner Anhänger fing an, eine ernstere Gestalt anzunehmen.

Große Hoffnungen hatten sie auf die Wahl des Königs Heinrich gebaut, allein der Charakter dieses Fürsten schien eine sehr unsichere Grundlage darzubieten. Gleich nach der Krönung hatte er den Herzogen von Oesterreich die Belehnung versprochen, auf dem Reichstage zu Nürnberg verschob er sie; ja später verweigerte er, wie wir bereits wissen, dieselbe förmlich. Doch geschah das mehr in der Absicht, die österreichischen Reichslehen oder doch die Güter Johanns und seiner Freunde für erledigt zu erklären, auf daß der Sohn des Königs damit belehnt werden könne.

Empört über die Zweideutigkeit dieses Benehmens beschlossen die Königin Elisabetha und ihre Söhne Friedrich und Leopold, den täglichen Mahnungen der Königin Agnes Folge zu leisten und die Pflicht der Blutrache zu erfüllen. Sie erschienen daher mit einem großen Kriegsherr in diesen obern Landen, im Anfange des Augusts, und fingen, ohne den Spruch des Königs abzuwarten, an, sogleich die Burgen der Verschwornen zu belagern. Vorher aber suchten sie sich den Rücken zu sichern, indem sie von dem Eigenthume des Freiherrn Walter von Eschenbach einen Theil, Sihlwald genannt, der Stadt Zürich versprachen und diese dadurch bewogen, der Zerstörung der nahen Schnabelburg unthätig zuzusehen. Eben so stellten sie an die Waldstätte das Ansuchen, daß sie den Herzog Johann ausliefern und der Familie des Königs Albrecht Hand bieten möchten zur Befehdung der Verschwornen. Die Vorsteher des Gebirgsvolkes erklärten zwar, daß die Sache nicht von ihnen aus erledigt werden könne, sondern vor die Landsgemeinden gebracht werden müßte. Inzwischen gaben sich die Freunde des Herzogs alle Mühe, die öffentliche Meinung zu Gunsten des Herzogs zu stimmen. In diesem Sinne sind auch die Worte zu nehmen, welche Wilhelm Tell bei seinem Abschied von der Glattalp sprach.

Wirklich versammelte sich das Volk von Schwyz am Sonntage nach St. Michael in Ibach zur Landsgemeinde. Landammann Gilg Reichmut leitete die Geschäfte, indem er das Schreiben der Königin Elisabetha und des Herzogs Friedrich durch den Landweibel der Versammlung vorlesen ließ. Als nun der Brief der vielen Wohlthaten erwähnte, welche das Haus Oesterreich und König Albrecht insonderlich den Waldstätten erwiesen habe, erhob sich durch die Reihen der



Männer ein hohles Gemurmel, das allmälig zu einem tosenden Sturm anschwoll. „Worin bestehen wohl diese Wohlthaten? etwa darin, daß er uns die Bestätigung unserer Freiheiten verweigerte und uns seine Vögte schickte, um uns zu unterdrücken? Was geht uns die Rache um die Ermordung dieses Königs an? es hätte uns leicht ein größeres Unglück treffen können, als der Tod dieses Mannes."

„Derselben Ansicht", entgegnete der Landammann, „ist der dreifache Landrath auch. Er trägt daher darauf an, daß die Landsgemeinde das Ansinnen der königlichen Wittwe und ihrer Kinder einfach von der Hand weise. Wenn aber ein Vorsteher oder Bürger der Landsgemeinde einen andern Vorschlag zu machen habe, so mag er den Landsgemeindestuhl besteigen."

Alsbald trat Altlandammann Reding von Biberegg auf die Bühne und sprach: „Hochgeachteter Landammann! liebe, getreue Landleute! So viel ich weiß, ist dem Landrathe auch ein zweites Schreiben zugekommen, in welchem Herzog Johann und seine Freunde den Waldstätten ein Bündniß antragen. Ich wünsche, daß dieser Gegenstand gleichzeitig mit dem Begehren der verwittweten Königin behandelt werde. Und da der Herzog selber anwesend ist, so dürfte es nicht unzweckmäßig sein, wenn man ihm gestattete, selber das Wort zu nehmen vor der versammelten Landsgemeinde. Mir wenigstens genügt der Vorschlag des Landrathes nicht; denn ich erblicke in ihm nur eine halbe Maßregel. Männer, welche die gleichen Feinde haben, müssen nothwendig zusammen halten. Einen harten Kampf hätten wir für unsere Freiheit zu bestehen gehabt, wäre Albrecht nicht durch die Hand der Männer gefallen, die er mit gleicher Ungerechtigkeit behandelte, wie uns. Der Kampf ist nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Oesterreich wird der Todtfeind der Waldstätte bleiben, so lange seine Besitzungen unsere Marken berühren. Statt also thatenlos zuzusehen, wie Oesterreich die Burgen dieser Edelleute bricht und sich in unserer Nähe durch neue Eroberungen verstärkt, würde ich anrathen, die Gelegenheit, Oesterreich für immer aus unsern Gegenden zu entfernen, mit beiden Händen zu ergreifen durch kräftige Unterstützung des Herzogs Johann und seiner Freunde."

Also redete Rudolf von Biberegg und der stürmische Beifall, der

seinen Worten folgte, bewies, daß die Landsgemeinde die Richtigkeit der geäußerten Ansicht fühlte. Allein Landammann Reichmuth gab sich alle Mühe, einen Vorschlag zu bestreiten, der von einem Manne ausging, in welchem er gewohnt war, einen Nebenbuhler zu erblicken. Er machte darauf aufmerksam, daß eine so kühne Politik nicht in dem Geiste der frommen Altvordern liege, welche sich von jeher wenig in die Händel des benachbarten Adels gemischt, sondern sich auf die Sorge für das heimische Hauswesen beschränkt hätten. Er glaubte, die Ehre des Landes würde darunter leiden, wenn man mit Männern sich in ein Bündniß einließe, die ihrer eigenen Sache durch einen Todtschlag den empfindlichsten Schaden zugefügt haben. Die Befehdung der Königin und ihrer Kinder, die sich ohnehin in schwerer Trauer befänden, wäre unedel. Furchtbar sei Oesterreich den Waldstätten nur darum gewesen, weil Albrecht seine Stellung als König mißbraucht habe. Jetzt aber sei ein König aus einem andern Hause gewählt, welcher der österreichischen Vergrößerungssucht schon Einhalt thun werde. König Heinrich sei ein weiser und gerechter Herr. Dem sollen die Waldstätte die Schlichtung dieses bösen und schwierigen Handels überlassen.

Landammann Reichmuth wurde von Konrad ab Yberg in seiner friedlichen Politik unterstützt. Hingegen nahm Werner Stauffacher das Wort für den kühnern Antrag seines Freundes Reding. Das Volk wurde unschlüssig, als die Vorsteher sich widersprachen, für welche dasselbe ungefähr die gleiche Hochachtung und Verehrung hegte. Endlich rief eine Stimme aus der Menge: „Wir hören, daß Herzog Johann anwesend sei. Wohlan, er soll auf die Bühne steigen, damit wir den Herrn selber sehen und aus seinem eigenen Munde hören können, wie sich die Sache verhalte.“ Dieser Gedanke fand allgemeinen Anklang. Recht so! selber sehen! selber hören!“ riefen hundert Stimmen auf ein Mal. Landammann Reichmuth ließ das Handmehr darüber aufnehmen, ob man dem Herzoge den Vortritt vor der Landsgemeinde gestatten wolle oder nicht. Als diese sich einmüthig dafür aussprach, so blieb dem Landammann nichts Anderes übrig, als den Herzog einzuladen, zu ihm auf die Bühne zu kommen.

Johann erschien, mit ihm die schöne Rosa, das Kind im Arm. Der Fürstensohn, die ganze Wichtigkeit des Augenblickes erkennend,

schilderte mit beredtem Munde das Unrecht, welches Albrecht an König Adolf, an der eigenen Verwandtschaft und besonders an ihm, dem hilflosen Waisen, geübt, bis er und seine Freunde, zur Nothwehr gezwungen, am Herrn thaten, was Wilhelm Tell an seinem Knechte, dem Landvogt Geßler, gethan. Er schilderte die von Reding schon angedeuteten Vortheile eines gegenseitigen Bündnisses. Vor Allem aus aber suchte er auf das Herz des Gebirgsvolkes zu wirken. In tiefer Bewegung klagte er über die Zweideutigkeit der Großen des Reiches, über das Trostlose seiner Lage, wenn er nicht Schutz und Hilfe bei den alten Freunden seiner Väter, bei dem biedern Volke der Waldstätte, fände. Er empfahl ihnen seine Gattin, die Tochter des unglücklichen Königs Adolf, und das arme, unschuldige Kind. Und als nun die schöne Rosa auf der Bühne niederkniete und das liebliche Knäblein der Versammlung flehend entgegenhielt: da fühlten die Söhne des Gebirges sich im innersten Marke erschüttert, kein Herz blieb kalt, kein Auge thränenleer. Helfen! helfen! abwehren! abwehren! riefen tausend Stimmen.

„Die Schlacht ist gewonnen," flüsterte der Graf Werner von Homburg, der unter den Zuschauern stand, seinem Freunde, dem jungen Heinrich von Hünenberg zu. Und in der That, wenn in diesem Augenblicke der Landammann die Abstimmung vorgenommen hätte, so wäre ein Beschluß erfolgt, der wahrscheinlich dem unglücklichen Fürstensohne sein väterliches Erbe verschafft und den Eidgenossen die Schlachten bei Morgarten, Sempach und Näfels erspart hätte. Aber Reichmuth zögerte, die Frage ins Mehr zu setzen. Es war offenbar, daß er auf ein Mittel sann, den günstigen Eindruck, welchen Johann's Rede und Rosa's Bitte auf das Volk gemacht hatte, wieder auszulöschen.

Dieses Mittel bot sich ihm unerwartet dar. Ein Reiter sprengte daher und rief, einen Brief emporhaltend, daß er dem Landammann und der Landsgemeinde wichtige Nachrichten zu überbringen habe. Es war ein königlicher Herold.

Nachdem der Landammann die Briefe geöffnet und durch einen flüchtigen Blick von ihrem Inhalte Kunde genommen, übergab er sie dem Landschreiber, damit er sie der Versammlung vorlese. Der erste Brief war eine auf Pergament geschriebene, mit mächtigem Siegel

versehene Urkunde, durch welche König Heinrich dem Lande Schwyz die althergebrachten, von den Vätern ererbte Freiheiten bestätigte. Lauter Jubel entstand bei Verlesung desselben und von Mund zu Mund flog das Lob des neuen und gerechten Königs. Der zweite Brief war ein Donnerschlag für die Partei des Altlandammanns Rudolf von Biberegg. Der König sprach dadurch die Reichsacht aus über die Mörder des Königs Albrecht und über Alle, welche dem Herzog Johann und seinen Genossen Aufenthalt und Schutz verleihen würde.

Das Volk stutzte bei Anhörung dieses förmlichen Verdammungsurtheils durch die Churfürsten und das Reichsoberhaupt, dessen Weisheit und Tugend eben aller Herz und Mund erfüllt hatte. Landammann Reichmuth benutzte diesen Augenblick der allgemeinen Ueberraschung und Bestürzung, um den Antrag Redings wiederholt zu bekämpfen. Er zeigte, wie gewagt, wie undankbar und wie schimpflich es wäre, wenn das Volk der Waldstätte mit öffentlich verurtheilten und geächteten Mördern gemeinsame Sache machen und sich nicht bloß mit Albrechts Hinterlassenen, sondern mit Kaiser und Reich in Widerspruch und Fehde setzen würde. Er verbarg es seinen Mitbürgern nicht, daß wahrscheinlich auch noch der heilige Vater in Rom den Bann auf die Königsmörder schleudern werde und daß also Schwyz durch leichtsinnige Unterstützung derselben sich gar wohl Acht und Bann zuziehen und also zugleich Leib und Seele gefährden könnte.

Rudolf Reding bot zwar noch ein Mal alle Macht der Beredtsamkeit auf, um die Besorgnisse zu heben, mit welchen der Landammann die Gemüther der Hirten erfüllt hatte. Allein die Rede wirkte nicht mehr. Bei der Abstimmung blieb sein Antrag in der Minderheit, hingegen erhoben sich beinahe alle Hände für den Antrag des dreifachen Landrathes. Wie zu Schwyz, fielen einige Tage später die Landsgemeinden in Uri und Unterwalden aus. Und also wurde der Königin Elisabetha und ihren Söhnen geantwortet: „Die Waldstätte werden in dem bevorstehenden Kampfe die unparteiische Stellung bewahren, welche dem Wohle und der Würde des Gebirgsvolkes zukomme, indem Herzog Johann und seine Freunde ihnen nie etwas Böses und König Albrecht ihnen nie etwas Gutes erwiesen."

Johann, welcher von der Abhaltung der Landsgemeinde mehr erwartet hatte, verbarg seine düstern Ahnungen. Er brachte Weib und Kind in das Haus Redings, sie der Obhut der liebevollen Antonia vertrauend. Dann legten er und Tägerfeld die blanken Rüstungen an und zogen den bedrängten Freunden zu Hilfe.

33.

Belagerung und Einnahme der Schnabelburg.

Auf der Schnabelburg, die mit ihren starken Mauern, Thürmen und Schanzen trotzig hinabschaute nach den See'n von Zug und Zürich und nach den beschneiten Bergen von Appenzell, Glarus, Schwyz und Luzern, auf dem Schlosse selbst und um dasselbe herum sah es sehr kriegerisch aus. Die Herzoge Friedrich und Leopold belagerten mit vielen Rittern und Reisigen diese Feste schon seit einigen Wochen um so sorgfältiger, da sie hofften, die Mörder ihres Vaters hier alle miteinander gefangen nehmen zu können. Die Königin Elisabetha und Agnes erschienen von Zeit zu Zeit in dem Lager, um durch ihre Gegenwart den Muth und die Thätigkeit ihrer Krieger anzufeuern. Mehr als ein Mal trat Agnes auf einen Felsen, welcher der Burg gegenüber sich erhebt und sprach Wehe und Fluch aus über die Mörder ihres Vaters. Dem gethanen Gelübde gemäß, trug sie ein schwarzes Kleid von Zwilch und Asche in den Haaren ihres Hauptes. Gewöhnlich antwortete ihr die Freiherrin von Eschenbach mit lachendem Hohne, man kümmere sich wenig um die ohnmächtigen Drohungen einer Thörin, die man ihres Blödsinns wegen aus dem Ungarlande fortgejagt habe. Weinend kehrte dann Agnes mit ihrer Mutter nach Baden zurück.

Die Sache ging langsamer, als die weibliche Ungeduld und der Blutdurst einer glühenden Rachesucht wünschte. Die Belagerungswerkzeuge jener Zeit waren noch unvollkommen, die Burg durch Natür und Menschenhand beinahe unangreifbar gemacht. Scheune, Speicher Keller und Kammer boten Lebensmittel auf ein Jahr und darüber.

Johann, Eschenbach, Balm und Tägerfeld leiteten die Vertheidigung. Getäuscht in den Hoffnungen, welche sie auf den neuen König, auf den Grafen von Homburg und die Waldstätte gesetzt hatten, kämpften jetzt die auf ihre eigene Kraft Angewiesenen mit dem Muthe der Verzweiflung. Lieber unter den Trümmern meiner Burg umkommen, als lebend in die Hände Derer fallen, die nach unserm Blute lechzen, schwur Eschenbach. Den linken Arm essen, um mit dem rechten noch fechten zu können, rief Balm. Und so dachten auch Herzog Johann und Konrad von Tägerfeld.

Wenn nicht Verrath den Feinden den Eingang in die Burg öffnete, so konnten die Belagerten sich wohl halten, bis die rauhere Jahreszeit die Herzoge von Oesterreich zur Aufhebung der Belagerung zwingen mußte. Zwar hatte Eschenbach lauter bewährte Mannschaft in das Schloß aufgenommen und dieselbe durch einen furchtbaren Eid verpflichtet, lieber zu sterben, als die Burg zu übergeben. Und als Herzog Friedrich einen Trompeter sandte und den Belagerten Gnade anbieten ließ und reichliche Belohnung, wenn sie das Schloß übergeben und die Königsmörder ausliefern würden, so hatte Eschenbach die Knechte und Söldner versammelt und erklärt, daß es Jedem freistehe, auch jetzt noch die Burg zu verlassen, wofern ihn sein Eid reue oder Furcht anwandle ob dem Ausgange des ungleichen Kampfes. Aber Alle schwuren, mit Johann und seinen Freunden zu leben und zu sterben. Dem Trompeter aber gaben sie einen Auftrag an die Herzoge Friedrich und Leopold, der zu unhöflich lautete, als wir ihn schwarz auf weiß niederschreiben dürften. Herzog Leopold wurde wenigstens durch diese Antwort veranlaßt, den Belagerten wissen zu lassen, daß er, im Falle der Einnahme des Schlosses, auch das Kind im Mutterleibe nicht verschonen, sondern Alles, Mann und Maus über die Klinge springen lassen werde.

So wehrten sich die Männer auf der Schnabelburg etliche Wochen wie eingeschlossene Löwen. Mehr als einen Sturm hatten sie vereitelt und mancher kecke Krieger, der es versucht hatte, die Wälle zu ersteigen, war den Pfeilen erlegen, die wohlgezielt aus Fenster und Schießscharten kamen, oder er hatte im felsigen Abgrunde den Tod gefunden. Da schienen die Verheißungen und Drohungen Oesterreichs plötzlich zu wirken. Balthasar und Fridolin, zwei Schild-

knechte, welche Eschenbach berauscht und schlafend auf dem Posten angetroffen und mit Stockstreichen gezüchtigt hatte, verabredeten die Uebergabe des Schlosses. Balthasar verschwand, Niemand wußte, wohin. Um Mitternacht aber stand er an der Spitze einer Schaar Reisiger, welche auf Händen und Füßen durch das Gebüsch krochen und so der Seite sich näherten, wo Fridolin die Wache hielt. Ein langes Seil, das an einen in die Felswand eingewachsenen Baumast befestigt worden, hing in die Tiefe hinab. Kühn kletterte Balthasar mit drei verwegenen Bogenschützen empor. Eine Weile blieb Alles still. Nachdem aber von einer Mauer ein Zeichen gegeben worden, darin bestehend, daß ein Mann mit einem Stahl Feuer schlug, wurden alsbald Leitern gebracht und angelehnt, Reißbündel in die Tiefe geworfen, Bretter über die Felsklüfte gelegt. Es war, als klimmten schwarze Ungeheuer an den grauen Felswänden und an den weißen Mauern empor.

Droben auf der Burg ahnete man nichts von der drohenden Gefahr. Im lichtervollen Rittersaale saßen Herzog Johann, Tägerfeld, Balm, Eschenbach, nebst andern Rittern und Dienstmannen bis nach Mitternacht bei'm fröhlichen Mahle. Frau Elisabetha hatte es an nichts fehlen lassen, was dem Gaumen eines braven Ritters munden konnte. Leere Weinflaschen, die in langer Reihe unter dem Tische standen, bezeugten, was bereits geschehen. Die vollen Kannen auf dem nußbaumenen Büffet und die eben bis an den Rand wieder gefüllten Humpen sagten Jedem, wenn er auch keinen Sehergeist besaß, was noch geschehen sollte. Scherz und Lachen, Lebehoch und Bechergeklirre, Gesang und Beifallklatschen schlug lustig empor zu den Spitzbogenwölbungen des alterthümlichen Saales. Von geschlagenen Schlachten, von bestandenen Abenteuern, von den Sagen der Vorzeit rühmte mancher vom Rebensaft beseligte Kämpe. Walter von Eschenbach hatte die Harfe ergriffen und sang, wie Hagen von Tronegg dem Wasserweibchen an der Donau die Kleider nahm und wie er den Pfaffen hinauswarf in den wogenden Strom.

Siehe! da trat Frau Elisabetha, die Gattin des Herrn Walters von Eschenbach in den Saal und sprach: „Ihr Herren, es ist da etwas, das mir nicht gefallen will. Die Hunde fangen an, erschrecklich zu heulen und zu bellen; und wenn man auf dem Söller steht,

so hört man dumpfes Sumsen und Flüstern in der Tiefe, gerade unter dem Schloßgarten. Gebet Acht, es geht da etwas Unrichtiges vor."

„Wer hat die Wache auf jener Seite?" fragte Balm, und als man den Fridolin nannte, antwortete er: „Dann hat Frau Elisabetha Recht. Der Bursche hat mir schon einige Tage nicht gefallen." Mit diesen Worten eilte der Ritter hinaus. Die Andern folgten.

Es war die höchste Zeit. Schon wimmelte es im Schloßgarten von Feinden, welche unter dem Dunkel der Nacht die Mauern erklommen hatten. „Wer da!" donnerte Balm. Ein Hieb, den er von unsichtbarer Hand auf den Helm erhielt, zeigte ihm, wie es gemeint sei. Der Helm flog weg. Aber der Ritter fing an, links und rechts mit seinem Schwerte zu mähen, daß Köpfe und Hände vor seinen Füßen niederstürzten. Herzog Johann, Tägerfeld und Eschenbach hämmerten ebenfalls darauf los, die andern Ritter und Dienstmannen eilten, theils halb berauscht, theils halb entkleidet, herbei und wehrten den von allen Seiten an den Mauern emporkletternden Feinden. Ein schreckliches Ringen und Morden begann. Mancher ward im nächtlichen Dunkel von Freundeshand erschlagen. Da erschien Frau Elisabetha mit ihren Mägden, stellte Lichter auf den Söller und in die Fensteröffnungen und goß siedendes Wasser auf die Köpfe der anstürmenden Krieger hinab. In schauerlicher Beleuchtung wogte der zweifelhafte Kampf.

Wie ein Löwe kämpfte Rudolf von Balm. Der Schloßgarten war mit Todten und Verwundeten besä't, denen er hier einen blutigen Willkomm gegeben für den späten Besuch. Heftigen Widerstand leistete ein Ritter, in welchem Balm den Dietegen von Kasteln erkannte. Balms Schwert zersprang an des Feindes undurchdringlicher Rüstung. „Ergieb Dich, Königsmörder!" schrie Dietegen. Doch Balm packte ihn mit nervigen Armen um die Hüften. Da strauchelte sein Fuß über einen Leichnam. In einen dunkeln Knäuel verschlungen, wälzten sich die Kämpfenden auf dem Boden, kollerten die Halde hinunter über die Mauer weg und sanken mit dumpfem, schwerem Fall in die Felsschlucht hinunter, — wo man beide am Morgen zerschmettert liegen sah und im Tode noch einander umschlingend in furchtbarer Umarmung.

Während das im Schloßgarten sich begab, stritten Johann und Tägerfeld, die durch den Nothruf der Belagerten nach der entgegengesetzten Seite hingezogen worden, am großen Thurme mit gleicher Tapferkeit. Graf Imer von Straßberg und Heinrich von Grießenberg hatten dort mit den Ihrigen die Mauer erstiegen. In einem fort kletterten auf der wohlvertheidigten Leiter neue Streiter empor. Das Schloß war verloren, wenn diese Quelle den Feinden nicht abgeschnitten werden konnte. Schnell entschlossen, sprang Johann über die Mauer auf ein vorragendes Felsenstück, faßte behend die Leiter und warf sie in die Tiefe hinab. Mit lautem Schrei stürzten Alle, die auf der Leiter sich befunden, zu Boden. Selbst Herzog Friedrich lag lange in Ohnmacht. Viele hielten ihn im ersten Augenblicke für todt. Als er wieder zu sich kam, war der Kampf entschieden. Die Belagerteu hatten den Angriff mannlich abgeschlagen und dabei Niemand eingebüßt, als den Ritter Balm und zwei Schildknechte. Den Verräther Fridolin hatte Walter von Eschenbach mit einem Streiche von oben bis unten gespalten. Größer war der Verlurst, welchen Herzog Friedrich an Todten, Verwundeten und Gefangenen erlitten.

Etwa acht Tage hielt sich dieser ruhig in seinem Lager, sich auf eine genaue Einschließung des belagerten Platzes beschränkend. Dann ließ er ein Schirmdach gegen das Schloß bringen und fing an, die Mauer zu untergraben. Tag und Nacht arbeitete man mit Schaufeln, Pickeln und Mauerbrechern. Plötzlich aber ließen die Belagerten einen schweren Altarstein auf das Schirmdach niederfallen, so daß Balken und Bretter zusammenkrachten und fünfzehn Arbeiter erschlugen. Die Mannschaft auf der Schnabelburg jubelte. Da ließ Friedrich ein neues Schirmdach bauen, weit größer und fester, als das frühere. Umsonst warfen jetzi die Belagerten Steine herunter, die festen Balken widerstunden; umsonst gossen sie siedendes Pech hinab oder streuten glühende Kohlen und brennendes Stroh auf die Bretter, die Arbeiter wußten jedes Mal dem Brande zu wehren. Mit wachsender Besorgniß bemerkten die Belagerten die Fortschritte, welche täglich unter dem Schutze des neuen Schirmdaches in der Zerstörung der Mauer gemacht wurde. Da schien dem Herzog Johann und seinen Freunden der Himmel zu Hülfe kommen zu wollen. Schlechte

Witterung trat ein. Acht Tage regnete es ununterbrochen, so daß alle Bäche anschwollen und die Flüsse aus ihren Ufern traten. Wollte Friedrich sein Heer nicht durch Krankheit aufreiben lassen, so konnte er die Belagerung nicht mehr fortsetzen.

Wirklich war, als man eines Morgens aus den Fenstern des Schlosses schaute, weitaus der größere Theil des Heeres verschwunden. Das Häuflein, das Friedrich zurückgelassen hatte, mochte eben hinreichen, das Lager und das Belagerungszeug zu decken. „Wohlauf!“ rief Frau Elisabetha, „die Weichlinge, welche ein paar Regentropfen nicht aushalten konnten, haben das Haasenpanier ergriffen. Wohlauf! laßt uns das Belagerungszeug zerstören und die Lücke in der Mauer ausfüllen, bevor die Witterung sich aufheitert. Mit dem Lumpengesindel, das dort das Belagerungszeug zu hüten scheint, werden wir wohl fertig werden.“ Ihr Wort fand bei Rittern und Knechten um so mehr Anklang, da es den Anschein gewann, als schicke auch das zurückgebliebene Häufchen sich zum Abzuge an. Wohl warnte Ritter Konrad von Tägerfeld vor Uebereilung, wohl rieth er an, einige vertraute Kundschafter auszusenden: die Ungeduld war zu groß. Als das Thor geöffnet und die Zugbrücke niedergelassen wurde, zertheilten sich die Wolken des Himmels und die Sonne leuchtete so freundlich, als ob sie selber die lange Eingeschlossenen ermuntern wolle, sich der neugeschenkten Freiheit zu freuen. Alles strömte zum Thore hinaus, selbst Frau Elisabetha von Eschenbach, die, ihrer Abkunft gedenkend, einen Panzer umgeworfen und Schwert und Lanze ergriffen hatte.

Das Häuflein der Oesterreicher wagte nicht, Widerstand zu leisten, sondern wandte sich, der Anführer beraubt, zu schmählicher Flucht. Jauchzend folgten ihnen die Belagerten. Plötzlich aber verstummte der Siegeslärm. Siehe! hinter dem Walde trat das vollzählige österreichische Heer hervor. Der verstellte Abzug war nur eine Kriegslist gewesen, die Belagerten in die Falle zu locken. Jetzt wandten sich diese zur Flucht. Umsonst! der Rückweg war abgeschnitten und die Thore der Schnabelburg bereits in den Händen der Feinde. Um wenigstens das Leben so theuer als möglich zu verkaufen und einen ritterlichen Tod auf dem Schlachtfelde zu sterben, warfen sich Johann und seine Anhänger wie grimmige Löwen

in wildem Verzweiflungskampfe auf die Schaar der Feinde. Aber auch das war umsonst. Herzog Johann, Konrad von Tägerfeld, Walter von Eschenbach und die Freiherrin Elisabetha wurden übermannt, in Ketten gelegt, nach der Schnabelburg zurückgeführt, und unter bitterm Hohngelächter daselbst in das Gefängniß eingeschlossen, in welchem bisher der Graf Imer von Straßberg und Heinrich von Griessenberg verwahrt gewesen waren.

34.

Engel und Teufel in Weibesgestalt.

Also waren die Königsmörder in der Gewalt der Hinterlassenen Albrechts und es konnte über das Schicksal, das ihrer wartete, wohl kein Zweifel walten. Die Stimmung der Gefangenen war fürchterlich. Tägerfeld wollte anfänglich den Uebrigen Vorwürfe darüber machen, daß seine guten Räthe so wenig Beachtung gefunden. „Du hast Recht," entgenete Walter von Eschenbach, „aber was helfen die Vorwürfe?" Tägerfeld erkannte die Wahrheit der Bemerkung und schwieg. Sollte es denn kein Mittel mehr zu unserer Rettung geben?" fragte Johann. „Keine!" antwortete Frau Elisabetha. „Wenn wir die eiserne Thüre dort sprengen könnten, dann wollte ich Euch schon durch einen unterirdischen Gang führen, der in der Felsschlucht ausmündet und sicherlich von den Feinden noch nicht besetzt ist. Aber die Thüre ist stark, mit Balken und Riegeln fest verschlossen. Die sprengen wir nicht."

„Es ist wenigstens der Mühe werth, einen Versuch zu wagen," sprach Johann, die Handschellen über die blutigen Finger streifend. Dann lehnten sich alle Viere an die eiserne Thüre, ob es ihnen nicht gelinge, sie mit dem Rücken einzustoßen. Zuletzt mußten sie aber vom Beginnen abstehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Da saßen nun die Unglücklichen, in dumpfem Schweigen vor sich hinstarrend. Tägerfeld bedauerte, daß er nicht habe im Kampfe fallen können, wie sein Freund Balm. Eschenbach wünschte sich die Geistesstärke des Hagen von Tronegg, um sterbend noch seinen Fein-

den zu trotzen. Johann dachte an die beiden theuern Wesen, welche er im Hause Redings gelassen. Selbst die männlich kühne Elisabetha weinte, ihres Kindes gedenkend, das jetzt Vater und Mutter durch Henkershand verlieren mußte. Von Zeit zu Zeit drang ein Seufzer oder ein Wuthausruf durch das Dunkel, das die Armen umgab. Endlich übte die Natur ihre Rechte. Tägerfeld, Eschenbach und Elisabetha schlummerten. Nur der fürstliche Jüngling wachte noch. Mitternacht war vorbei.

Horch! da wurde der Balken vor der Kerkerthüre weggenommen, der Schlüssel in die Oeffnung gestoßen und der Riegel geschoben. Eine zarte, in einen dichten Schleier gehüllte Frauengestalt trat in den Kerker, stellte eine brennende Kerze auf den Boden, legte eine Feile und einen Bund Schlüssel nieder zu den Füßen des Herzogs. „Wer bist Du?" fragte Johann. Allein die Gestalt gab keine Antwort. Stumm und leicht, wie sie gekommen war, verschwand sie auch wieder. „Ist's ein Traum," flüsterten die Gefangenen, „oder öffnet ein guter Engel unser Gefängniß?" Johann wollte sich und den Uebrigen die Fesseln abfeilen, aber Elisabetha faßte den Schlüsselbund und die brennende Kerze und sagte: „hier ist keine Zeit zu verlieren, wir können das nachher mit größerer Sicherheit thun. Offenbar kennt unsere Retterin das Innere des Schlosses nicht, sonst hätte sie diese Schlüssel nicht gebracht. Folget mir nach."

Mit diesen Worten stieg sie eine Wendeltreppe hinab und leuchtete den Rittern durch einen langen, gewölbten Gang in eine Todtengruft, die unter der Schloßkapelle sich befand. Hier stand Sarg an Sarg, eine schauerliche Versammlung. Nachdem Eschenbach und seine Gemahlin die schwarze Marmorplatte, die zu den Füßen eines steinernen Ritters lag, aufgehoben, führte eine Treppe zwanzig bis dreißig Stufen tiefer in die Erde hinunter. Jetzt kam man durch einen langen, aber engen Gang, der in den Felsen eingehauen worden, in eine geräumige Grotte, wo, wie die Sage erzählt, in den Tagen des wüsten Heidenthums ein christlicher Einsiedler gelebt haben soll. Hier ließ Elisabetha die Ritter Halt machen und die Ketten an Händen und Füßen durchfeilen. Kaum war solches geschehen, so löschte sie die Fackel aus und sprach: „Wir sind nun glücklich entronnen. Und es war so. Nach einigen Schritten standen die Flüchtigen

in einem Walde, außer dem Bereiche ihrer Feinde. Die Sterne leuchteten freundlich am hohen Himmel und der Hauch der Freiheit durchzitterte die Herzen derer, die sich erst noch als sichere Beute eines martervollen Todes betrachtet hatten.

Der Leser fragt vielleicht, wer die geheimnißvolle Gestalt gewesen sei, welche den Gefangenen die Kerkerthüre öffnete. Diese Frage wird im Verlaufe der Geschichte mehr oder minder beantwortet werden. Und also bitten wir die Leser und besonders die Leserinnen, gefälligst im Lesen fortzufahren. Während der Belagerung des Schlosses Schnabelburg hatten sich die Königin Elisabetha, die Königin Agnes und die Stieftochter der letztern, welche ebenfalls Elisabetha hieß, und uns vom Kloster Töß her bekannt sein muß, auf dem Stein zu Baden aufgehalten. Sobald sie hier durch einen Eilboten die Nachricht empfangen, daß die Schnabelburg und die Mörder Albrechts in den Händen der Herzoge seien, so ritten sie denselben Abend noch zu dem eroberten Schlosse hinauf, ihre Seelen unterwegs schon an den Qualen weidend, an welchen sie die Gefangenen langsam sterben lassen wollten.

Diese Bemerkung gilt jedoch von der jungen Elisabetha nicht. Die ungarische Königstochter hatte bisher allzu viel von dem heuchlerischen Stolze und der fanatischen Härte ihrer Stiefmutter leiden müssen; sie war eine allzu aufmerksame Zeugin der vielen Ungerechtigkeiten gewesen, auf welchen man die Größe des habsburgischen Hauses emporzuthürmen suchte, als daß sie das Schicksal des ungerechten Königs für unverdient hätte ansehen, oder die blutdürstigen Gesinnungen der Witte und Tochter Albrechts theilen können. Nicht als ob sie die Frevelthat der Verschwornen gebilligt hätte; dafür dachte sie zu gut, zu fromm. Aber sie war eine verlassene Waise und Johann war auch ein verlassener Waise. Sie hatte für erlittene Unbill nur Thränen gehabt und einen stummen Blick zu Gott; aber sie begriff, daß ein feuriger Jüngling durch planmäßiges Unrecht endlich dahin gebracht werden könne, Waffen anzuwenden, die gefährlicher sind, als Thränen und Gebete.

Das Mädchen schauerte bei dem Gedanken an die blutigen Gräuel, die am folgenden Tage begangen werden sollten. Statt also in das ihr angewiesene Kämmerlein zu gehen, begab sie sich in das Zimmer

des Herzogs Friedrich, schilderte ihm das an Johann verübte Unrecht und die grausame Blutgier der beiden Königinnen mit rührender Beredtsamkeit. Sie verbarg nicht, daß die beabsichtigte Blutrache sich mit dem Großmuth und dem Edelsinn eines ächten Ritters nicht vertrage. Und Herzog Friedrich war gerade der Jüngling, der fähig war, das Gewicht der vorgebrachten Gründe zu fühlen. Er war in Allem das Gegentheil seines Vaters. Nicht umsonst trägt er in der Geschichte den Namen Friedrichs des Schönen. Seine Gestalt war groß und schlank, von seiner Scheitel wallten schöne blonde Locken auf den weißen Nacken hinunter, um seine himmelblauen Augen, um die rosigen Wangen und den kleinen Mund lag Anmuth und Majestät. Und in der Brust dieses herrlichen Jünglings wohnten die Tugenden der Gerechtigkeit, des Muthes und des hochherzigsten Edelsinns.

Als daher die ungarische Königstochter, der ihre Jugend und Unschuld einen ebenfalls himmlischen Reiz verliehen, vor Friedrich niederkniete und ihn beschwor, daß er doch die Blutgier seiner Mutter und Schwester zügeln möchte: da hatte er einen heftigen Kampf zu kämpfen zwischen den traurigen Pflichten seiner Stellung und der ihm angebornen Großmuth. „Ich kann nicht," rief er, „ich kann in Gottes Namen nicht. Die Unglückseligen, welche Hand an das Leben meines Vaters gelegt haben, sind dem Tode verfallen. Ich kann nicht anders. Die Dienstmannen und die Söldner will ich retten, aber Johann, Eschenbach und Tägerfeld, — liebes Mädchen, ich wollte jetzt einen Finger von der Hand geben, daß ich sie nicht in meine Gewalt bekommen hätte. — Hier sind die Schlüssel ihres Gefängnisses, ich würde den Dieb, der sie mir stehlen und damit die Gefangenen beifreien würde, als meinen größten Wohlthäter verehren. — Aber ich kann nichts für sie thun. — Sie sind Albrechts Mörder, ich bin Albrechts Sohn. Morgen werden sie gerädert, — Gott sei mir und ihnen gnädig."

Also sprach der fürstliche Jüngling, dann riß er sich los aus den Armen der Jungfrau, die seine Knie umklammert hatte und stürzte in namenloser Aufregung aus dem Zimmer. Wohl hatte er im Feuer seines Gemüthskampfes nicht daran gedacht, daß das sonst so schüchterne Mädchen wirklich es wagen könnte, das Gefängniß zu öffnen. Aber plötzlich, da sie noch kniete, fuhr es ihr wie ein Blitz durch die

Seele, — sie faßte die Kerze und den Schlüsselband. Das Uebrige weiß der Leser bereits.

So muthvoll sich indessen die Tochter des Königs Andreas benahm bei dieser Geschichte und so sehr sie sich darüber freute, den blutdürstigen Weibern die Opfer einer entmenschten Rachesucht entrissen zu haben, so dürften wir doch nicht behaupten, daß es am künftigen Morgen ihr ganz recht zu Muthe gewesen sei. Sie konnte den Sturm voraussehen, welchen die Entdeckung dessen, was im Kerker vorgefallen, nothwendig nach sich ziehen mußte. Sie suchte daher die Hauptpersonen so viel möglich auszuweichen und hielt sich die meiste Zeit in einer abgelegenen Gesindestube des Schlosses auf.

Dort lag in einer Wiege der kleine Walter, Eschenbach's Söhnlein. Die Mutter, die sich, beläufig gesagt, mehr durch Entschiedenheit des Charakters, als durch Mutterzärtlichkeit auszeichnete, hatte, auf eigene Rettung bedacht, die Burg verlassen, und einige aufsteigende Regungen mit dem Gedanken beschwichtigt, daß die Amme schon für das Kind sorgen werde. Die Amme aber war, als sie die bedenkliche Wendung sah, welche die Sache ihrer Herrschaft nahm, voll Angst davongelaufen. So war denn das Kind von der ganzen Familie allein auf dem Schlosse zurückgeblieben. Ruhig hatte es die Nacht über geschlafen, mitten unter den Todfeinden seiner Eltern. Am Morgen aber, als weder Amme noch Mutter erschien, fing es jämmerlich an, zu weinen und die fremden Gesichter, welche zur Thüre hineinguckten und ihm fluchend befahlen, das Zettergeschrei einzustellen, waren nicht geeignet, den Kleinen zu beruhigen. Da kam Prinzessin Elisabetha und brachte ein Milchsüpplein, das sie selber gekocht hatte. Lächelnd breitete der Knabe seine Aermchen dem holden Mädchen entgegen und drückte ihm das lockenreiche Köpfchen kosend an die Wange. Nach genossenem Morgenessen holte er seine Spielsachen und zeigte sie mit traulichem Geplauder der „neuen Mutter", wie er Elisabetha nannte.

Plötzlich wurde die Thüre hastig aufgerissen und siehe da! ein Weib in abgetragenem, schwarzem Zwilchgewand, die fliegenden, schwarzen Haare mit Asche bestreut und das Gesicht von wilder Wuth verzerrt. Es war Agnes, die Stiefmutter Elisabethas. „Die Königsmörder sind entronnen," rief sie in kreischendem Tone und mit funkeln-

den Blicken. „Wenn meine Brüder nicht besser Wache zu halten wissen, so werde ich sie beschämen und die Schlangenbrut vertilgen müssen. Ist das der Bastard?" schrie sie der Stieftochter zu. Elisabetha stand stumm, wie angewurzelt. „Ich frage, ob dieses Kind dem Walter von Eschenbach gehört," schrie Agnes noch wüthender. „Ja! so viel ich weiß," antwortete das erschrockene Mädchen.

Ohne weiter etwas zu sagen, bückte sich die Furie behend, packte das Kind an beiden Füßen und holte weit aus, um das Köpflein desselben an der Mauer zu zerschmettern. Das sehen, der Stiefmutter in den Arm fallen und das unschuldige Schlachtopfer entreißen — war für Elisabetha Eins. Gott stärkte in diesem Augenblicke die Jungfrau mit Riesenkraft. Das Kind mit der einen Hand an's Herz drückend und mit der andern den weiblichen Unhold zurückschleudernd, rief sie mit gewaltiger Stimme: „Hilfe! Hilfe! Mord! Mord!"

Alsbald stürzte Herzog Friedrich, welcher den Ruf vernommen, in das Zimmer und erkundigte sich nach der Ursache des Hilfegeschreies. Elisabetha erzählte den Vorfall. Schaudernd trat der Herzog zurück. „Was? unschuldige Kinder morden?" rief der Herzog, „Du das thun? unglückselige Schwester. Solche Thaten übt kein Mann, geschweige ein Weib. Fort! aus meinen Augen!" Mit diesen Worten faßte er die Königin Agnes am Arm und schob sie zur Thüre hinaus. Dann wandte er sich zur Prinzessin und sagte: „Die Gefangenen sind in dieser Nacht entronnen. Ich will nicht untersuchen durch wessen Hilfe. Ein unbesonnenes Wort, das mir im Feuer der Rede entfallen, wurde zu kühner That benutzt. Ich zürne nicht, die Absicht war gut, aber wolle Gott, daß nicht Unschuldige dafür büßen müssen, daß die Schuldigen entrannen. Meine Schwester ist ein frommer Teufel und meine Mutter ist eine Schwestertochter von Ludwig dem Baiern. Wie es aber auch ergehen möge, das Haupt dieses Kindleins soll heilig sein."

So redete der Herzog, nahm dann den Knaben freundlich kosend auf den Arm und versprach ihm, daß die böse Frau ihm nichts mehr thun dürfe. Zwei tapfere Ritter, die vor die Thüre des Zimmers gestellt wurden, gaben diesem Versprechen den erforderlichen Nachdruck.

Am Vormittag noch wurde in dem großen Rittersaale Kriegsgericht gehalten über die Knechte und Reisigen. Herzog Friedrich, Herzog Leopold, Königin Elisabetha, Königin Agnes, Graf Imer von Straßberg, Heinrich von Grießenberg und viele andere Ritter und Diener des österreichischen Hauses wohnten der Versammlung bei. „Was sollen wir den armen Leuten thun?" fragte Friedrich. „Den Kopf vor die Füße legen," sprach Herzog Leopold, „wie sie es verdient haben, und wie es die noch vielmehr verdient hätten, welche durch Deine Unvorsichtigkeit leider für dieses Mal entwischt sind." Friedrich bot alle Beredtsamkeit auf, um zu zeigen, daß die Gefangenen lauter Knechte und Reisige seien, welche ihrer Verhältnisse oder ihrer Armuth wegen gezwungen gewesen seien, die Burg vertheidigen zu helfen. „Mit Nichten," schrie Agnes, „sie gehören auch zur Rotte Korah. Sie haben um den Mord unsers seligen Vaters gewußt und dennoch mit den Mördern gemeinsame Sache gemacht. Auch auf ihnen ruht die Reichsacht." „Wehe mir, was muß ich hören," unterbrach sie die Wittwe Albrechts. „Man sieht wohl, o Friedrich, daß Du den Leichnam Deines guten Vaters nicht gesehen, wie er da lag, blutend und von schrecklichen Wunden entstellt. Ich bin als Herzogstochter geboren und erzogen, ich habe auf dem ersten Throne der Christenheit geglänzt, aber ich wollte gerne im ärmsten Dorfe von Haus zu Haus gehen und mein Brod mit Nähen und Spinnen erwerben, wenn ich machen könnte, daß mein Albrecht noch lebte. Jetzt habe ich nur noch einen Wunsch, ihn zu rächen und dann zu liegen, wo er lag. Fluch dem Kinde, das unnatürlich genug denken sollte, mir bei diesem heiligen Werke nicht beistehen zu wollen." Mit rauschendem Beifalle wurde diese Rede von denen beklatscht, welche bei der Belagerung der Burg Verwandte oder Freunde verloren hatten oder der Mannschaft darüber zürnten, daß sie die Aufforderung zur Uebergabe des Schlosses auf beschimpfende Weise beantwortet hatte. „Tod allen Gefangenen!" lautete der einmüthige Beschluß.

„Ich wasche meine Hände in Unschuld, ich will diese That nicht auf meinem Gewissen haben und will auch nicht Zeuge dieser Metzelei sein," sprach Herzog Friedrich. Sogleich ritt er mit der Prinzessin Elisabetha nach dem Kloster Töß. Auf einem dritten Rosse saß die

Amme, die inzwischen wieder gefunden worden, und hielt den Knaben Walter im Arm.

Am Nachmittage wurden in Gegenwart des Herzogs Leopold, der Königin Elisabeth und der Königin Agnes auf einer großen Wiese vor dem Schlosse Schnabelburg dreiundsechzig Diener des Herrn Walter von Eschenbach enthauptet. Jauchzend watete Agnes im Blute der Hingerichteten und rief: „Heute bade ich im Maithau!"

35.

Der Verrath.

Unmuthig darüber, daß er solchen blutigen Gräuel nicht zu hintertreiben vermochte, verließ der edelsinnige Herzog Friedrich wenige Tage später diese obern Landen und begab sich nach Oesterreich. Desto ärger wütheten jetzt der Herzog Leopold, die Königin Elisabetha und ihre Tochter, die Königin Agnes. Die Burgen wurden gebrochen und die Diener der sogenannten Königsmörder allenthalben hingerichtet. Man berechnet, daß durch diese Blutrache mehr als tausend unschuldige Männer, Weiber und Kinder zum Tode durch Henkershand gebracht wurden. Ein schauerliches Blatt in der Schweizergeschichte, über dem der Geist der Menschlichkeit weint und das man umsonst mit der rohen Denkart jenes Zeitalters zu entschuldigen sucht.

Der Leser wird uns schon verzeihen, wenn wir die Einnahme der einzelnen Burgen und die Grausamkeiten, mit welchen dieselben verbunden waren, nicht weitläufig und der Reihe nach schildern. Leider bleibt auch so noch dem Verfasser das Eine und das Andere zu erzählen übrig, was er fühlenden Herzen gerne ersparen möchte, wenn es nicht zu dem großen Gemälde gehörte, das er sich einmal zu zeichnen vorgenommen hat.

Wir ändern also den Schauplatz und führen unsern Leser in jene Gegend, wo Deutschlands kräftige Sprache verstummt und der Franzose uns mit Höflichkeiten überhäuft, von denen er voraussetzt, daß wir sie nicht annehmen werden. In Hochburgund, unfern von Besançon, wanderte ein Mann auf das Dorf Ile zu, den man an seiner

Tracht sogleich für einen Pilger erkannte. Sein Haupt, das vor anderthalb Jahren nur noch vereinzelte graue Haare zählte, war jetzt ganz vom Schnee des Alters bedeckt. Verglich man die aufrechte Haltung und den festen Gang des Wanderers mit den tiefen Furchen auf der Stirne und dem kummervollen Blicke, den er von Zeit zu Zeit dem Himmel zuwandte, so war man nicht ungeneigt, die Farbe der Haare eher auf Rechnung schwerer Schicksale zu setzen, als auf Rechnung eines hohen Alters. Auf dem Berge stand ein stattliches Schloß, dessen Fenster wie Feuer erglänzten im Strahle der sinkenden Sonne. In einiger Entfernung lag das Dorf I**, halb verhüllt von dem Schatten des Abends. Doch ragte hoch aus der Dämmerung die riesenhafte Tanne empor, welche die Stätte bezeichnete, wo das Wirthshaus sich befand.

Der Pilger warf zweifelhafte Blicke bald auf das freundlich beleuchtete Schloß, bald auf das beschattete Dorf hin, gleichsam, als ob er unschlüssig sei, was er wählen solle. An der Stelle angelangt, wo eine Nebenstraße von dem Heerweg ab nach dem Berge führte, schlug er zuerst die Richtung auf die Burg ein. Plötzlich aber stand er nachdenklich still, schüttelte heftig den Kopf, drehte sich um und verfolgte den Pfad, welcher auf das Dorf zuführte.

Die Nacht brach eben ein, als der Wanderer die Schenke erreichte, die durch den hohen Tannbaum sattsam zu verstehen gab, daß hier die Tugend der Gastfreundschaft geübt werde für Jeden, der sie mit klingender Münze bezahlen könne. Der Fremde trat in die von Alter gebräunte Stube, rückte leicht den Hut gegen die Anwesenden und legte seinen Pilgerstab auf die Bank und nahm in einem dunkeln Winkel Platz.

Mit einem tiefen Bückling erschien der Gastwirth und fragte, was der Herr befehle. „Ich bin sehr ermüdet," begann der Wanderer, „wünsche also etwas Weniges als Nachtessen und dann ein gutes Bett."

Nun zuckte der Gastwirth seine Schultern bis an die Ohren, machte ein dummes Bocksgesicht und antwortete mit komischer Verlegenheit: „Nix Deutsch! pardon, Monsieur, je n'ai pas l'honner de parler Allemand — Nix Deutsch!"

„Der Fremde fragt, ob er nichts zu essen haben und hier übernachten könne," unterbrach ihn einer der Gäste, die an einem andern Tische saßen.

„O bien oui, bien oui!“ rief jetzt der Wirth, der mit der den Gastwirthen eigenthümlich feinen Nase schon herausgewittert hatte, daß der Mann im Pilgergewande die Zeche bezahlen könne. Dann fing er mit geläufiger Zunge an, dem Gaste anzupreisen, was man alles im Gasthof zum Tannbaum in Ile haben und nicht haben könnte. Allein der Pilger verstand von der ganzen Rede des Welschen nichts oder er stellte sich doch, als ob er nichts davon verstehe. De la soupe, de la viande, du pain, un bon lit — das waren die einzelnen Wörter, welche der Fremde in abgebrochenem, kurzem Tone erwiederte.

Während der Wirth nach der Küche eilte, den Befehlen des Fremden Folge zu geben, hatte dieser in seinem Winkel Gelegenheit, die Gäste näher in's Auge zu fassen, welche am andern Tische zechten. Obenan saß ein stattlich geputzter Ritter, der in Allem das große Wort zu führen schien. Es war der Herr des Dorfes und des Schlosses auf dem Berge. Herr Theobald von Blamont war sein Name. Dem Leser ist er bereits von Baden her bekannt, vielleicht war er auch dem Pilger nicht ganz unbekannt, der wohl nicht ohne Absicht in seinem Winkel den Hut so tief in's Gesicht drückte. Zur Rechten des Herrn von Blamont saß sein Burgpfaff und zur Linken der Vogt des Dorfes. Die übrigen Tischgenossen waren Krämer, Handwerker und Bauern. Die Unterhaltung bot wenig Interesse, sie drehte sich größtentheils um Dorfangelegenheiten, um Aussichten auf einen günstigen Herbst, Jagdabenteuer, Trinkgelage, schöne Frauen u. s. w.

Endlich ging das Gespräch auf die Geschichte des Tages über, auf den Reichstag von Speier, das Leichenbegräbniß der Könige Adolf und Albrecht und die Acht, welche über Johann und seine Freunde daselbst ausgesprochen worden. Herr Theobald von Blamont machte seinen staunenden Zuhörern eine furchtbare Schilderung von der Strenge, mit welcher die Hinterlassenen des Königs Albrecht gegen die Mörder des Letztern verfahren. „O, glaubet mir,“ fuhr er fort, „ich kenne sehr genau die Geschichte; denn meine Frau ist verwandt im dritten Glied mit Herrn Rudolf von Wart.“ „Saget doch,“ entgegnete der Vogt, „wo jetzt Euer Vetter, der Herr von Wart sich aufhält?“ „Ich weiß nicht,“ antwortete der Ritter Blamont, „aber alle Welt behauptet, daß er liege verborgen auf dem Schlosse Wart, bei seiner Frau oder auf der Burg Multberg bei seinem Bruder. Ob

aber das wahr sei, das wird sich zeigen sehr geschwind, denn Herzog Leopold ist gekommen mit großem Heere in die Grafschaft Kiburg und belagert hart die Schlösser Wart und Multberg."

Ritter Blamont hatte nicht bemerkt, daß der Mann im Pilgergewande mit gespannter Aufmerksamkeit seiner Unterhaltung lauschte. Plötzlich aber fuhr der Mann aus seinem Winkel empor, warf den Hut auf den Tisch und rief: „Was sagt Ihr hier? Herr von Blamont, habe ich recht gehört? Wart und Multberg belagert? sagtet Ihr nicht so?"

„Ei was?" erwiederte sich umdrehend der Ritter, „so bald hat der deutsche Mann gelernt französisch? Diable m'emporte, wenn das nicht ist mein Vetter, Herr von Wart, selber. Quoi? ist das auch eine gute Manier zu leben, wenn man sich schleicht also vermummt vorbei an seinen Verwandten und übernachtet lieber dans un cabaret miserable, als auf der Burg bei guten Freunden? Nun habe ich gefangen hier den schlauen Fuchs." — Also sprach Blamont mit spöttischem Lächeln, dann aber umarmte er den unerwartet gefundenen Vetter und zeigte sich mit welscher Höflichkeit ganz entzückt, ihn so wohl zu sehen.

Rudolf von Wart entschuldigte sich damit, daß er seine Anverwandten so spät nicht habe beunruhigen und besonders als Geächteter nicht in Ungelegenheit bringen wollen. Dabei bat er dringend, daß Blamont ihm doch sagen möchte, was er Näheres von der Belagerung der Schlösser Wart und Multberg, so wie von den Sicksalen seiner geliebten Gertrud und seines Bruders Jakob wisse.

Rudolf von Wart hatte sich die ganze Zeit über theils in den Landen des Pfalzgrafen vom Rhein, theils bei seinem Oheim auf der Burg Falkenstein aufgehalten. Jetzt war er auf einer Wallfahrt nach Avignon begriffen, wo er, dem Geiste der Zeit gemäß, beichten und bei Papst Klemens V. sich Ablaß der Sünden holen wollte. Dieser freiwilligen Verbannung hatte er sich aus zwei Gründen unterzogen. Für's Erste hatte er die Anschläge gegen Albrechts Leben nie gebilligt, die That war ohne sein Vorwissen beschlossen und ausgeführt worden; daher wollte er auch in einem allfälligen Kriege keine gemeinsame Sache mit den Verschwornen machen, die selber sich das Spiel so unbesonnen verdorben hatten. Zweitens hoffte er dadurch zu bewirken, daß das Gewitter der Blutrache schonend an den Burgen

Wart und Multberg vorüber ziehen und er und die Seinigen nicht mit den übrigen Freunden des Herzogs Johann auf gleiche Linie gesetzt werden möchten.

Die Nachricht von der Belagerung beider Burgen war daher ein Donnerschlag für sein Ohr, die ihn alle Regeln der Klugheit vergessen machte. Nicht, weil er seine Anverwandten nicht beunruhigen oder ihnen eine Verlegenheit hatte ersparen wollen, war er an dem Schlosse vorüber gegangen und in der Schenke eingekehrt. Ein geheimes Gefühl warnte ihn vor dem Schlosse Blamont, eine unüberwindliche Abneigung vor der Glattzüngigkeit des welschen Windbeutels, der sich seinen Vetter nannte. Das war der wirkliche Grund.

Auch jetzt noch hätte Wart lieber in der Dorfschenke übernachtet. Er schützte seine Müdigkeit vor, die Furcht, der Frau von Blamont lästig zu fallen; er versprach, am Morgen bei guter Zeit auf dem Schlosse erscheinen und der Base seine Aufwartung machen zu wollen. Alles umsonst. Der Ritter von Blamont wußte so verbindlich einzuladen und die erhobene Bedenklichkeit so gefällig zu widerlegen, daß dem Herrn Rudolf von Wart nichts Anderes übrig blieb, als das vorgeführte Roß zu besteigen und mit seinem Vetter zur Burg hinauf zu reiten.

Auch wurde er hier auf das freundschaftlichste empfangen. Frau von Blamont versicherte, wie sehr sie sich gesehnt habe, den theuern Oheim wieder ein Mal zu sehen und ihm in seinem Mißgeschick ein gastliches Obdach anzubieten. Ein gutes Nachtmahl wurde bereitet, wie es die kurze Zeit gestattete. Wart wurde gebeten, seine Schicksale und seine Leiden während seiner freiwilligen Verbannung zu erzählen. Er that es und mehr als eine Thräne glänzte in dem Auge der aufmerksamen Base. Theobald fluchte über den Schurken von König Albrecht und über den diable enragé von Königin Agnes. Beide, Theobald und seine Frau baten, daß Wart bei ihnen verweilen möchte, bis man nähere Kunde eingezogen haben werde über die Belagerung der Burgen Wart und Multberg. „Nein!“ sagte Rudolf, „ich kann hier nicht bleiben. Ich wollte nach Avignon zum heiligen Vater pilgern, in der Hoffnung, daß meine Unschuld und meine freiwillige Verbannung den Zorn der Verwandten Albrechts beschwören werde. Jetzt aber, da sie dennoch ihre gierige Hand nach meinen Gütern ausstrecken und meinen Bruder und mich verderben

wollen, jetzt will ich das Pilgerkleid mit dem Harnisch vertauschen und in meine Heimath eilen, um Weib und Kind zu vertheidigen und unter den Türmmern meines väterlichen Stammschlosses mich begraben zu lassen.

„Ma foi! Vous avez raison!" erwiederte Theobald, „das heißt gesprochen, wie ein Chevalier soll sprechen. Bon courage! ich will geben Pferd und Rüstung, Schwert und Lanze, daß Ihr soll sein ein homme de la guerre comme il faut!"

Und siehe! während sie so redeten, fielen dem guten Rudolf die Augen zu. Theobald und sein Weib lächelten einander bedeutungsvoll an. Der Schlaftrunk hatte gewirkt und es stand dem beabsichtigten Bubenstück kein Hinderniß mehr entgegen.

Theobald von Blamont war ein prahlerischer, falscher, gewissenloser Mann, der durch seinen übertriebenen Aufwand und seinen häufigen Aufenthalt am Hofe sein väterliches Erbe weit herunter gebracht hatte. Seine Schlösser und Güter waren nach allen Seiten hin verpfändet. Alle Tage stürmten die Gläubiger daher und mahnten an die längst verstrichenen Termine. An demselben Abende, wo unsere Geschichte sich zutrug, waren ein Jude und ein Kaufmann von Besançon auf Blamont gewesen und hatten erklärt, die Geduld sei zu Ende; wenn Theobald in der nächsten Woche nicht bezahle, so werden sie des Ritters Hausgeräthe, Waffen, Pferde und Jagdhunde auf öffentlicher Versteigerung an den Meistbietenden verkaufen. Früher hatte Theobald geringere Gläubiger die Treppe hinuntergeworfen oder sich durch einen Straßenraub aus der Klemme geholfen. Allein seit einiger Zeit machten die Krämer lieber einen Umweg, als daß sie am Schlosse Blamont vorbei gezogen wären, oder sie reisten unter starker Bedeckung. Und die Treppe hinabwerfen durfte er die Gläubiger jetzt deßwegen nicht, weil der Kaufmann ein Rathsherr von Besançon war und der Jude sonst großen Einfluß übte. Theobald war in Verzweiflung. Er ging mit dem Kaplan und dem Vogte in die Schenke, um den Aerger bei'm Humpen zu vergessen. Da geschah es, daß Wart das Unglück hatte, mit ihm in der Schenke zusammen zu treffen.

Bei seiner Heimkunft nahm er sein Weib auf einige Augenblicke bei Seite, erzählte ihr, wie Rudolf am Schlosse Blamont habe vor-

bei schleichen wollen und wie er diesen Vorfall zu benutzen gedenke, um sich aus der Klemme zu helfen. Das Weib, eine geborne Herzogin von Urselingen, war ihres Mannes völlig werth. Sie hatte viel dazu beigetragen, denselben in Schulden zu stürzen und zitterte bei dem Gedanken, daß die frühere Herrlichkeit nun bald zu Ende gehen sollte. Sie nahm keinen Anstand, auf die Plane ihres Mannes einzugehen. Es bedurfte nur einiger Worte, so hatte sich das saubere Paar verständigt.

Sie heuchelte die größte Freundschaft für ihren Verwandten bezeugte ihm herzliche Theilnahme, weinte sogar bei der Schilderung seiner Leiden. Es waren aber nur Krokodilsthränen. Mit schmeichlerischem Lächeln reichte sie nach genossenem Nachtessen dem Gaste das kostbare Kristallglas zum Ehrentrunke, in welches sie am Kredenztische unvermerkt die Schlaftropfen gemischt hatte.

So schlief Rudolf am Tische, zwischen den Judasseelen, die zu seiner nächsten Verwandtschaft gehörten. Theobald rief seinen Knechten, daß sie den Fremden an den Ort trügen, den er ihnen sogleich zeigen würde. Und die Knechte thaten nach des Ritters Willen.

Am Morgen aber, als Rudolf von Wart aus dem künstlichen Schlafe erwachte, wußte er anfänglich lange nicht, wo er war und ob er träume oder wache. Ein schauerliches Gefängniß hielt ihn umfangen, schwere Ketten klirrten an Hand und Fuß. Endlich brachte Theobalds Diener ihm Wasser und Brod. „Aber warum handelt mein Vetter also an mir?“ fragte der unglückliche Rudolf. Der Wärter schwieg und zuckte die Achseln. Entweder konnte er es nicht sagen, oder er wollte es nicht sagen. An demselben Morgen hatte Theobald den Burgkaplan mit einem Briefe an den Herzog Leopold geschickt. In dem Briefe aber stand geschrieben: „Was gebet Ihr mir, wenn ich den Mörder Euers Vaters in Euere Hände überantworte?“

36.

Das Blutgericht.

Was der Ritter Theobald von Blamont über die Burgen Wart und Multberg gesagt hatte, war weder bloßes Gerücht, noch eigene

Erfindung. Allerdings hatte Leopold zuerst das Schloß Wart belagert und dasselbe verbrannt. Ja noch mehr. Da die Sage ging Rudolf von Wart halte sich bei seinem Bruder Jakob versteckt, so rückte der Herzog vor Multberg und verlangte die Herausgabe des Königsmörders. Zwar versicherte Jakob von Wart hoch und theuer, sein Bruder habe keinen Antheil gehabt an dem Tode Albrechts, auch sei sein dermaliger Aufenthalt ihm durchaus unbekannt; aber es half Alles nichts, Leopold nahm die Burg ein und zerstörte sie. Und so wurde der Ritter Jakob, der nichts von den Anschlägen wider Albrechts Leben geahnt, ein Mann, der seiner Liebe zum Minnegesang und seiner Rechtschaffenheit wegen weit umher geachtet war, seines Eigenthums beraubt und in bittere Armuth gestürzt. Gleichzeitige österreichische Schriftsteller beklagen selber das Unrecht, das an diesem Redlichen begangen ward. Er starb später in einer dürftigen Bauernhütte zu Nefftenbach.

Gertrud aber, die Gemahlin Rudolfs von Wart, wandte ihrem brennenden Schlosse weinend den Rücken, nahm ihr Kind an die Hand und wanderte zu ihren Anverwandten nach Basel. Sie dankte jetzt Gott, daß Rudolf ihren Rath, auf der Burg sich versteckt zu halten, nicht befolgt hatte; denn sie hoffte, es würde ihm gelingen, im Welschlande den Nachstellungen Oesterreichs zu entgehen. Arme Frau! Schon befand sich ihr Gatte in den Händen des Seelenverkäufers Blamont und Leopold bezahlte, so viel der Schurke verlangte, um das unglückliche Schlachtopfer in seine Gewalt zu bekommen. Die Kunde von Rudolfs Gefangennehmung war die schreckliche Hiobspost, welche Gertrud bei ihrer Ankunft in Basel vernahm.

Gertrud und ihre Freunde gaben sich Mühe, die Bürgerschaft von Basel, wo seit Albrechts Tod die Gegenpartei Oesterreichs die Oberhand gewonnen, dahin zu vermögen, daß sie die Reisigen des Herzogs Leopold beim Durchzuge durch die Stadt Basel entwaffne und den Unschuldigen befreie. Allein die vom Könige ausgesprochene Reichsacht lag wie ein lähmender Alp über den Gemüthern. Es blieb daher bei einem leeren Bedauern, bei einem thatenlosen Mitleid; Rudolf von Wart wurde wirklich unter starker Bedeckung durch Basel geführt und nach Brugg gebracht.

Je formloser die Anverwandten Albrechts bei der Einnahme der

Burgen wider die unschuldige Dienerschaft der sogenannten Königsmörder gehandelt, desto sorgfältiger suchten sie bei der Verurtheilung Warts die gerichtlichen Formen zu beobachten, welche in den Tagen des Mittelalters üblich waren. Der gerichtliche Pomp, der gegen den Ritter angewendet wurde, sollte gewissermaßen das kurze Verfahren rechtfertigen, das man sich gegen die Knechte, als untergeordnete Teilnehmer der großen Verschwörung in Ausübnng des strengen Kriegsrechtes erlaubt hatte.

An einem Dinstag Morgen zog Graf Imer von Straßberg als Reichsvogt oder Landrichter mit zwölf Stuhlsaßen oder Urtheilern nach der großen Linde, welche außerhalb des Städtchens Brugg an der Reichsstraße stand, alle den Mantel um die Schulter und das Schwert an der Seite. Dort war ein erhöhter, mit goldenen Knöpfen geschmückter Stuhl für den Reichsvogt und zwei Bänke für die Beisitzer bereitet. Ein ausgespanntes Seil bezeichnete die Schranken, welche das zudrängende Volk nicht überschreiten durfte. Der Reichsvogt trat zu seinem Stuhl, die Urtheiler zu ihren Bänken. Hierauf richtete der Erstere, stehend und den weißen Gerichtsstab in der Hand, vier Fragen an die Beisitzer: 1) ob es an der Zeit sei, das Landgericht zu hegen? 2) ob er das Landgericht verbannen solle, daß bei Strafe von 3 Schill. Pfenn. Niemand ohne Erlaubniß des Landrichters dabei sprechen möge? 3) ob er, wenn man das heilige Sakrament vorbeitragen würde, das Recht haben solle, aufzustehen und ihm die gebührende Ehrfurcht zu beweisen, und ob er, wenn Feuers- oder Wassersnoth oder Kriegsgeschrei entstünde, oder wenn die Herrschaft Hilfe bedürfte, mit den Urtheilssprechern helfen, wenn aber die Hilfe nicht mehr nöthig und es noch bei guter Tageszeit wäre, die Geschäfte wieder fortführen dürfe? 4) ob er, wenn er erkranken oder von den Amtleuten zu einem andern Geschäft berufen werden sollte, den Stab sodann nicht einem Andern übergeben und nach beendigtem Geschäft denselben wieder übernehmen möge? Nachdem diese vier Fragen bejahend entschieden worden: rief der Gerichtsbote, der ebenfalls einen Stab trug: „Ich verbiete das Gericht, daß Niemand ohne seinen Fürsprech rede.“ Jetzt setzte sich der Reichsvogt auf seinen Stuhl, das Antlitz nach Osten gewendet, den rechten Fuß über den linken geschlagen und den weiße Stabn in der Hand.

Die zwölf Schöppen aber nahmen auf ihren Bänken Platz. Der Stadtschreiber von Brugg saß an einem kleinen Tischchen bei Seite und der Gerichtsbote stand harrend am Eingange in die Schranken. Also war nach der Sitte des Mittelalters die feierliche Sitzung des Blutgerichtes eröffnet. Viel Volk war zugegen.

Jetzt brachten einige Reisige den Ritter Rudolf von Wart und übergaben ihn dem Weibel, welcher ihn innert den Ring stellte. Zu gleicher Zeit sprengte der Herzog Leopold mit seinen Dienern daher. An der Gerichtsstätte angelangt, stieg er vom Rosse, trat innert die Schranken mit gezogenem Schwerte, während er durch einen seiner Edelknaben eine Hand von Wachs vor den Stufen des Richterstuhls niederlegen ließ. Heftig klagte der junge Fürst den Ritter Rudolf an als Mörder seines Vaters, des Königs Albrecht, und verlangte, daß derselbe zum Tode durch das Rad verurtheilt werden möchte.

Graf Imer von Straßberg als Reichsvogt fragte den Ritter, was er gegen diese schwere Klage vorzubringen habe. Gelassen und mit männlicher Würde wies Rudolf die Beschuldigung zurück mit der Versicherung, daß er stets den Herzog Johann vor gewaltthätigen Schritten gewarnt habe, daß die blutige Handlung ihm ganz unerwartet gekommen sei und daß er aus Unwillen über das Geschehene jede Verbindung mit den Verschwornen gemieden und es vorgezogen habe, in freiwilliger Verbannung zu leben.

Der Reichsvogt machte nun den Kläger darauf aufmerksam, daß nach den Reichsgesetzen der gichtige Mund oder die handhafte That oder der blinkende Schein gefordert werde, das heißt in der gerichtlichen Sprache jener Zeit: Wenn der Beklagte nicht gestehe, so müsse er auf frischer That betreten oder durch das Corpus delicti überwiesen werden können.

„Er ist auf der That betreten worden," schrie Herzog Leopold, „ich beweise das durch einen ehrenfesten und frommen Ritter. Da ist der Mann, der es sah, wie dieser Elende die Hand legte an das geheiligte Leben meines seligen Vaters." Dabei deutete Leopold auf den Ritter Walter von Kasteln, der eben innert die Schranken trat.

Straßberg fragte die Blutrichter, ob sie Herrn Walter von Kasteln für einen gültigen Zeugen erkennen. Nachdem solches beja't worden war, forderte der Reichsvogt Herrn von Kasteln auf,

getreu zu berichten, was er in Beziehung auf den an König Albrecht begangenen Mord anzugeben wisse. Kasteln erzählte die ganze Geschichte umständlich und schloß damit, daß er behauptete, Ritter Rudolf von Wart habe dem König einen Hieb über das Gesicht versetzt.

Ritter Rudolf widersprach aber diese Angabe auf das bestimmteste. „Ich habe", sagte derselbe, „den König mit keinem Finger berührt, ich so wenig, als Konrad von Tägerfeld. Entweder legt Kasteln hier wissentlich ein falsches Zeugniß ab oder er hat sich im Schrecken über die unerwartete That getäuscht und mich mit meinem Schwager Balm oder mit Walter von Eschenbach verwechselt."

„Was? Du willst es wagen, die Glaubwürdigkeit eines solchen Ritters anzufechten? Du lügnerischer Bösewicht!" schrie Herzog Leopold. „Ihr Herren! Ihr habt die Angabe des braven Kasteln gehört. Was wollet Ihr noch viel Federlesens mit diesem Elenden machen? Walter von Kasteln hat ein Wort geredet. Das ist genug."

„Nein, Herzog! das ist nicht genug," entgegnete Rudolf von Wart. „Nach Gesetz und Uebung werden drei, wenigstens zwei Zeugen verlangt. Hier aber ist nur ein Zeuge. Kasteln sagt Unwahrheit, ob mit oder ohne Wissen, das wage ich nicht zu entscheiden. Kasteln kann sich getäuscht haben. Ich verlange einen Zeugen, der sich nie täuscht."

„Und wer wäre dieser Zeuge?" fragte mit ungläubigem Lächeln der Reichsvogt, Graf Imer von Straßberg.

„Gott! der allwissende, allgerechte Gott!" antwortete mit feierlichem Nachdruck der Angeklagte. „Ich will es auf einen ehrlichen Zweikampf, auf ein Gottesurtheil ankommen lassen. Kasteln und ich, wir widersprechen uns, wir sind beide Ritter, unbescholtene Männer, von denen der Eine so viel Glauben verdient, als der Andere. Ihr, Blutrichter, Ihr wisset nicht, auf welcher Seite die Wahrheit liegt. Gebt uns zwei Schwerter, damit wir kämpfen auf Leben und Tod, überlasset dem die Entscheidung, der unser, der einst auch Euer Richter sein wird."

Kaum hatte Wart diese Erklärung vollendet, so öffneten sich die dichten Reihen des umstehenden Volkes und hinein in den heiligen Ring des Blutgerichtes drängte sich ein Weib mit allen Merkmalen der Angst und der Verzweiflung. Es war Gertrud von Balm, die Gattin des Ritters Rudolf von Wart. Sie schilderte die Recht-

schaffenheit ihres Mannes, sie betheuerte die Unschuld desselben, sie malte mit starken Farben das Unrecht, das ihrem Hause bereits widerfahren, und die Blutgier der Anverwandten Albrechts, welcher schon so viele unschuldig Opfer geschlachtet worden. „Gerechtigkeit!" rief sie, die Hände ringend und auf die Knie sich niederwerfend, „Gerechtigkeit, Ihr Richter, bedenket, daß vor Gott Alle gleich sind, Groß und Klein! Mordet den unschuldigen Mann hier nicht! raubet meinem armen Kinde den Vater nicht! ich bitte, ich beschwöre Euch, um Euerer eigenen Gattinnen und Kinder willen, gedenket des jüngsten Gerichtes und der vergeltenden Ewigkeit!"

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf das Volk, das dichtgedrängt die Schranken umgab. Manches Auge wurde feucht, manches Haupt wandte sich, Beifall nickend, zum Nachbar. Gerechtigkeit! Gnade! Die Habsburger haben schon zu viel Blut getrunken, Gnade, Gnade! So tönte es aus der dunkeln Masse des Volkes. Ernst erhob sich jetzt Graf Imer von Straßberg und schlug mit dem Gerichtsstab auf den Tisch. „Ich gebiete Stille," rief er. „Stille! Stille!" wiederholte der Weibel. Auf das Zeichen des Reichvogtes hin traten die zwölf Schöppen bei Seite, um das Urteil zu fällen. Nur der Reichsvogt, der Gerichtsbot, Herzog Leopold, Rudolf von Wart und die arme Gertrud blieben im Ringe. Bange Stille schwebte über dem ganzen Kreise, zwischen Furcht und Hoffnung zitterte jegliches Herz.

Endlich, nach einer halben Stunde, die eine Ewigkeit zu sein schien, kamen die zwölf Ritter wieder und stellten sich an ihre Plätze. Ritter Heinrich Geßler von Brunnegg erklärte dem Reichsvogt, daß die Blutrichter geurtheilt haben nach Recht und Gewissen. Dann trat der Stadtschreiber von Brugg vor und las den Spruch des Gerichtes. „Ritter Rudolf von Wart ist des Königsmordes schuldig und zum Tode durch das Rad verurtheilt." Also lautete die schreckliche Erkanntniß. Kaltes Grausen durchrieselte die Nerven der Zuhörer. Gertrud stieß einen Schrei des Entsetzens aus und fiel ohnmächtig nieder. Nachdem das arme Weib weggetragen worden, verlangte Wart den Bruder Berchtold Strebel, um die letzten Tröstungen der Religion zu empfangen.

Schlag zwölf Uhr ertönte die Armensünderglocke, dumpf und schauerlich. In wildem Gewühle wogte die schaulustige Menge nach

der Reuß hinaus, auf das Feld, wo seiner Zeit der König Albrecht erschlagen worden. Hier sollte Rudolf gerädert werden zur Sühne für das daselbst vorgefallene Verbrechen.

So hatte Agnes die Sache sich ausgedacht. Sie und ihre Mutter, die Königin Elisabetha, waren nämlich in Brugg. Beide Weiber hatten auf die Wahl der zwölf Blutrichter und das Urtheil einen entscheidenden Einfluß geübt. Ach! der arme Rudolf war verdammt, ehe er nach Brugg gekommen, und sein Todesurtheil gemacht, bevor er verhört worden. Mit unmenschlicher Lust jubelten diese beiden Furien über den ausgefällten Spruch. Agnes hielt sich jetzt ihres Gelübdes entbunden, darum legte sie das abgetragene Zwilchkleid von sich und schmückte sich, wie zu einer Hochzeit. Wirklich hatte Leopold dem Reichsvogte und den Beisitzern ein glänzendes Mittagessen bereiten lassen. Und also geschah es, daß in Brugg die Becher klirrten und die Geigen sich vernehmen ließen, während der arme Rudolf von Wart draußen mit gebrochenen Gliedern auf dem Rade lag.

Nach der Mahlzeit begaben sich dann beide Königinnen, Mutter und Tochter, auf das Feld hinaus. Das Volk hatte, von Schauer und Mitleid überwältigt, sich bereits nach allen Seiten verlaufen. Nur die Kriegsknechte und der Scharfrichter und einige Andere waren zugegen. Da trat Agnes vor das Rad hin, auf welchem der Ritter lag, und rief: „Rudolf! wie liegt es sich dort oben? nicht wahr, an diesen Lohn hast Du nicht gedacht, als Du Deinen Herrn und König erschlugst, oder behauptest Du jetzt noch, daß Du unschuldig seiest?“

„Ja,“ antwortete der Mann auf dem Rad, ich bin unschuldig und habe die That nicht begangen, deren ich angeklagt worden. Aber die, welche sie begingen, haben nicht einen König, sondern einen Wütherich erschlagen, der seine blutige Hand wider Eid und Ehre an König Adolf, seinen natürlichen Herrn, gelegt und ihn seines Lebens beraubt hatte, — ja wohl! einen Wütherich, der seinem Neffen Herzog Johann Land und Leut mit Gewalt wider Gott und Recht vorenthalten. Die Strafe, die ich hier erleide, hätte Dein Vater, der Mörder des Königs Adolf, besser verdient, als ich.

Agnes und Elisabetha wurden ob dieser Rede mit neuem Grimm erfüllt. Eben waren sie im Begriffe, alle Bosheit ihres Zornes in eine giftige Antwort zusammen zu drängen, da trat Bruder Berch-

told Strebel, den sie bisher nicht bemerkt hatten, ihnen entgegen und rief: „Hebet Euch von hinnen! wahnsinnige Weiber! ist es nicht genug, daß Ihr diesen unglücklichen Mann auf das Rad gebracht? wollet Ihr auch an seinem Todeskampfe Euch weiden? Hebet Euch von hinnen und bittet zu Gott, daß er Euch verzeihe, was Ihr in der Verblendung Euerer Seelen an diesem und so vielen hundert andern unschuldigen Menschen gethan.“

Also sprach der Mann Gottes. Agnes und Elisabetha aber schlichen sich kleinlaut und beschämt von dannen.

Drei Tage lag der Ritter auf dem Rade ausgespannt, namenlose Qualen litt der arme Mann. Doch stand ein guter Engel ihm zur Seite, das war seine gute Gertrud. Sobald sie von ihrer Ohnmacht sich erholt hatte, verfügte sie sich auf die Richtstätte, zu ihrem unglücklichen Gatten. Tag und Nacht verweilte sie dort, unter dem Rade auf der Erde liegend und den Dulder mit Gebeten und frommen Sprüchen aufrichtend. Als Bruder Berchtold Strebel den Ritter fragte, ob es sein Wille sei, daß die Frau allda bei ihm bleibe, sagte er: „O nein! ihre Gegenwart verursacht mir größere Schmerzen, als die Marter, die mir angethan worden, denn ihre große Treue geht mir zu Herzen.“ Er nöthigte sie oft, hinweg zu gehen. Sie aber sprach: „Ich will nicht von Dir weichen, so lange Dein Leben währt. Gerne wollte ich mit Dir sterben.“

Am Abend des dritten Tages rief Rudolf: „Mich dürstet!“ Da ging Gertrud zur Reuß hinab, holte Wasser in ihrem Schuh, stieg am Rade empor und erquickte den Lechzenden. Alsbald wurde der Ritter bleich, neigte sein Haupt und starb.

37.

Die Teufelsbrücke und der kleine Schneeballenhändler.

Grauen und Entsetzen verbreitete sich allenthalben, wohin die Kunde drang von Rudolfs martervollem Tode. Besonders war das der Fall in dem Hause des Altlandammann Rudolf Reding in Schwyz. Herzog Johann und Konrad von Tägerfeld hatten sich seit dem Falle der Schnabelburg daselbst aufgehalten. „Unsere Sache

ist verloren," sprach Tägerfeld. Die Schlösser Wart, Multberg, Fahrwangen, Altbüren, Maschwanden, Eschenbach und Schnabelburg liegen in Schutt und Asche; unsere treuesten Freunde und Diener haben unter dem Schwerte unserer Verfolger verblutet. Was auf Euch, o Herzog, und auf mich warten würde, wofern wir in Leopolds Hände fallen würden, das lehrt das unglückliche Schicksal unsers guten Warts. Wir müssen von hier hinweg. Zug und Luzern liegt mir zu nahe. Auch sind wir für eine große Partei in diesen Bergen schon längst ungerne gesehene Gäste gewesen. Wir müssen fort!"

„Und wohin?" fragte Johann düster. „Nach Italien," entgegnete Tägerfeld. „Ja! fort nach Avignon," unterstützte in ängstlichem Tone das schöne Röschen, „nach Avignon, zum heiligen Vater." „Was aber dort thun?" versetzte der Herzog, „dem Pabste sagen, daß man mir mein Erbe auf Erden geraubt habe und daß er mir dafür das himmlische Erbe geben solle." Ein bitteres Lächeln begleitete diese Worte.

Doch erkannte der junge Mann selber, daß seines Bleibens in den Waltstätten nicht mehr sein könne. Nachdem sich beide Männer in das graue Beghardenkleid gehüllt und Röschen den Begnienschleier über sich geworfen, nahmen sie Abschied von Landammann Reding und seinen Hausgenossen. „Behalte hier meine Harfe zum Andenken," sagte Röschen zu Antonia, „meinem Herzen ahnet es, daß ich keine Lieder mehr spielen werde." Antonia weinte sehr, sie und Hünenberg begleiteten ihre Freundin, den kleinen Johann auf den Armen tragend bis nach Brunnen.

In Brunnen bestiegen die Flüchtigen ein Schiff und fuhren an des Arenberges steilen Felswand vorbei nach Flüelen hinab. Dann gingen sie über Altdorf nach Bürglen, um dem braven Schützen im Schächenthal noch ein Lebewohl zu sagen. „Wenn Ihr einige Tage bei mir weilen wollet, so will ich Euch den Weg über das Gebirg weisen, denn ich denke, daß ein Führer Euch wohl zu Statten kommen dürfte in der schaurigen Wildniß," sprach Wilhelm Tell. Dessen waren die beiden Männer und besonders die junge Frau froh und sie blieben in Bürglen drei Tage. Am vierten Tage brachte Tell einen Esel, den er in Altdorf gekauft hatte. Röschen mit dem blühenden Knaben mußte sich auf das Thier setzen, dessen Zügel in

der Hand Johanns ruhte. Dieser trug, so wie Tägerfeld, nur einen schlichten Stab, der sich aber schnell in einen Spieß verwandeln ließ. Tell aber hatte die Armbrust bei sich und den mit Pfeilen reich gefüllten Köcher. Also begann die Wanderung in's Gebirg, über Bürglingen, Erstfelden und die Klause.

„Was ist das?" fragten sich die Hirten von Uri, an welchen der Zug vorüberwallte, „begleitet der Tell da die Mutter Gottes mit dem Christusknaben?" In der That war die Vergleichung nicht übel. Die schöne, züchtig gekleidete Frau, die sinnend auf dem Thiere saß, das schon mehr dem Süden angehört, und den schlafenden Kleinen an ihr besorgtes Mutterherz drückte, und der ernste, düsterblickende, junge Mann, der mit dem Stabe in der Hand rüstig neben dem Esel einherschritt und darüber wachte, daß Weib und Kind keinen Schaden nehme, wahrlich, es hatte viel Aehnliches mit der Art und Weise, wie unsere Maler die heilige Familie auf der Flucht nach Aegypten vorzustellen pflegen.

Anfänglich führte der Weg über eine grüne, mit ärmlichen Hütten besäete Ebene, am Stammschloß der Freiherren von Silenen und an den Trümmern des von Landvogt Geßler erbauten Zwinguri vorüber, nach dem Dorfe Amstäg, über welchem die Windgälle und der Bristen sich stolz in die Lüfte erheben. Vom Dorfe Amstäg aber ging es jäh und immer jäher bergan bis zu den Spitzen des Gotthards empor. Heut zu Tage findet der Wanderer hier eine kunstreich gebaute, durch viele Brücken verbundene Straße. Und doch wird es ihm seltsam zu Muthe, wenn er durch die schattige Gebirgswelt an den mit niedergestürzten Lawinen ausgefüllten Schluchten dahinzieht. Wie ganz anders aber mußte es im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ausgesehen haben, wo nur ein mühevoller, kaum für Saumthiere gangbarer Pfad durch die Nacht der Wälder sich wand, wo statt der heutigen gewölbten Brücken nur unsichere Stege oder in Ketten hängende Balken von Felswand zu Felswand leiteten.

Als die Reisenden zu einer Stelle gelangt waren, wo die Reuß mit furchtbarem Gebrüll in den Abgrund hinunterdonnert, hielt der Gemsjäger aus dem Schächenthale still und warf einen Stein in die Tiefe hinab. „Horch! wie lange es währt, bis der Stein die Tiefe erreicht. Das ist der Pfaffensprung," sprach er. „Ein Mönch war

mit einem Mädchen entflohen. Hart drängten die Verfolger, welche ihm auf der Ferse saßen. Da kam er zu dieser Kluft. Der Steg war fort — eine Lawine hatte ihn zerschmettert. Einen Augenblick Zögerung, so war Freiheit und Mädchen verloren. Da faßt sich der Mönch ein Herz, er umschlingt seine Geliebte und mit der süßen Bürde schwingt er sich in übermenschlicher Anstrengung über den donnernden Strom. Darum heißt der Ort der „Pfaffensprung".

„Und gelangte er mit dem Mädchen glücklich an das jenseitige Ufer?" fragte Rosa. „So erzählt die Sage," antwortete Tell, „denn wer sich selber nicht verläßt, den verläßt Gott nicht." Die Frau warf einen liebenden Blick nach dem Gatten, der die Zügel ihres Thieres hielt.

Nachdem die kleine Karawane sich im Dorfe Wasen erfrischt und dem Thiere ein Futter gegeben hatte, ging es wieder rüstig aufwärts bis nach Göschenen, wo über den braunen Hütten die blendend weißen Gipfel und Schneefelder von Sandbalm hervorschimmern. „Hier beginnt der grause Felsschlund, welchen man die Schöllenen nennt," bemerkte Tell. Und es war so.

In dieser Höhe schaut der Blick vergeblich nach Bäumen oder Gebüsch um. Die Natur hat das grüne Gewand des Graswuchses abgestreift. Einzelne Alpenrosen abgerechnet, welche in den Spalten der Klippen wurzeln, ist alles Andere kahler, grauer Fels, ein steinernes Thal des Todes, auf welchem der Fluch der Unfruchtbarkeit ruht. Vor dir verengt sich dasselbe zur schließenden Wand. Du schaust dich um, und durch eine kühne Wendung des Pfades hat sich ein Bergkoloß dir in den Rücken geschoben. Links und rechts ragen gleiche Bergriesen in die Lüfte empor. Der Himmel über deinem Haupte scheint nur noch einige Spannen breit zu sein. Kein Sonnenstrahl fällt in diese Wildniß. Es hat Alles etwas Unheimliches, Höllisches. Schwarze Kreuze zu deinen Füßen bezeichnen die Stellen, wo vorüberwallende Wanderer von Schneelawinen erschlagen wurden. Gewaltige, schwarze Granitblöcke zeugen, nach der Sage, von der Zerstörungswuth der bösen Geister, die vormals in dieser Höllenlandschaft gehauset. Jetzt stehst du allein da, das einzige lebende Wesen in dieser schauerlichen Einsamkeit. Tiefe Grabesstille würde ihre walten, wenn der Bergstrom nicht wäre, der mit rasendem

Gebrüll unter dir dahin tobt durch die Krümmungen des nächtlichen Abgrunds. Seine Wogen zerschellen zu Schnee an den vorragenden Klippen. Nebelartig dampfen die Wolken des kochenden Wassers an den Felsen empor. Siehe, da trägt eine steinerne Brücke mit kühnem Schwunge dich durch den silbernen Schaum, der wie durchsichtiger Staub aus der schwindlichten Tiefe emporwirbelt. Ein großartiges Werk, von Menschenhand erbaut und mit Menschenblut besiegelt. Der Aberglaube schreibt indessen das Werk dem bösen Geiste zu und nennt es die Teufelsbrücke.

In den Tagen, in denen der Enkel des Königs Rudolf und die Tochter des Königs Adolf als arme Flüchtlinge hier vorüberpilgerten, bestand die Brücke freilich nur noch aus einigen schwankenden Balken, die in eisernen Ketten über dem schrecklichen Abgrund hingen. Und es geschah nicht selten, daß der heulende Föhnwind, wenn er durch die Schlucht zog, das Saumthier faßte und Thier und Ladung von der Brücke hinunterschleuderte in den tosenden Waldstrom. Auch fehlte damals noch der durch den Felsen gehauene Gang, welcher das Urnerloch heißt und die Wanderer heut zu Tage, wie durch Zauberschlag, aus der Unterwelt dieser vulkanischen Höllennatur plötzlich hinausführt an das rosige Licht des freundlichen Thales von Urseren.

Dennoch hatte Röschen mit ihren Begleitern den Pfad des Schreckens glücklich zurückgelegt. Leichter athmete ihre Brust. Jede Gefahr schien überstanden. Munter förderten Alle ihre Schritte, um bald auf der Höhe des Gotthards anzulangen, wo Italiens heiterer Himmel die Kinder des rauhern Nordens aufnimmt. Als sie aber zwischen Andermatt und Hospital sich befanden, stieß Jägerfeld den Herzog mit dem Ellenbogen und machte ihn auf die Figur aufmerksam, welche sich vom Hospital daher bewegte. „Wie kommt der Kauz da in das Urserenthal herauf? da ist die Sache nicht geheuer," sprach er. Sogleich wurde Tell unterrichtet, was er zu dem Bürschlein sagen solle, während die Andern so schnell, als möglich, vorbeizögen.

Das Bürschlein war nämlich Niemand Anders, als Kuni von Stocken, der Hofnarr des Herzogs Leopold. Er trug einen großen Korb auf dem Kopfe, den er mit Schneeballen angefüllt hatte.

„Ei! grüße Dich Gott! wohin? mit dem Ding da?" fragte der Gemsjäger.

„Zu Markte," antwortete keck der Zwerg.

„Was thun?"

„Schneeballen an die Herren von Luzern verkaufen.

„Gibt es denn in Luzern keinen Schnee?"

„Freilich, aber nur im Winter. Der Schnee in der Tiefe taugt nichts, er schmilzt mit dem Frühling. Da droben aber macht man Schnee, der das ganze Jahr durch hält. Wirst sehen, was die Base Agnes für eine Freude haben wird, wenn sie und ihr Beichtvater sich auch im Sommer mit Schneeballen werfen können."

„Wie kommt Kuni von Stocken aber nach Urseren hinauf?" fragte der Gemsjäger.

„Aha!" kicherte der Hofnarr, „möchtest Du das wissen? das hat seine guten Gründe. Vetter Leupold steckt mit ein paar Gesellen schon seit gestern droben im Hospiz. Sie warten dort auf einen Vogel, der vorbei kommen soll. Ich sehe aber weder Vogel noch Fisch. Darum habe ich aus Langweile Schneeballen gemacht, um sie nach Luzern auf den Markt zu tragen. Kommt der Vogel nicht, oder fliegt er der Furka zu, so kehrt heute Abend Vetter Leupold nach Luzern zurück. Dann aber ist Leupold der Narr und Kuni ist dann der Vetter." Also sprach der Zwerg und trollte sich mit seinen Schneeballen lachend in das Wirthshaus zu Andermatt.

Herzog Leopold war in Luzern durch einen geheimen Anhänger Oesterreichs von Schwyz aus von der Abreise Johanns in Kenntniß gesetzt worden. Er begab sich daher, während dieser in Bürglen einige Tage verweilte, auf den Gotthard, um den Flüchtlingen den Weg zu verlegen. Kuni, welcher zu verhüten wünschte, daß die grausenvolle Hinrichtung des Rudolfs von Wart wiederholt werde, suchte den armen Prinzen bei Zeiten zu warnen. Er that es unter dem Anscheine von Narrheit, die er an Leopolds Hofe zu spielen pflegte.

Johann und Tägerfeld verstanden sogleich, was der Zwerg wollte, nur waren sie einen Augenblick unschlüssig, ob sie nach Uri zurückkehren oder den Weg über die Furka einschlagen sollten. Offenbar schien Kuni ihnen das Letztere anzurathen. Nach kurzem Besinnen beschlossen die Wanderer, den Rath des Narren zu befolgen und sich beim Dorfe Hospital rechts zu wenden. Und es gereichte ihnen zum Heil. Glücklich gelangten sie nach Realp, wo sie übernachteten. Am

folgenden Tage führte Tell sie über den Furkapaß am prächtigen Rhonegletscher vorbei nach Oberwald. Bei diesem Dorfe nahm er dann Abschied, indem er der Frau und den beiden Männern kräftig die Hand schüttelte und den holden Knaben mit seinen bärtigen Lippen so derb küßte, daß der Kleine erschrocken das Gesicht abwandte und halb weinend sich am Nacken der Mutter anklammerte.

„Lebet wohl!“ sprach der biedere Waidmann zum Herzog, „Ihr habet meiner jetzt nicht mehr vonnöthen, denn Ihr seid im Lande Wallis und der böse Pfad liegt hinter Euch. Lasset, lieber Herr, hier auch die Träume des Ehrgeizes und der Herrschsucht zurück. Ihr habet viel verloren, viel erlitten, aber Ihr besitzet da noch Weib und Kind, das ist mehr werth, als ein Fürstenhut. Mein Vaterland hat Euch nicht unterstützt, wie ich es wünschte; es ist aber noch nicht aller Tage Abend. Oesterreichs Ländersucht wird die Waldstätte nicht immer ruhen lassen. Mir ist, es werde noch ein Tag kommen, wo wir neben einander kämpfen werden für die Freiheit des Gebirges und für das Erbe Euerer Väter. Bis dahin gehabt Euch wohl! Gehet mit Gott!“ Also sprach Wilhelm Tell. Dann warf er seine Armbrust auf die Schulter und kehrte trotzigen Schrittes zurück nach der Schlucht, durch welche der Pfad sich schlingt, welcher zum Lande Uri führt.

38.

Das Guren auf dem St. Bernhardsberg.

Wallis gehört zu den merkwürdigsten Landschaften nicht bloß der Schweiz, sondern von Europa. Es ist mit einem Kranz von Gebirgen umgeben, welche zu den höchsten der Alpenwelt gezählt werden. Ihre Spitzen erheben sich achttausend bis vierzehntausend Fuß über das Meer und sind fast alle mit ewigem Schnee und ungeheuern Gletschern bedeckt, die zum Theil in die Thäler hinabhängen. Nirgends vereinigen sich in einem so kleinen Bezirke, wie hier, die Klimate und Erzeugnisse aller Breiten, von Island bis Sizilien und Afrika, die schnelle Abwechselung der entgegengesetztesten Dinge, die unbeschreiblichste Mannigfaltigkeit einer gräßlichen Tod- und Zer-

störung ankündenden und hinwieder bis zur Ueppigkeit fruchtbaren Natur. Au vielen Orten fällt die Erndte am Mai, an andern im Oktober und wenn hier das Obst nicht mehr reift, so wachsen dort Mandeln, Feigen, Granaten u. s. w. Ohne eigentliche Pflege kommen Reben und spenden Weine, welche bei gehöriger Pflege den stärksten spanischen Weinen gleich sein würden. In den Gebirgen leben Gemsen, Murmelthiere, Lüchse, Wölfe, zuweilen Bären, Adler, Lämmergeier. Der Boden ist reich an Marmor, Eisen, Kupfer, Silber und Gold.

Die schöne Rosa und ihre Begleiter durchzogen dieses merkwürdige Land der Länge nach von den Eisthürmen des prachtvollen Rhonegletschers bis hinab zu den Gärten und den Rebhügeln des fruchtbaren Fleckens Martinach. Der Umstand, daß sie den Nachstellungen des Herzogs Leopold ausweichen mußten, hatte den ursprünglichen Reiseplan vereitelt. Aus gewissen Gründen wünschten sie das Schloß St. Maurice und die Gegend von Genf zu vermeiden. Als sie daher in Martinach erfuhren, daß ein treuer Waffenfreund des Ritters Konrad von Tägerfeld im Aostathal lebe, so wurde es diesem leicht, Johann und seine Gattin zu vermögen, den Weg über den St. Bernhard einzuschlagen.

Es war ein ungewöhnlich milder Herbsttag, der Föhnwind blies und goß die warmen Lüfte Italiens in die vielfach zerklüfteten Thäler des Walliser Landes. Die Berge schienen, was bei'm Föhnwinde gewöhnlich der Fall ist, dem Auge näher gerückt, die Umrisse derselben, der reine Schnee im Blau des Himmels, das saftige Grün der Matten, das Dunkel der Wälder, die Schatten der Schluchten, alles das zeichnete sich schärfer ab, ausgeprägter und markiger.

Am frühen Morgen hatten sich unsere Wanderer auf den Weg gemacht. Von der schönen Witterung begünstigt, stiegen sie den ganzen Vormittag unverdrossen in die Höhe über Branchier, Orsieres und Liddes. Nachdem sie bei der Kapelle des heiligen Laurenzius sich an der herrlichen Fernsicht gelabt, nahmen sie in dem Dorfe Liddes etwas zum Imbiß. Johann und Tägerfeld ließen sich den welschen Wein trefflich schmecken. „Mit jedem Schritte, den wir gegen Italien thun, wird es mir leichter um das Herz“ — sprach der Ritter. „Wollte Gott,“ versetzte die schöne Rosa, „daß wir dort ein stilles

Asyl fänden, wo wir fern von der Welt leben und der erlittenen Leiden vergessen könnten." Sie freute sich dabei, daß des Trübsinns nachtende Wolke von der Stirne ihres Mannes gewichen und mit inniger Liebe drückte sie den kleinen Johann an den wogenden Busen. Ach! der Mensch denkt es und Gott lenkt es.

Kaum war die Karavane eine Stunde von Liddes entfernt, so fing die Luft an, sich zu verdichten. Die Sonne trat hinter einen Schleier von Wolken. Ein schwarzer Nebel lastete auf den Gletschern von Proz und Piodoz, die drohend hinabschauen auf die Hirtenhütten von Proz. Trübes Dunkel verbreitete sich nach allen Seiten, die Hörner und Zinken verschwanden, der Himmel wurde wie ein graues Zelt und die näher und immer näher wallenden Nebel beschränkten die Landschaft, so daß sie enge ward und schaurig, wie eine Todtengruft. Es waren das wohl bedenkliche Zeichen, aber unsere Pilger waren zu wenig mit der Natur des Gebirges bekannt, um die Gefahr zu ahnen, in welcher sie sich befanden. Obgleich schon ziemlich ermüdet, rangen sie sich durch die Felsschlucht empor, welche heut zu Tage der Weg von Marengo heißt. Die Petershöhe war erstiegen, die letzte Alpe des St. Bernhardsberges. Eine steinige Wüste nahm jetzt die Wanderer auf. Kein Strauch, kein Grashalm war mehr zu schlauen. Grau, wie der Himmel ob dem Haupte, grau waren auch die Felsen, auf denen der Fuß dahin wandelte. Schneefeld reihte sich an Schneefeld. Jetzt auf ein Mal stand der Esel still, auf welchem Rosa mit dem Kinde ritt. Alle Ermahnungen, alle Schläge waren umsonst; das Thier ließ sich nicht von der Stelle bringen.

Und siehe! da trat jene furchtbare Erscheinung des Hochgebirges ein, welche die Walliser mit dem Ausdrucke „Guxen" bezeichnen. Die Wolken senkten sich jählings vom Himmel herab. Ein wildes Schneegestöber fing an zu wirbeln. Verworrene, geheimnißvolle Stimmen ließen sich hören. Dumpf toste es über die Gletscher und Firnen; entsetzlich heulte der Sturm in den Lüften.

„Vorwärts!" rief Johann, indem er Mutter und Kind vom Thiere herabriß, „vorwärts! in einer Stunde sind wir im Hospiz." Aber grimmige Kälte schnitt durch die Glieder. Der Sturm wühlte den Schnee zu mächtigen Strudeln empor, die Windsbraut tanzte und wimmerte durch die winterliche Wüste, riesenhafte Säulen von

eisigem Staub wogten und wirbelten und kochten in gräßlichem Aufruhr durcheinander, von den Tiefen herauf, von den Höhen herab. Der Tag verfinsterte sich, der Pfad ging verloren. Das Auge war geblendet, der Athem gehemmt, der Fuß wie gelähmt. Die Wanderer wurden getrennt. Zuerst fiel Rosa mit dem Kinde um, dann der alternde Tägerfeld. In wenigen Augenblicken waren die Gefallenen mit einer Masse von Schnee überschüttet. Johann rief nach seinem Weibe, nach seinem Freunde. Keine menschliche Stimme antwortete ihm, nur das Hohngelächter des heulenden Sturmes und das Gewimmer der tanzenden Windsbraut. Da stand der junge Mann vor einer Säule, von welcher ein Glockenstrang herabhing. Er glaubte gehört zu haben, daß diese Säulen Nothzeichen seien für verunglückte Wanderer. In wilder Verzweiflung zog der Arme am Strange. Zwei bis drei Mal ertönte das Glöcklein, da riß das verwitterte Seil, und Johann selber sank erschöpft in den tiefen Schnee.

Er hatte, wie wir sahen, beim Anfange des Unwetters noch gehofft, das Hospiz zu erreichen. Mit diesem Worte, das eigentlich eine Herberge bedeutet, bezeichnet man das Kloster, welches auf dem höchsten Punkte des St. Bernhardsberges steht, an dem gefahrvollen, aber im Sommer und Winter stark betretenen Passe, der vom Walliser Lande nach dem Aostathal hinüberführt. Es ist das eine Anstalt, welche nicht bloß der Schweiz, sondern der Menschheit zur Ehre gereicht. Gerührt von den unsäglichen Leiden und Gefahren, welchen die deutschen und französischen Pilgrime bei ihrer Wallfahrt nach Rom ausgesetzt waren, faßte ein savoyischer Edelmann, Namens Bernhard von Menthon, gegen das Ende des ersten Jahrtausends nach Christo den Entschluß, auf der Spitze dieses Berges ein Kloster zu gründen, das den armen Reisenden eine Zufluchtsstätte bieten sollte. Er setzte sein Vermögen an diesen menschenfreundlichen Zweck und übergab die Anstalt einer gewissen Anzahl regulärer Chorherren des Augustiner-Ordens. Diese Mönche stehen unter einem Probste und leben das ganze Jahr hier über den Wolken in einer winterlichen Einöde, in der Region des ewigen Schnee's, wo die Rauheit der Luft die Tage der Menschen verkürzt und wo ein Aufenthalt von wenigen Jahren schon den Grund legt zu Rheumatismen und Gichtbeschwerden, deren man nicht mehr los wird, bis zum Grabe. Das

Kloster nimmt die Wanderer unentgeltlich auf, gewährt ihnen Schutz, kleidet sie im Nothfalle und verpflegt sie in der Krankheit. Des Abends und in der Nacht ertönt die Glocke, damit ihr weithin reichender Klang Solchen, die sich verirrt haben möchten, den Ort bezeichne, wo sie eine Zufluchtsstätte finden. Bei gefährlicher Witterung ziehen die Mönche und ihre Knechte, mit Stangen versehen, in die Wildniß aus, um den Nothleidenden zu Hilfe zu kommen und die Verschütteten aus dem Schnee hervor zu suchen. Dabei werden sie von großen Hunden unterstützt, die für diesen Zweck besonders abgerichtet sind, und eine wunderbare Fertigkeit besitzen, Menschen, die im Schnee verborgen liegen, aufzuwittern und herauszuscharren. Oft, bei Tage und bei Nacht, durchstreifen die Hunde auch einzeln, ohne Führer, die Gegend, begrüßen die Wanderer und bringen Verirrte dadurch auf den rechten Weg, daß sie mit Bellen, Schmeicheln und Zupfen nicht nachlassen, bis der Gefundene ihnen folgt, wo sie ihn dann gerade auf das Hospiz zuführen. Gewöhnlich trägt der Hund auf dem Rücken einen wollenen Mantel und am Halsband ein Essigfläschchen, damit Verunglückte gleich finden, was sie bedürfen, um sich zu erwärmen und zu erfrischen. So wird heut zu Tage im Museum zu Bern ein ausgestopfter Hund ab dem St. Bernhardsberg gezeigt, welcher siebenzig Menschen das Leben gerettet haben soll.

Die Mönche wenden alle Mittel an, um die Erfrornen wieder zu beleben. Mißlingen aber die menschenfreundlichen Bemühungen, so werden die Unglücklichen in Leichentücher gehüllt und in der Todtenhalle nebeneinander angelehnt. Rings um das Kloster ist Alles harter Fels, so daß keine Beerdigung möglich wäre. In der Todtenhalle, wo die Winde durch die starken Eisengitter freien Zutritt haben, verwesen die Körper nicht, sondern sie trocknen aus und werden zu Mumien. Wer hier oben einen Freund verlor, kann ihn nach langen Jahren unversehrt antreffen und wieder erkennen. Und wer Niemand erkennt, steht doch mit einem eigenen Gefühle da vor dieser aus allen Zeiten und aus allen Weltgegenden hier vereinigten Versammlung von Todten. Das ist die Anstalt, die auch der Held unsers Jahrhunderts, Napoleon, gehörig würdigte, das ist das Kloster, dem auch der erklärteste Feind des Klosterlebens seine Bewunderung nicht versagen wird.

An dem in Rede stehenden Tage befanden sich die Patres in der

Stube des Hospiziums und schauten besorgt, wie die wüthenden Schneewirbel gegen die Scheiben schlugen. Ein dichter, schwarzer, trauriger Nebel hüllte das Kloster in Grabesnacht, so daß man am Nachmittag um zwei Uhr in der Stube die größten Buchstaben nicht hätte erkennen können. Ein eisiger Wind von außerordentlicher Heftigkeit begleitete die Schneesündfluth; er schien Alles wegblasen, Alles vernichten zu wollen, selbst die majestätischen Felsen, die sich seinem Ungestüm widersetzten. Und wenn er seine Wuth vergebens an ihren gespaltenen Seiten aus gelassen hatte, brüllte er in seiner Ohnmacht, diese gigantischen Alpenmassen umzustürzen. Die Windstöße waren so wüthend, daß sie Erschütterungen, wie bei einem heftigen Erdbeben hervorbrachten; man fühlte deutlich, wie die Mauern, die Zimmer, die Stühle zitterten, die Wände krachten. Ja die Glocken fingen von selber an zu läuten.

„Ist der Meßmer auf dem Thurme?" fragte einer der Patres, „oder wer läutet ohne Auftrag?" Das ist der Wind," lautete die Antwort. „Ja," fiel der Probst ein, „es ist der Wind oder vielmehr es ist Gottes Finger, der uns unsere Unthätigkeit vorwirft, in dem er uns zu verstehen gibt, daß Wanderer in Gefahr seien. Auf! ihr Brüder! unsere Pflicht ruft."

Also sprach der Probst. Zwölf Mönche und zwanzig Knechte nahmen ihre Stäbe und Schaufeln zur Hand, sie pfiffen und lockten den Hunden. Dann setzte der Zug, vom Probste angeführt, sich in Bewegung durch die weißen Höhen und Thäler der von einer Schneesündfluth überschütteten, vom heulenden Sturmwinde gepeitschten, von stäubenden Flocken durchwirbelten Winterlandschaft. Anfänglich war der Aufruhr der Natur so furchtbar, daß das Auge keine Hand breit vorwärts sehen konnte und daß den Mönchen und Knechten der Athem beinahe ausging vor dem eisigen Staube, den der Wind ihnen in's Gesicht jagte. Sechs Fuß hoch lag an manchen Stellen der Straße der aufgethürmte Schnee. Mann und Hund versanken zuweilen in demselben bis an die Ohren.

Das Guxen ist indessen von einer sonderbaren Eigenschaft begleitet. Während die ganze Atmosphäre dieser Eiswelt in schrecklichem Aufruhr begriffen ist, waltet auf allen Seiten der Nachbarschaft stilles, heiteres Wetter. Niemand ahnet im ganzen Umkreise

das Mindeste von dem furchtbaren, örtlichen Orkan. Ja, auf den Gletschern und ihrer Umgebung selbst dauert das Rasen der Luft nur einige Stunden. Dann Friede.

So war es auch jetzt auf dem St. Bernhardsberg. Urplötzlich legte sich der Sturmwind. Ruhige Stille verbreitete sich vom frommen Kloster bis zur Petersalp hinab, wolkenlos dehnte das Blau des Himmels sich aus über die beschneiten Kämme, Firsten und Zinken, und freundlich gleiteten die Strahlen der untergehenden Sonne über die weiße Fläche hin, durch welche die Mannschaft des Hospizes mühsam sich einen Wag bahnte. Die Mönche und Knechte waren nicht mehr weit vom Hospitale entfernt, als sie auf drei Leichname stießen, auf eine Frau, ein Kind und einen ältern Mann. Der Wind hatte den früher aufgethürmten Schnee wieder weggeweht, so daß die Unglücklichen den Suchenden sogleich in die Augen fielen. Bald stöberte ein Hund die Stätte auf, wo der Herzog Johann in Schnee begraben neben einer Säule im Straßengraben lag. Auch dieser wurde mit Hilfe der Schaufeln an das Tageslicht gebracht.

Die Knechte trugen die Aufgefundenen nach dem Hospitale, wo sogleich alle Versuche vorgenommen wurden, um die Erstarrten wieder in's Leben zu wecken. Ihre Mühe sollte nicht vergeblich sein, der Leib des jungen Mannes erwärmte sich, sein Puls begann zu schlagen, seine Brust zu athmen. Ungünstiger war der Erfolg der angewandten Mittel bei dem ältern Mann, bei der jungen Frau und ihrem Kinde. Als Herzog Johann sich wie aus einem schweren Traume aufrichtete, warf er einen langen prüfenden Blick auf das Zimmer und die Männer, die mit ihm beschäftigt zu sein schienen. „Wo bin ich?“ fragte er. „Wo ist Röschen und unser Kind? wo ist Tägerfeld?“ Die Mönche wiesen nach dem Hintergrunde des Saales. Weib und Kind und Freund — sie lagen todt zu seinen Füßen. Johann war allein in's Leben zurückgekehrt, um den Fluch des Daseins in seiner ganzen Schwere zu empfinden.

29.

Trotz bis zum Ende und Heuchelei bis an's Ende.

Der Leser kennt nun die Hauptsache unserer Geschichte. Um also den Schluß der Erzählung nicht allzu weit hinauszuschieben, wollen wir uns etwas kürzer fassen und hier einen Zeitraum von vier Jahren überspringen. Nachdem König Heinrich den Herzogen von Oesterreich die früher verweigerte Belehnung ertheilt und die Reichsacht über die Mörder seines Vorfahren ausgesprochen hatte, war zwischen dem Hause Habsburg und demjenigen von Luxenburg das beste Verhältniß eingetreten. Nicht nur boten die österreichischen Herzoge Hand dazu, daß das Königreich Böhmen an den Sohn des Königs überging, sondern sie begleiteten denselben auch auf seinem Zuge nach Italien. Bekanntlich wurde, nach den alten Reichsgesetzen, der von den Churfürsten erwählte römische König erst dann zum römischen Kaiser, wenn er die Fahrt nach Rom gemacht und daselbst die Krone aus den Händen des heiligen Vaters empfangen hatte. Rudolf, Adolf und Albrecht hatten zu diesem Zuge weder Lust noch Zeit gefunden, weshalb sie im strengen Sinne des Wortes nicht römische Kaiser, sondern nur römische Könige waren. Heinrich VII. legte dagegen großen Werth darauf, in Rom mit der kaiserlichen Krone geschmückt zu werden, um dann in Italien das unter seinen Vorfahren geschwächte kaiserliche Ansehen wieder herzustellen. Leopold zeichnete sich auf diesem Zuge durch die ihm eigenthümliche, ungestüme Tapferkeit aus. Eben war der neue Kaiser im Begriffe, die Schwester des Herzogs Leopold, die Prinzessin Katharina, zu heirathen, als er an italienischem Gifte erkrankte und starb.

Unter den Rittern, welche den Kaiser auf seinem Römerzuge begleiteten, befand sich auch der kriegerische Graf Werner von Homburg. Sein unruhiger, hochstrebender Geist hoffte in Italien den Wirkungskreis zu finden, nach dem er sich in seiner Heimath vergeblich gesehnt hatte. Als aber Heinrichs plötzlicher Tod diese Hoffnungen vereitelte, schienen alte Erinnerungen und Plane auf ein Mal wieder in der Seele des armen, aber thatenlustigen Grafen aufzuleben. Er begab sich daher eines Tages nach dem Augustiner Kloster in Pisa und bat, daß man einem gewissen Mönche, den er von Deutsch-

land her kenne, melden möchte, daß der Graf von Homburg draußen sei und mit ihm zu sprechen wünsche. Es währte aber nicht lange, so kam der Pförtner mit der Antwort zurück: „Der Mönch kenne den Grafen und Seinesgleichen so sehr, daß er weder mit ihm, noch mit Seinesgleichen weiter etwas zu schaffen haben wolle."

Ihr fraget vielleicht, wer dieser Mönch sei? — Ein sonderbares Wesen! Ein finsterer Geselle, der gespensterhaft in seiner Zelle sitzt oder mit seinem starren Geisterblick die Brüder schreckt, wenn er durch die Kreuzgänge der Klosters schleicht. Wohl trägt er das Klostergewand, aber das Gelübde hat er nicht gethan, wie die dunkeln Locken zeigen, die rabenschwarz über Gesicht und Nacken ihm hinunterwallen. Düstere Falten ziehen sich über die Stirne dieses jungen Mannes, in seinen Augen funkelt ein tückischer Grimm, in den Zügen des bleichen Antlitzes lastet ein Gram, für welchen die menschliche Sprache keinen Namen hat. Der wortkarge, trotzig aufgeworfene Mund dieses unheimlichen Gesellen hat keinen Gruß für den Begegnenden und das Lächeln, das zuweilen um seine dünnen Lippen spielt, scheint eine tiefe Menschenverachtung auszusprechen, einen bittern Hohn über das eigene Elend. Wenn im Tempel des Weihrauchs Opferdüfte wallen, wenn im Chore der Gesang der Brüder himmelan sich erhebt, wenn die Gemeinde in frommer Andacht sich vor dem Hochwürdigsten neigt: dann wendet die Nachtgestalt im Mönchskleide sich stumm nach dem Portale. Dort steht er und starrt mit aufgerissenem, theilnahmlosen Blicke dem Dienste der Kirche zu. Er spricht kein Gebet, schlägt kein Kreuz. Das Jahr kommt und geht, diesen Menschen treibt es nie zum Beichtstuhle, nie zum Abendmahle hin. Zerfallen mit sich selbst, mit der Welt und mit Gott, scheint er sich selber, den Menschen und Gott zu grollen.

Man wunderte sich oft, wie dieser finstere Geselle in das Kloster gerathen sei, aber Niemand wollte es recht wissen. Die Einen erzählten, der Fremde sei von dem Probste auf dem St. Bernhardsberge an den Abt empfohlen und, weil er dem Kloster, auf den Fall seines Absterbens hin, reiche Juwelen vermacht, von den Obern mit solcher Nachsicht geduldet worden. Andere hingegen schrieben die günstige Aufnahme einer Empfehlung des Kaisers Heinrich zu, welcher gewünscht habe, daß der mit einem Morde belastete junge Mann

in dem Kloster der Augustiner eine Zufluchtsstätte finde vor den Verfolgungen mächtiger Feinde.

Genug, der Fremde trug das Mönchskleid vier Jahre. Da kam der Herbst. Wie die Blätter von den Bäumen sanken, schien auch die Lebenskraft des Unglücklichen dem innern Wurme zu erliegen, der geheim an dem Herzen desselben nagte. Der Beichtvater stand mit dem Kruzifix vor dem Bette des Sterbenden und ermahnte ihn, seine Sünden zu bereuen und seinen Feinden zu vergeben. Unwillig schüttelte aber der, an welchen dieses Wort gerichtet war, das Haupt.

„Nein! ehrwürdiger Vater, das kennst Du nicht. Du hast keinen Begriff von dem Unrecht, das an mir begangen worden. Ich habe einen Schurken umgebracht, einen Mörder gemordet. Die That bereue ich nicht — siehe! diese Hand zittert. Aber heute noch würde ich dem Manne, welcher den Vater meiner Rosa erschlug, den Dolch in das schwarze Herz stoßen. Und vergeben? den Verwandten verzeihen, welche den guten Wart räderten und so viele hundert unschuldige Menschen hinrichteten, weil sie meine Freunde waren? Nein! Pater! das kann ich nicht. Alle Regungen meines Herzens fließen in ein Gefühl zusammen und dieses Gefühl heißt Haß. Hassend steig' ich zu Grabe, — mein letztes Wort heißt: Fluch! Fluch über meinen Oheim Albrecht und über Albrechts Weib und Kinder. Du schauderst, guter Mönch? Du klagst über meine Verstocktheit? Siehe! ich kannte die Liebe auch. Ich hatte ein Weib, einen Engel, und einen Knaben, hold und schön, wie ein Christuskind, zwei Wesen, bei deren Anblick der Sturm meiner Seele schwieg. Da öffnete Gott seinen Himmel und sandte seine Schneesündfluth und raubte mir die beiden Stützen, die mich aufrecht hielten in meinem Elend. Himmel und Erde hat sich vereinigt, um mich zu zertreten. Laß mich also, guter Mönch, laß mich ruhig sterben. Und wenn Du Mitleid fühlst mit der Qual, welcher dieses starke Herz erlag, so grüße mir noch meinen Freund, den armen Eschenbach, der unstät und flüchtig umherirrt, wie Kain. Sag' ihm, er soll ein Mann bleiben und als Mann sterben.

„Es soll geschehen. Aber kann ich denn nichts mehr thun für das Heil Deiner Seele? Willst Du durchaus in dieser menschenfeindlichen Stimmung hinüber gehen vor Deinen Richter?“ fragte der Mönch.

„Wohlan! so hefte mir das Gemälde dort an die Wand, damit meine Augen es sehen,“ entgegnete der Sterbende. Das Bild war von einem italienischen Meister gemacht worden, der sich einige Tage im Hause des Landammann Redings aufgehalten. Es stellte Röschen und ihr Kind vor.

Der Mönch heftete das Gemälde an die Wand. Ein trübes Lächeln flog über das Antlitz des Kranken. Er faltete die Hände. Dann begann der Pater seine Gebete wieder. Als er aber das Sakrament

reichen wollte, lag eine Leiche vor ihm da, welche die gebrochenen Augen starr auf das Gemälde an der Wand richtete. So war Herzog Johann gestorben den 13. Christmonat 1313.

Reumüthiger benahm sich die Tochter Albrechts, die königliche Wittwe Agnes. Nachdem sie an den Leiden des Herrn Rudolf von Wart sich geweidet und im Blute der Unschuldigen, die hauptsächlich auf ihr und ihrer Mutter Antreiben hin enthauptet worden, sich gebadet hatte: so gründete sie auf der Stätte, wo Albrecht gefallen, ein Kloster der mindern Brüder und ein Klarissinnen Frauenkloster, welche beide Orden mit gleichen Freiheiten ausgestattet sind. Sie baute den Frohnaltar auf der Stätte, wo Albrecht gestorben, und nannte das Stift Königsfelden. Das Gotteshaus wurde von ihr und ihrer Mutter Elisabetha aus der Beute der geächteten Anhänger Johanns mit Gut, Zehnten, Kleinodien und Gewand reich beschenkt. Auch flossen viele Gaben aus der Umgegend, von Solchen, die Gott oder dem Hofe zu gefallen begehrten. Agnes wohnte bei dem Kloster. Wenn sie vor der Morgenmahlzeit Messe gehört und am Nachmittag mit ihren Dirnen Kirchengeräthe gewirkt, pflegte sie eine deutsche Bibel und ein Buch von den Heiligen zu lesen. Sie fastete streng und bewies Demuth im Fußwaschen und Liebe in Almosen. So gelangte sie in den Geruch der Heiligkeit, so daß die berühmteste Schwester im Aargau, Hildegard von Wollhausen, durch die Andacht der Königin übertroffen wurde. Einige glaubten zwar, Agnes sei eine listige Frau, die mehr männliche Beherztheit, als weibliches Zartgefühl besitze und auf ihren Schein geistlichen Wandels sei nicht viel zu halten. Selbst ihre Stieftochter, Elisabetha von Ungarn, scheint gegen die Grausamkeit und Heuchelei derselben einen tiefen Abscheu gefaßt zu haben. Das schöne Mädchen war durchaus nicht zu bewegen, in's Kloster Königsfelden einzutreten. Erschüttert von den Ereignissen, deren Zeuge sie gewesen, nahm sie zwar den Schleier, aber sie ging in's Kloster zu Töß.

Auch ähnliche Weise urtheilte Bruder Berchtold Strebel. Agnes hatte schon lange gewünscht, daß dieser Mann Gottes sich in das Minoritenkloster zu Königsfelden begeben möchte; allein der Eremit wollte seine Einsamkeit nicht gegen das prächtige Kloster vertauschen, das sich auf dem blutgetränkten Grunde erhoben hatte. Endlich trat er, als man eben die Wittwe des Königs Albrechts in Königsfelden beerdigt hatte, vor Agnes hin, einen jungen Knaben an der Hand führend und sprach: „Frau! es ist ein schlechter Gottesdienst, wenn man unschuldiges Blut vergießt und aus dem Raub Klöster stiftet. Gott hat Gefallen an Güte und Erbarmen. Sehet diesen Knaben an. Er ist erst fünf Jahre alt und hat noch keine Menschenseele beleidigt. Dennoch habet Ihr ihn zum Waisen gemacht und ihm das Erbe seiner Väter hartherzig entzogen.

„Wer ist der Knabe?“ fragte Agnes hastig. „Es ist das Söhnlein des Herrn Walter von Eschenbach,“ entgegnete der Einsiedler mit feierlichem Nachdruck. „Gedenket heute an Euere Sünde, o Frau! Werdet dem Knaben zur Mutter! Wenn Ihr den armen Waisen an Kindes Statt annehmet, dann will ich mich in den Orden des heiligen Franziskus begeben und mit meinem Freunde, Niklaus von Bischofzell, in Euer Kloster eintreten.“

Die Königin Agnes, durch diesen Zufall überrascht, wußte nicht, was sie sagen sollte; sie sprach mit großer Salbung von den guten Absichten des frommen Bruders Berchtold, von der Gerechtigkeit Gottes, welcher der Väter Missethat an den Kindern heimsuche bis in's dritte und vierte Geschlecht. Endlich schloß sie damit, daß sie sich für einige Tage Bedenkzeit ausbat.

„Wozu das?“ fiel Herzog Friedrich ein, der zufällig gegenwärtig war und wohl einsah, daß seine Schwester nur einen Vorwand suche, der Bitte des Eremiten auszuweichen. „Was soll die Bedenkzeit? Bruder Berchtold hat Recht, es wäre wirklich besser: Etwas minder frommes Geschwätz und etwas mehr Menschlichkeit. Ehrwürdiger Bruder, Ihr sehet schon, daß meine Schwester dem Knaben nie Mutter sein wird. Lasset Euch indessen das nicht hindern, in dieses Gotteshaus einzutreten. Uebergebet den armen Waisen mir, ich will ihm Vater sein.“

Also sprach Herzog Friedrich. Wirklich nahm er den Waisen von der selbigen Stunde zu sich, ließ ihn mit aller Sorgfalt erziehen und nannte ihn Walter von Schwarzenberg. Er soll nachher der Stammvater der österreichischen Fürsten von Schwarzenberg geworden sein. Von dem Vater des Knaben, von Walter von Eschenbach, geht die Sage, er habe sich nach der Einnahme der Schnabelburg in das Land des Grafen von Württemberg geflüchtet und sei dort nach langen Jahren als Schäfer gestorben.

So hat die Habsucht und Herrschbegier des Königs Albrecht viele Menschen unglücklich gemacht. Gerade das Paar aber, dessen Schicksal im Anfange unserer Erzählung die meisten Besorgnisse eingeflößt haben dürfte, entrann dem weit verbreiteten Verderben. Wir meinen Hünenberg und Antonia. Ihre Liebe krönte der Ehe heiliges Band. Und als der Herzog Leopold einige Jahre später die Eidgenossen am Morgarten bedrohte, wurde Heinrich von Hünenberg der warnende Genius der Schweiz.

